Gleim.

Historischer Roman in drei Büchern

von

Klencke.

Drittes Buch.

Der Hüttner zu Halberstadt.

Cöthen.
Paul Schettler.
1855.

Drittes Buch.

Der Hüttner zu Halberstadt.

Zwölftes Kapitel.

Vor dem Halberstädter Thore am Wasser steht in einem freundlichen Garten, an welchen die, noch heute als Poetengang bezeichnete Allee stößt, ein stilles, einsames Haus, dessen einstiger Gründer durch die Ruhe und Zurückgezogenheit des Ortes und die anmuthige Anlage der von Bäumen und Weinlaub beschützten Wohnung nichts anderes, als friedlichen Genuß des Lebens, innere Gemüthlichkeit und Zuflucht aus dem lauten Treiben der Welt bezweckt haben konnte.

Im Jahre 1769 war der Garten mit sorgsamer Hand gepflegt, der Sommer hatte seine reichen Blumengaben dem sinnigen Gärtner spenden müssen, der vorangegangene Frühling hatte seine Nachtigallen in die stillen Gebüsche geschickt, um dem Gemüthe des Hausbewohners die Sangeslust des Lenzes zu verkünden. In diesem anmuthigen, friedlichen Gartenhause wohnte Gleim, um, nach dem Schweigen des Kriegsdonners und dem lauten Enthusiasmus der patriotischen Gefühle, nunmehr, gleich dem Könige Friedrich, das

Sanssouci stiller, beschaulicher Ruhe und friedlicher Wirksamkeit zu genießen. — Und so wie der große Held des Jahrhunderts das Schwert des Kampfes mit der Wissenschaft und Kunst vertauscht hatte und sich gern den „Philosophen von Sanssouci“ nennen hörte, so hatte auch Gleim die Schlachtbegeisterung des preußischen Grenadiers in einen sanften, seiner Natur angemessenen Dichterfrieden verwandelt und indem er, in dem Andenken großer Zeiten, getäuschter Hoffnungen und schwerer Verluste, ein einsames, der geräuschlosen Wirksamkeit und dem Umgange der Muse geweihtes Leben führte, und an einen ewigen Frieden nach schweren Siegen glaubte, nannte er sich den „Hüttner,“ dem die Einsamkeit zwar wohlthat, dessen Hüttchen aber jederzeit der Freundschaft und jeder sanften Erscheinung des Lebens gastfreundlich offen stand.

Hatte Gleim am Schicksale des Vaterlandes lebhaft Antheil genommen, hatte er für den ewigen Frieden, den er und sein Kleist sich so bereitwillig träumten, das ihm theuerste Opfer, das Blut und Leben seines Freundes, darbringen müssen, hatte er gerungen und gekämpft auf dem Felde des Geistes, um die deutsche Muse zu Ehren und Herrschaft zu bringen, so suchte er jetzt, als ein vom Welttreiben zwar im Verborgenen, aber tief in der Seele Verwundeter, das Dasein in zurückgezogener Friedensruhe zu kräftigen. — Mehr als jemals hatte er in dieser ländlichen, an tausend Jugendbilder mahnenden Ruhe die Gegenwart seines Kleist vermißt, um so mehr, als neue, bittere Erfahrungen das alte, von

schönsten Empfindungen geheiligte Band, das den Kreis seiner Freunde umschlang, auf schmerzhafte Weise zerrissen hatten. —

Der Frühling des Jahres 1760, welcher sein über Kleist weinendes Herz vergeblich durch die Nachtigall zu neuer Lebensfreude hatte locken wollen, war durch der Karschin Nachruf an den Todten, dem auch Uz bald darauf ein Klagelied gewidmet hatte, für den Trauernden nur ein wehmüthiger Nachhall des Herbstes von verklärender Wirkung gewesen — Alles, was mit seinem Schmerze harmonirte, was das Bild des Freundes, die tröstende Begeisterung für den erhabenen Zweck des patriotischen Opfers, und den errungenen Sieg vergegenwärtigen konnte, befreundete sich rasch mit seinem Herzen und als er im darauf folgenden Jahre, während einer Geschäftsanwesenheit in Berlin, die Karschin, welche seinen König und seinen Kleist so glühend besungen hatte, persönlich kennen lernte, als sie, die von Noth Gequälte, mit allem Feuer ihres poetischen Geistes ihm nahete, da schloß sein Herz schnell den edelsten Freundschaftsbund mit ihr, er lud sie nach Halberstadt ein, wohin sie auch bald als eine lebhaft empfindende Freundin eilte, er nannte sie in Anerkennung ihres Talentes, die „deutsche Sappho," half ihr durch eigene Mittel und Fürsprache bei Anderen, erwiderte ihre weiblich schwärmerische Zuneigung mit edler Freundschaft und die Freundin begnügte sich gern damit, schmückte sein Leben mit heiteren Kränzen der Poesie und empfing von ihm den sanften, sorgsamen Rath eines

aufrichtigen Vormundes. — Und als endlich im Jahre 1763 der Friede zu Hubertsburg geschlossen war und die Kriegerschaaren nach siebenjährigen, schweren Kämpfen wieder in ihre heimathlichen Wohnungen zurückkehrten, da jubelte das nach dem goldenen Zeitalter des Friedens schmachtende Herz Gleim's von Neuem anakreontische Oden, er las mit sanfter Empfindung die alten Minnesänger und dichtete patriarchische Gesänge ohne dabei zu ahnen, daß dieses erste Wiedererwachen zur Freude im weichen Klima des wiedergekehrten Friedens ihm einen theueren Freund abermals vom Herzen reißen sollte. —

Schon früher fühlte Gleim eine stille Verletzung seiner Seele, als Ramler, der Genosse seiner Bestrebungen, mit Kälte und strengem Tadel die Messiade Klopstock's aufgenommen und öffentlich kritisirt hatte. Obgleich Gleim wußte, daß der gute Freund zu den hyperkritischen Naturen gehörte, so konnte er sich doch nicht mit einer Kritik befreunden, die ihm die Begeisterung und den Schwung des Entzückens über die Werke seiner Freunde rauben wollte, da er ein fremdes Lied so gern wie sein eigenes hörte und schätzte. Die heftige, tadelnde Kritik fuhr zugleich wie ein vernichtender Blitz in das Gebäude seiner liebsten Pläne, nämlich eine Halberstädtische Akademie zu gründen, wo alle seine Freunde versammelt sein und einen friedlichen Parnassus der Poesie verwirklichen sollten. — Da dieser jahrelang genährte Plan immer noch an den großen Kriegsereignissen der Zeit gescheitert war, die für dergleichen sanftere Schöpfungen weder

Zeit noch Mittel übrig ließen, so hatte er sich den geträumten Parnassus in glücklicher Phantasie einstweilen bildlich geschaffen, indem er die Portraits seiner auserwählten Freunde und künftigen Parnaßgenossen in einem geweiheten Zimmer um sich versammelt und ihnen klassische Namen beigelegt hatte. In diesem Zimmer, das er mit gemüthlicher Selbstbefriedigung sein „Pantheon" nannte, prangten, von Künstlerhand gemalt, die Portraits Lessing's, als Sophokles, Ramler's, als Horaz, Uz's, als Pindar, Klopstock's, als Homer, der Karschin, als Sappho — dort blickte Kleist, im grünen Kranze des Lebens mit flammenden Augen auf den Verein seiner Geliebten. — Wie hätte Gleim es erdulden können, daß in diesem engverbundenen Vereine der Horaz den Homer tadelte und an seinem Ruhme feindlich kritisirte? Hatte er doch bereits selbst schon früher erfahren müssen, daß der vom Verstande und feinem Formsinne zur scharfen Kritik gestachelte Ramler ihm die zur Lectüre übersandten Fabeln mit kritischen Randglossen zurückgeschickt und nicht allein die Dichtung, sondern auch die Person des Verfassers auf unbegreiflich bittere, fast verhöhnende Weise angegriffen hatte und zwar als eine wenig zu Gleim's Liebe passende und Ramler's nicht würdige Rache, weil ersterer eine alkäische Ode des letzteren nicht unbedingt bewundert, sondern ausnahmsweise einer strengen privativen Kritik unterworfen hatte. Gleim, von des Freundes Benehmen tief verwundet, hatte ihm schriftlich dieses vorgeworfen, wechselseitige Erörterungen dienten nur dazu, das Zer-

würfniß größer zu machen, vor vier Jahren waren sie unglücklicher Weise im Hause des Buchhändler's Nicolai in Berlin zusammengetroffen und hier verletzte Ramler das Zartgefühl Gleim's so stark, daß dieser sein Herz für immer von dem seitherigen Freunde abwandte. Vergeblich hatte Ramler später eine neue Annäherung versucht, Gleim verziehe ihm zwar die unheilbare Wunde, aber verschmerzte sie nicht. — Daß bei Gleim nicht Laune oder Anmaßung den Bruch begünstigt hatte, bewies der Umstand, daß er in Folge der Gemüthserschütterung heftig erkrankte und in der Stunde großer Gefahr für sein Leben schmerzlich ausrief: — „Ach! die Freundschaft bringt mich um!" —

Aber er genaß und mußte zur Stärkung seiner gesunkenen Kräfte das Bad Lauchstädt besuchen, von wo er mit neuen Anknüpfungen für das Leben heimkehrte. Er producirte wieder, versificirte, um Klopstock's Geiste recht nahe zu sein, dessen Trauerspiel: „Tod Adam's" — mußte aber den neuen Kummer erfahren, daß Klopstock ebenso wenig damit zufrieden war, wie Lessing früher mit der Ueberarbeitung des Philotas; eine gewisse Kälte glaubte er auch in dem Benehmen dieses Freundes wahrzunehmen, seine Briefe wurden sparsamer, Gleim's Feuerseele begehrte von jedem Freundesherzen viel, weil er ihm seine ganze Seele hingab.

Die hier angedeuteten Ereignisse hatte die Zeit bereits mit mehrjährigem Herbstlaube bedeckt; Gleim's Freundschaftsbedürfniß war bemühet gewesen, den leeren Platz in seinem Herzen mit neuem Ersatze zu füllen, er hatte aber bemerkt,

daß er, je älter er wurde, immer einsamer dastehe, daß seine Jugendfreunde anderen Richtungen folgten, die Zeit eine ernstere sei, er vielleicht mit seiner anakreontischen Muse überholt und isolirt gelassen werde, daß er und seine Jugendfreunde sich nicht ganz mehr verstanden; — darüber dachte er jetzt mit Bekümmerniß nach, er sehnte sich nach der Freundschaft mit Gleichgesinnten zurück, seine Natur, welche das sanfte, zärtliche, sinnige Lied der tändelnden Lebenslust liebte und zu schaffen wußte, konnte nicht anders, sie mußte sich treu bleiben, obgleich er seine Freunde, außer dem heitern Uz, in höherem Schwunge nach Unsterblichkeit ringen und sich allmälig fremd werden sahe . . . „So muß ich es mit neuer Jugend versuchen“ — hatte er einst sehnsüchtig ausgerufen — „mein Kleist ist todt, Ramler hat den Dolch der Bosheit in das Herz der Freundschaft gestoßen, Klopstock, Lessing, Sulzer sind kälter geworden, weil sie für andere Bahnen erglühen — so will ich mir als anakreontischer Jünger neue Jugend für das Herz suchen!“ —

Es war ein warmer Novembertag im Jahre 1769. — Die Blätter der Bäume in Gleim's Garten und der anstoßenden Allee lagen bereits am Boden und mahnten an die Vergänglichkeit der Sommerfreude. Die Sonne stand im Purpurschmucke leichter Wölkchen am Westhimmel und

färbte die idyllische Gartenwohnung mit feuerigem Scheine. Gleim saß am Fenster und blickte, vom Schreiben ablassend, und durch die rothen Strahlen gelockt, welche an die Wand fielen, in das Farbenspiel des Himmels. Am anderen Fenster saß seine Nichte Dorothea, die getreue Wirthschafterin und sorgsame Pflegerin der Gemüthlichkeit im Hause, welche alle Leiden und Freuden des Dichters mitempfand und ein Recht auf dessen unbedingtes Vertrauen erworben hatte, das er ihr schon längst zu beweisen bereit gewesen war.

— „Sehen Sie, lieber Vetter" — hub sie an — „wie das schöne Roth der Sonne auf Ihren angefangenen Brief dort fällt, als wäre es ein Rosenblatt. Ich freue mich unendlich, daß Sie in dieser Zurückgezogenheit einen Freund bekommen werden; der ganz mit Ihnen harmonirt." —

— „Ja, ein Rosenblatt der Liebe ist's, das ich dem Freunde noch vor seinem Eintreffen senden will. — Ich freue mich wie ein glückliches Kind auf den erweckenden Austausch mit ihm, danke ich ihm doch das Liebste, was ich geistig besitze, die wiedergerettete Lust am Liede." —

— „Sie danken ihm? Ei, Vetter, dächte ich doch, er hätte Ihnen für seine Lebtage genug zu danken, denn ist's doch wahrlich keine Kleinigkeit, einem jungen, fremden Menschen so schnell zum Canonicus in Halberstadt zu verhelfen — Vetter, das ist ein großes Freundschaftsstück von Ihnen und nun sich der König gegen Sie so gnädig zu Gunsten

eines Anderen bewiesen hat, dürfen Sie ihm in eigenen Angelegenheiten so bald nicht wieder kommen.“ —

— „Liebe Dorothea, hat mir doch der König eine große Gnade bewiesen; wem sie zu Gute kommt, das weiß ich am Besten; war diese Anstellung meines jungen Freundes doch die nothwendige Bedingung zur Verwirklichung meiner Wünsche — hätte ich doch den jungen Dichter sonst nicht bei mir haben können.“ —

— „Hm! wie doch das Alles im Leben so wunderbar kommt, daß ein gänzlich unbekannter Mensch so plötzlich für das Herz unentbehrlich werden kann. Früher waren es Kleist, Ramler, Cramer, Klopstock — lieber Gott! die Zeiten ändern sich!“ —

— „Ja, Dorothea, Du hast Recht, meine Jugendfreunde haben mich in Stich gelassen, der Eine ging in das Jenseits, der Andere zog trotzig aus meinem Herzen fort, der Dritte, Vierte verliß das deutsche Vaterland und fuhr über's Meer auf die dänische Insel — aber das ist's nicht allein, Trennung allein hätte mich nicht einsam machen können!“ —

— „Ach! Sie erschienen nach ihrer Krankheit damals, als Sie von Berlin zurückgekommen und von Herrn Ramler gekränkt waren, recht hypochondrisch — wie anders und lebensfroh kamen Sie aus dem Bade Lauchstädt wieder heim — und das hat Alles der junge Mensch in Ihnen veranlaßt?“ —

— „Ja — er hat mich wieder auf den Weg geführt, den ich einst als Jüngling so froh und muthig mit meinen Genossen betreten hatte. Ich war nach meiner Krankheit in einer bösen Stimmung — das scharfe Urtheil Ramler's, die Unzufriedenheit Klopstock's und Lessing's mit meinen Versificationen ihrer dramatischen Arbeiten, der Hochflug meiner Freunde auf andere Bahnen der Dichtkunst, von denen herab sie das natürliche, heitere und bescheidene Lied nicht mehr beachteten, alles dieses brachte mich auf den Gedanken, daß das in mir lodernde Flämmlein der Liederpoesie doch wol kein ächtes sei, da es den Sonnenbahnen meiner himmelstürmenden Freunde nicht genügte, ich fing an, mein eigenes Talent zu bezweifeln, ich hatte, in der unglücklichsten Stimmung von der Welt, bereits den Entschluß gefaßt, gänzlich dem holden, mich früher unaussprechlich beglückenden Streben zu entsagen und meine Liebe zu den Musen durch Unterstützung und Aufmunterung junger Talente zu bethätigen. In dieser schweren Stimmung melancholischer Oede und Resignation kam ich nach dem Bade Lauchstädt, wo mir der Zufall den jungen, unbekannten Jüngling Jacobi, neben Klotz, Wieland und Sophie la Roche, entgegenführte. Ich kannte nur ein einziges Lied von ihm, welches Ramler einst in seine Blumenlese aufgenommen hatte, aber dieses Lied begründete in mir die schönsten Hoffnungen für des jungen Sängers Naturgabe und künftige Dichterlaufbahn, ich fühlte bei der persönlichen Bekanntschaft den Drang, die Funken in diesem Dichtergemüthe zu Flammen anzuhauchen und an

mir selbst geschahe ein Wunder; — meine Melancholie verschwand wie ein Nebel aus meiner Seele, ein frischer, langentbehrter Sonnenstrahl fiel wieder hinein, ich verlor den Zweifel an mir selbst, es erwachte im Umgange mit Jacobi ein neuer Liederfrühling in mir, ich fühlte recht deutlich, wie nothwendig mir Freundschaft, wie unentbehrlich mir Jugendeindrücke, wie lieb mir des neuen Freundes Umgang geworden war. Ihn nach Halberstadt zu ziehen, dafür keine Mühe zu scheuen — dieser Entschluß in mir weckte von Neuem meine stillgenährten Pläne einer Akademie — haben meine eigenen Jugendfreunde keinen Sinn mehr dafür, so will ich mich an die jüngere Generation wenden und in ihrem Umgang selber jugendlich bleiben. Diese Lebenserfrischung ist's, welche ich Jacobi danke und sage selbst, Dorothea, ist die Verwendung, die ich für ihn bei dem Könige so erfolgreich versuchte, nicht längst reich belohnt?" —

— „Wie alt ist er denn jetzt? Nicht wahr, er stammt aus Düsseldorf?" —

— „Er ist im September 1740 in Düsseldorf geboren, wo sein Vater Comerzienrath und Kaufmann ist, aber, wie es bei Handelsleuten selten vorkommt, sich mit Vorliebe in den philosophischen Schriften Wolf's, so wie in der deutschen Literatur umgesehen hat. Aus seiner ersten Ehe entsprangen drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, der älteste, Johann Georg, ist mein Freund, den ich in Halberstadt nun bald für Lebenszeit bei mir haben werde." —

— „Als ich ihn vor drei Jahren in Lauchstädt sah,

erschien er mir schwächlich, auch hatte er in seinem Benehmen eine gewisse Furchtsamkeit und körperliche Unbeholfenheit, wie man sie wol, als Folge von Kränklichkeit im Kindesalter, bei erwachsenen Menschen antrifft. Wie ist mir, gehört er aber nicht der katholischen Kirche an?" —

— „Nein, Du denkst, liebe Nichte, an seine Erzählung, die er uns in Lauchstädt von dem katholischen Kindermädchen mittheilte, das ihn mit großer Sorgfalt gepflegt hat und ihn oft zu der Mutter, einer armen Witwe, brachte, wo der Knabe gern ganze Tage weilte, weil es ihm im väterlichen Hause zu unruhig war und die Witwe dagegen ein einsames, klösterliches Stübchen bewohnte, wo sie dem Kinde oft Abends im Scheine einer düstern Lampe alte Legenden erzählte. Diese Eindrücke legten den ersten Grund zu seinem poetischen Sinne, in welchem er so gern die beschränkte Genügsamkeit und die mitleidige Theilnahme am Schicksale der Armuth schildert. Sein erster Hauslehrer, ein Candidat der Theologie, mit schwärmerischen Ansichten, weckte und regte des Knaben lebhafte Phantasie noch mehr auf, begründete in ihm aber auch die Lust, Prediger zu werden, zumal Großvater und Oheim dem geistlichen Stande angehörten. Da in Düsseldorf Lutheraner, Reformirte und Katholische neben einander leben, so sind dort die religiösen Controversen an der Tagesordnung und auch Jacobi fand am polemischen Geiste so viel Wohlgefallen, daß er sogar wünschte, sein Bruder möge reformirt sein, damit er ihn bekehren könne." —

— „Lieber Gott! das kommt mir so vor, als ob ein Arzt seinem Freunde eine Krankheit wünscht, um nur das Vergnügen zu haben, ihn heilen zu können. — Aber ich hörte im Bade Lauchstädt, daß er so gern und viel französisch sprach. Wie kommt ein deutscher Dichter dazu?" —

— „Auch das hat seine Gründe, liebe Dorothea — er ging als Kind in die dortige, französische Schule, seine Schwestern (und in zweiter Ehe des Vaters waren auch Töchter geboren) hatten eine französische Bonne, außerdem wird in Düsseldorf in allen guten Gesellschaften nur französisch gesprochen. — Schon im funfzehnten Jahre versuchte er ein Trauerspiel in französischen Versen zu schreiben, das zum Geburtstagsfeste des Vaters von der ganzen Familie aufgeführt wurde, doch hatte er nebenbei schon ein deutsches Trauerspiel zu dichten versucht. Ueberhaupt trieb er, wie er mir sagte, nur Studien, die seine Einbildungskraft beschäftigten." —

— „Spaßhaft ist es mir gewesen, daß dieser gescheidte Mensch gar nicht rechnen konnte und nichts von der Lage der Welt wußte. Wenn er etwas kaufte, dann mußten sie ihm stets das Geld berechnen, kam es aber in die Brüche mit kleiner Münze, dann war er ganz verwirrt. Eben so ging's mit der Erdkunde; die fremden Herrschaften, welche aus weiter Ferne im Bade waren, wunderten sich, daß er nicht wußte, wo die Hauptstädte lagen." —

— „Das hat man sehr häufig, namentlich was das Rechnen anbetrifft, selbst bei den berühmtesten Dichtern. Es

mag theils von der schlechten Methode der frühesten Informatoren kommen, außerdem aber ist das Rechnen eine Fertigkeit, wie Zeichnen oder Musik. Das hat indessen keinen Einfluß auf sein schönes Talent, das, wie so häufig geschieht, auch die Feuerprobe der Liebe bestehen mußte, um im Schmerze erzogen und gekräftigt zu werden. Ich sahe ihn vor mir leibhaftig, mit seinen sinnigen, aufrichtigen Blicken, als er mir in der Lindenlaube zu Lauchstädt von seiner ersten Liebe als Jüngling von 17 Jahren erzählte. Er sahe das hübsche Mädchen als Kind im großväterlichen Hause, dann kam sie dort nicht mehr hin, aber er wartete oft auf die anwachsende Jungfrau an der Kirchenthüre, um sie nur zu sehen, oder ein Wort mit ihr wechseln zu können. Niemals wagte er ihr ein zärtliches Geständniß zu machen, sie starb im achtzehnten Jahre, aber sie blieb die Beherrscherin seiner Gedanken; sein Schmerz war groß, er versteckte sich des Abends in der Kirche, als man sie begrub, hinter einen vergitterten Stuhl und als er eben aufzublicken wagte, wurde der Sarg dicht an ihm vorbeigetragen. Er bebte, weinte, konnte den Eindruck nicht wieder vergessen, die Todte wurde sein verklärter Schutzgeist und die heilige, erste Liebe bewahrte ihn vor jeder unlauteren Empfindung während seiner Universitätsjahre in Göttingen.“ —

— „Ja, sein sanftes, verträgliches Wesen, seine Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit kann man schon in der ersten Stunde erkennen. Als er vor anderthalb Jahren

zum Besuche von Halle nach Halberstadt gekommen war, hat er mir erst recht gefallen. Schade, daß er kein Theologe geblieben ist, er hätte einen herrlichen Prediger abgegeben.“ —

— „Solche Veränderungen der Laufbahn kommen in den Universitätsjahren, als Krisen im inneren Selbsterkennen, nicht selten vor. Sie müssen den langsam anwachsenden Zwiespalt, der Frohsinn und Thätigkeit lähmt, heilen. So wurde auch unser Jacobi auf die Rechtswissenschaft geführt. Der siebenjährige Krieg, welcher die Franzosen auch nach Göttingen brachte, unterbrach plötzlich die Studien meines jungen Freundes, er floh zu seinem geistlichen Oheim nach Celle, wo die Bekanntschaft mit Avenarius, der ihn später auch mit Uz in Verbindung brachte, für die Poesie nachhaltig begeisterte. Er zog freilich bald darauf nach Halberstadt, um die Jurisprudenz fortzustudiren, aber er erkrankte, wurde gemüthleidend und mußte in das väterliche Haus nach Düsseldorf zurückkehren, wo er seinen jüngeren Bruder Friedrich antraf, der von Genf heimgekommen war, wo er das Kaufmannsgeschäft hatte lernen sollen, aber, vom Eifer für Philosophie ergriffen, drei Jahre lang die Universität besucht hatte und dabei dem russischen Grafen Soltikof genau befreundet worden war. Das Zusammenleben beider Brüder während eines ganzen Sommers im Elternhause war für Georg von mächtigem Einflusse, er lernte von Friedrich die französische Literatur kennen, zwischen Beiden gestaltete sich eine geistige Freundschaft, zumal Friedrich ernst und voll Gefühl für die höchste Menschenwürde war.

— Endlich vor sieben Jahren im Herbste ging Georg wieder nach Göttingen, um die Studien der Rechtswissenschaft fortzusetzen, Böhmer's Kirchenrecht erschien ihm aber so trocken, daß er eine Furcht und Abneigung gegen das ganze Fach empfand und bereits über die richtige Wahl seines Brotstudiums in große Betrübniß und Ungewißheit fiel, als plötzlich Professor Klotz nach Göttingen kam, der sich mit einer Dame verheirathete, welche Jacobi zu ihren Freunden zählte, dadurch diesen selbst näher kennen, schätzen und die eigentliche Richtung im Jünglinge verstehen lernte. Jacobi's Stiefmutter, die er herzlich liebte, starb um dieselbe Zeit, er ergoß seinen Schmerz in ein rührendes Trauergedicht, das Klotz als das Zeichen des Talentes zur Poesie anerkannte, worauf er den jungen Dichter aufmunterte, sich für das Lehramt in der schönen Literatur vorzubereiten und ein freudiges Entgegenkommen fand. Als Klotz nach Halle ging, folgte ihm Jacobi dorthin und erhielt hier auf der hohen Schule das Lehramt der Philosophie und schönen Wissenschaften. Als junger Professor trat er mir in Lauchstädt entgegen. — Doch, liebe Dorothea, ich bin geschwätzig geworden, so geht's mir, wenn ich von dem rede, was ich wirklich lieb habe." —

— „Und nur ein einziges Gedichtchen kannten Sie von ihm? Was hat er denn aber geschrieben, seit Sie Sich kennen?" —

— „Ei, vor beinahe zwei Jahren gab er ein Bändchen Romanzen aus dem Spanischen heraus, die wegen ihres

zärtlichen, lyrischen und burlesken Charakters, viel Beifall fanden, aber seine Vorträge, die er in Halle über ausländische Dichter hielt, sollen dort große Aufmerksamkeit erregt haben.“ —

— „Was wird aber sein Gönner Klotz dazu sagen, daß sein junger Freund untreu geworden ist und zu Ihnen kommt?“ —

— „Seine Schüchternheit hätte unserem Jacobi nie eine Verbesserung zu Wege gebracht, darum mußte ich einen Plan für seine Unabhängigkeit entwerfen, den auch Wieland billigte, als er mit Sophie la Roche gleichzeitig mit uns im Bade war. Die Besoldung in Halle ist unbedeutend, die geringen Collegiengelder und literarischen Honorare ließen ihn nicht in dem ohnehin unruhigen Professorenleben zur gemüthlicheren Arbeit und Lebensweise kommen, die Dankbarkeit, welche ihn an Klotz fesselt, zwingt ihn obenein, an den bösen literarischen Händeln, welche Klotz anzettelt, Handlangerdienste mit stillem Widerstreben zu nehmen — deshalb hörte er gern auf meine Pläne, unsere gewechselten Briefe, welche uns gänzlich verständigten, und die im vorigen Jahre zu Halle öffentlich gedruckt sind, haben der Welt bereits unser Freundschaftsbündniß verkündigt, das, wie Damon und Pythias, uns gegenseitig nun auch persönlich beglücken soll. Gottlob! in vierzehn Tagen kann ich ihn umarmen!“ —

— „Der König muß den Mann doch auch schätzen, sonst hätte er nicht die Erlaubniß gegeben, daß Jacobi ein Canonicat im Halberstädtischen Stifte ankaufe.“ —

— „Ei“ — versetzte Gleim mit einem gewissen Stolze — „sollte König Friedrich denn seinem alten, getreuen Grenadier nichts zu Liebe thun? Es war das erste Mal, daß ich direct ein Anliegen an ihn hatte und zwar für den Freund; da hat der Held von Leuthen auch einmal dem Grenadier eine Freude machen wollen.“ —

— „Aber es lief vor ein paar Tagen noch ein neues Schreiben aus Berlin ein, mit dem großen Staatssiegel und darauf war bemerkt: vom Geheimen Kabinetsrathe Eichel.“ —

— „Das habe ich noch in stiller Verwahrung, liebe Dorothea, das soll eine angenehme Nachricht für den neuen Canonicus werden. Aber ich merke, die Sonne sinkt, der rothe Abendschein wird bleicher, es ist Zeit, daß ich mein poetisches Briefchen schließe und absende.“ —

— „Wohl gar in Versen?“ —

— „Ja, die poetische Nachtigall soll ihn locken, mitten im December aufzubrechen und in meinen Dichterhain zu kommen. Nun ich weiß, daß ich nicht mehr einsam in meiner Hütte mit den Musen verkehren werde, ist mir mein Sanssouci theurer geworden, als je, und ich tausche nicht mit dem Philosophen bei Potsdam. Höre, Dorothea, was ich an Jacobi geschrieben habe, noch sendet die Sonne ihren letzten, rosenfarbenen Gluthstrahl auf mein Papier, um meinen Ruf des Freundes mit der Farbe der Liebe zu übergießen. So höre denn:

„„In meinem kleinen Sanssouci
Bald, liebster Freund, erwart' ich Dich! —
In seinem großen Sanssouci
Ist unser Cäsar Friedrich
Mit seiner reichen Politik,
Mit seiner lieblichen Musik,
Mit seiner gründlichen Kritik
Und Taktik und Metaphysik,
So glücklich lange nicht, als ich
Mit meiner armen Poesie
In meinem kleinen Sanssouci.

Klein ist es — größer könnt' es sein,
Auch meine Kämmerchen sind klein;
Zwei Musen, Amor, ich und Du
Mehr wahrlich! gehen nicht hinein,
Doch — sehen wir uns d'rin allein,
So schließen wir die Thüren zu
Und lassen keinen mehr hinein.
Wozu sollt' es denn größer sein?
Das große Sanssouci gönn' ich
Von Herzen meinem Friederich,
Ihm folgen allenthalben Haufen
Von königlichen Sorgen nach,
In's Cabinet, in's Schlafgemach
Wird nachgeritten, nachgelaufen.
Geruhig unter seinem Dach
Läßt Eichel ihn nicht einen Tag.
Couriere kommen angeflogen,
Er liest, ein großes Wetter dräut,
Beweise geben zwanzig Bogen
Voll schändlicher Treulosigkeit;

Verbunden gegen einen Weisen
Sieht er um sich die ganze Welt,
Er sinnt, beschließet, ist ein Held,
Und wer ihn stürzen wollte — fällt.

Allein, was hat er von der Ehre,
Daß er ein Fels im Meere war?
Daß er die rasende Megäre
Zurück in ihre Höhle zwang
Und sie mit Ketten feste band
Und sein geliebtes Vaterland
Errettete vom Untergang?
Was hat der Held von dieser Ehre,
Von dieser täglichen Gefahr,
Im fünften und im sechsten Jahr
Von diesen zwanzig großen Siegen?
O! liebster Freund, ich schwöre Dir,
Bist Du mit Deiner Muse hier
In meinem Sanssouci bei mir,
Von meinem täglichen Vergnügen
Geb' ich ihm keinen Tag dafür." —

Als Gleim sein Vorlesen geendet hatte, stand Dorothea auf und sahe nach dem Feuer im Kamine. — „Darauf wird der Professor gewiß auch ein Gedicht als Antwort erwidern" — sagte sie — „aber, lieber Oheim, Sie haben mich einmal neugierig gemacht, wissen möchte ich um jeden Preis, was der König Ihnen neulich durch den geheimen Cabinetsrath Eichel hat melden lassen." —

Gleim schmunzelte im heitersten Selbstgefühle und rieb sich vergnügt die Hände. — „Nun so mag die Nichte auch

dieses königliche Gnadengeschenk noch im letzten Abendglühen des schönen winterlichen Tages gewahr werden; ich hatte mir eine Ueberraschung ausgesonnen, denn da nun Jacobi's Ankunft bevorsteht, habe ich kein anderes Sinnen, als wie ich dem Freunde die Tage am schönsten auszuschmücken vermag. Aus dem Königlichen Cabinetsschreiben erkenne ich aber wiederum, daß ich doch nicht so ganz ohne Aufmerksamkeit Friedrich's gesungen habe, daß ich die Hoffnung nicht aufgeben darf, auch unsere deutsche Poesie werde der Achtung des königlichen Philosophen immer mehr theilhaftig werden. In dem Schreiben heißt es: — „es ist zur Animirung eines gelehrten Mannes und seiner Conservation in den königlichen Landen resolvirt worden, daß derselbe nur die Hälfte von den zu erlegenden Annatengeldern erlegen dürfe, damit ihm einige Erleichterung wegen der erhaltenen Präbende widerfahren möge." — O, Dorothea, meine Freude hierüber ist eine dreifache, denn einmal kann ich Jacobi mit einer angenehmen Nachricht empfangen, da er keine Ahnung davon hat, daß ich diese Erleichterung für ihn nachsuchte, dann aber fühle ich mich hoch belohnt, daß der König auf meine Bitte so gnädiglich Rücksicht genommen hat, endlich aber habe ich durch diese Uebersiedelung Jacobi's den ersten Schritt zur Ausführung meines Lieblingsplanes thatsächlich gewonnen, Halberstadt zum Sitze der Musen zu machen, nun sehe ich doch die Möglichkeit vor Augen, endlich das Ziel zu erreichen." —

Dorothea, welche gern mit in die Begeisterung des Oheims einstimmte, aber von Natur mit einer bedächtigen Ruhe begabt war, blies die Kohlen im Kamin an, daß ihr Antlitz davon einen glühenden Schein erhielt, und schwieg eine Zeit lang. Dann trat sie an das Fenster zurück, blickte in die letzten Lichtstreifen des Abendhorizontes und sprach: — „Eigentlich, lieber Oheim, ängstigt mich der Gedanke einer solchen Gelehrtenakademie. Das Sinnen darüber hat Sie schon oft verstimmt, hat Ihre Ruhe getrübt, auch Spötter und Feinde geweckt; — welche schöne Pläne hatten Sie doch früher mit Klopstock, Ramler, Cramer und den Anderen — und haben sie sich wol einmal ernstlich für Ihren Gedanken interessirt? Ich habe wol gehört, daß sie es einst im Gespräche unter sich eine fixe Idee nannten." —

— „Weil diese Freunde nur zu früh auf Adlerschwingen sich erhoben und das idyllische Locken der Feldlerche nicht achteten" — versetzte Gleim eifrig. — „O! wäre mein Kleist leben geblieben, er verstand mich am Meisten, er wäre längst bei mir! — Nun ich Jacobi habe, wird auch der zweite und dritte Schritt gelingen; mein Plan geht auf Uz, Götz, Riedel, Herder, auch Klotz und Meusel muß ich heranziehen und für sie Stellen in Halberstadt finden, eine deutsche Akademie der Wissenschaften muß hier erstehen, dann soll unser liebes Halberstadt berühmt werden, dann will ich mit den neuen Freunden gemeinschaftlich arbeiten, kann dem Könige und der Welt beweisen, daß auch in deutschen Gauen die Musen ihre natürliche Heimath finden." —

— „Wer soll aber die Herren alle ernähren? Professor Klotz, der in Halle eine feste, schöne Anstellung hat, wird eine fette Dechanei fordern, der junge Prediger Herder in Riga wird am Dom ein Amt verlangen, Uz, der in Anspach jetzt Mutter und Schwester ernährt, wird ohne gute Anstellung auch nicht seine dortige Carrière aufgeben, und so wird's mit Allen gehen, das sagte Ihnen Dechant von Spiegel neulich auch." —

— „Ach!" — seufzte Gleim in einem komischen Auflodern der Leidenschaft, als ihm vielleicht selbst die Schwierigkeiten vor die Seele traten und mit seiner Phantasie stritten — „ach hätte ich doch nur über das Kloster Huysburg zu verfügen — wären die Mönche dort nur Jesuiten, ich wollte bald vor dem Könige den rechtlichen Beweis führen, daß die Jesuiten zu vertreiben und ihre Güter den Halberstädtischen Musensöhnen zu übergeben wären." —

— „Lieber Oheim, eine solche Sprache führen Sie nur nicht in Ihren Briefen an Ihre Freunde, die nachher gedruckt werden. Die Welt versteht Ihr gutes, liebreiches Herz nicht immer, es hat mir Thränen gekostet, daß böse Menschen über die Briefe an Jacobi, welche im vorigen Jahre im Drucke erschienen, so viel Böses und Spöttisches geurtheilt haben. Ach! es wird der Spott doppelt kränkend, wenn man weiß, daß er ein aufrichtiges, liebendes, menschenfreundliches Herz treffen soll. Ich denke immer an die Aeußerung unseres guten Domdechanten, als Sie Sich über die harten Urtheile gleichgültig stellten, daß Sie in der Er-

laubniß zur Veröffentlichung Ihrer Briefe mit größerer Weltklugheit verfahren möchten." —

— „Diese Weltklugheit besitze ich nicht und verschmähe sie auch; wenn auch die Zärtlichkeit des Tones in jenen Briefen von prosaischen Menschen und Liebhabern wohlfeiler Witze bespöttelt, wenn sie von herzlosen Leuten mit Unanständigkeit bekrittelt und von ängstlichen Freunden getadelt worden ist, so lasse ich mich, so wenig wie Jacobi, von dem kleinlichen Wesen solcher Leute stören, wir sind, eingedenk unserer edleren Gefühle und Bestrebungen, heiter und klar in dem Gewirre geblieben und haben es heute nicht bereuet, die Briefe bekannt gemacht zu haben. Und einen Freund, der wie Jacobi, so übereinstimmend mit mir fühlt und denkt, sollte ich nicht öffentlich vor der Welt lieben mit glühendster Freundschaft?" —

— „Mir thut es nur Leid, daß die älteren Freunde so selten und wenig an Sie schreiben." —

— „Ich halte sie vielleicht mit Unrecht für erkaltet, weil ich zu große Ansprüche an die Freundschaft mache und meine Gluth eine gleiche Erwiderung fordert. Früher, wo wir noch gemeinschaftlich rangen, wo das Eigenthümliche in Jedem noch weniger ausgebildet war, lebten wir mehr in einer allgemeinen Fluth gleichartiger Begeisterung für das Schöne, Anmuthige und Erhabene — jetzt ist Jeder mehr sein eigen geworden, die Bahnen für das Charakteristische in Jedem haben sich getrennt; ich bin dem sanfteren Ausdrucke der Liebe und Lebensheiterkeit treu geblieben, seitdem

der preußische Grenadier nach schwerer Zeit der Noth den Frieden errungen hat — Gott gab mir meine Natur und ich würde unwahr an mir selber sein, wollte ich anders dichten.“ —

— „Ich habe heute recht viel an Klopstock gedacht; heute Nachmittag, als Sie in der Allee spazieren gingen, saß ich am Fenster und las in dem neuerschienenen Bruchstücke vom dritten Bande seines Messias. Mit Rührung, weil meine Gedanken immer zum Dichter zurückkehrten, suchte ich die Briefe in Ihrem Schreibtische hervor, welche im Jahre 1753 Meta an Sie geschrieben hat, als Sie ihr Klopstock's Portrait geschickt hatten. Zufällig lag der Brief von ihm selbst daneben, worin er Ihnen den Tod der Geliebten anzeigt, nachdem er sie so kurze Zeit als Gattin besessen hatte. Und als ich darauf im Messias weiter las, traf ich auf die Stelle, wo seine Phantasie unter den Auferstandenen auch Cidli erblickt und sein Glaube an ein ewiges Leben so ergreifend ausgesprochen ist. Da fühlte ich recht, daß er so ganz unzertrennlich in unseren stillen Freundschaftskreis gehöre und es betrübte mich, daß er von Ihnen kalt genannt wurde.“ —

— „Als er vor neun Jahren zu seiner Gemüthszerstreuung in Quedlinburg, Braunschweig und Halberstadt war, haben wir glückliche Stunden mit einander verlebt; ich beweinte meinen Kleist, er seine Meta; wir suchten uns gegenseitig zu erheitern. Mein Gemüth konnte ihm aber in seinem Liebesreichthum des rasch lodernden Herzens nicht

folgen, als ich mit Ueberraschung den Brief aus Blankenburg von ihm erhielt, worin er mir anzeigte, daß er in Demoisell Done ein Mädchen gefunden habe, dessen Eigenschaften ihn zur Liebe entflammt hätten. Freilich zerschlug sich die ernste Absicht einer Verheirathung wieder, und er, wiederum niedergeschlagen, nach Halberstadt zurückkehrend, suchte bei mir, den er den Mädchenhasser genannt hatte, Trost. Wir haben uns ja seitdem oft geschrieben, da ja auch Cramer durch ihn nach Copenhagen gezogen war, wir blieben uns in Briefen stets gegenwärtig, bis vor zwei Jahren, wo er meine Versificirung seines „Todes Adam's" so zweideutig aufnahm, und sein Dank für die von mir in Halberstadt veranlaßte Aufführung dieses Trauerspiels so belächelnd ironisch klang. Aber ich hätte dieses Mißfallen mit meiner Arbeit nicht übelgenommen, wenn er mir im vorigen Jahre, als mein Briefwechsel mit Jacobi im Frühlinge erschienen war, nicht einen Aprilbrief geschrieben hätte, der meine Freundschaftsvertraulichkeit in hohem Grade beleidigte. — Seine Worte: „„Literaturnachrichten wollen Sie haben — wir leben hier zu Copenhagen in der alten Künstlerunschuld weg und haben so unsere Schlafrocksmeinungen, die wir aber nicht drucken lassen, sondern nur manchmal, wenn's uns einfällt, an einen Freund wie Gleim oder Pastor Alberti in Hannover schreiben, z. B. „daß es mit den Formen der Gestalt eine ganz andere Bewandtniß habe, als mit der Regelgebung der Gestalt überhaupt."" — Wahrlich, Dorothea, solche spöttische Gering-

schätzung freundschaftlicher, vertraulicher Meinungen hatte ich von Klopstock nicht erwartet, ich habe ihm nicht wieder geschrieben.“ —

— „Das betrübt mich gerade, lieber Oheim, Sie kennen ja Klopstock, so heilig und ernst wie er in seinen Dichtungen ist, so muthwillig, scherzhaft, neckisch und lustig ist er als Gesellschafter — schreiben Sie an ihn, melden Sie ihm Jacobi's Herkunft, erwähnen Sie mit keiner Sylbe der Verstimmung, denken Sie daran, wie Kleist ihn hochschätzte.“ —

— „Glaubst Du denn, liebe Dorothea, daß es mich nicht drückt, seine Briefe zu entbehren, nicht gegen ihn mein Herz ausschütten zu können? Aber würde mein Brief ihn treffen, da ich erfahren habe, daß er nach Wien reisen sollte, um im Auftrage des Kaisers, der die Wissenschaften fördern will, einen Entwurf dazu zu machen. — Freilich berichten die Zeitungen, daß der Kaiser nach Rom gereiset sei — ja Dorothea, ich will keines Menschen Feind sein, Jacobi soll mich nicht antreffen mit irgend einem Schatten im Herzen, habe ich doch Ramler verziehen, wenn auch die Wunde offen geblieben ist — ich will heute Abend noch an Klopstock schreiben.“ —

— „Gottlob!“ — sagte Dorothea — „nun fällt mir ein Stein vom Herzen; wenn ich Morgens nach dem Erwachen das schöne Lied Klopstock's sang: „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh'“ 2c. — dann dachte ich oft daran, daß es unnatürlich sei, wenn

zwei Freunde, wie Sie und er, einer weltlichen Empfindlichkeit wegen, getrennt bleiben sollten. Gott sei Dank — nun ist der Tag schön beschlossen.“ —

Es war Dämmerung im Zimmer geworden, der Abendhimmel hatte noch einen matten Lichtschimmer, der Stern der Liebe strahlte als Abendstern prächtig über dem Horizonte — Gleim erhob sich, setzte sich vor das Clavier und präludirte — dann begann er mit sanfter Stimme das Lied Klopstock's: „Sink' ich einst in jenen Schlummer, aus dem Keiner mehr erwacht“ 2c. — zu singen und Dorothea fiel fromm in die Worte des Abendgesanges ein. — Eine stille, aber herzinnige Versöhnung war gefeiert; noch länger, als das Lied gedauert hatte, saßen Beide, still nachempfindend, im dämmerigen Zimmer, ihre Blicke auf den glänzenden Stern gerichtet.

Dann ging Dorothea hinaus, um Licht anzuzünden. Sie kam mit zwei brennenden Kerzen zurück; Gleim nahm eine derselben und schritt aus dem Zimmer in einen kleinen Saal, welcher an seinen Wänden die Bildnisse aller befreundeten Schriftsteller enthielt und den er sein Pantheon zu nennen pflegte. An diesem von seinem Herzen geheiligten Orte weilte er oft und gern, wenn ihm eine Erhebung und stille Weihe des Gefühles Noth und wohl that. — Hier empfand er den leuchtenden Blick seines Kleist, hier verzieh er dem lachenden Munde Ramler's, hier lebte er der Erinnerung an Lessing, Sulzer, die Karschin, den Tondichter Krause, hier sonnte er sich gemüthlich im schelmischen

Augenlichte seines Uz, im ernsten, milden Sternenscheine, den Cramer's Augen auf ihn niederstrahlten. — Gestärkt und ermuntert von dem Anblicke des theuren Antlitzes seines Kleist, das geisterhaft im Lichte der Kerze zum Wiedervereinigen todesmuthig aufzufordern schien, trat Gleim vor das Bild Klopstock's. — Es war eine von Meta geschenkte Copie des Portraits, das Gleim einst der glücklichen, in Liebe begeisterten Braut des Messiasdichters gesandt hatte — er blickte lange, ernst, immer mehr unbewußt lächelnd, endlich mit glücklicher Heiterkeit auf den, in edler Dichterbegeisterung dargestellten Freund. — Die offene Thür hatte einen Luftzug gegen das Fenster gestattet, ein Windstoß fuhr draußen über das Dach und durch die laublosen Bäume, der trockene Todtenkranz, der Kleist's Bild umgab, rauschte geheimnißvoll, die, von Klopstock's letzter Anwesenheit her, über dessen Bildnisse steckende Rose wehete herab und fiel auf Gleim's Brust. — „Du wirfst mir selbst das versöhnende Symbol zu" — sprach er zärtlich — „vernimm mein Geständniß, Freund, ich habe Dich entbehrt." — Damit steckte er die Rose wieder auf den alten Platz.

Als er nach einiger Zeit wieder in sein Zimmer zurückkehrte, hatte sich Dorothea bescheiden entfernt, da sie wußte, daß der Oheim von seinem sinnigen Pantheon nie ohne eine Stimmung zurückkehrte, deren Früchte des Geistes und Gemüthes nur in der Einsamkeit reiften; denn gewöhnlich war ein Gedicht, ein gefühlvoller Brief die nächste Folge. Auch

jetzt setzte sich Gleim an seinen Schreibtisch und schrieb an Klopstock.

Nach einer Stunde trat der Bediente, welchen Gleim sich zugelegt hatte, in das Stübchen und meldete, daß Demoiselle Gleim anfragen lasse, wann zu Nacht gegessen werden solle. Er hatte aber noch nicht geantwortet, als ein eiliger Schritt unter dem Fenster hörbar wurde, Dorothea's Stimme unten im Hause: — „Guten Abend, Herr Domherr!“ — rief und bald darauf der heitere, poetische Herr von Hardenberg eintrat.

— „Ah! von der Reise zurück?“ — rief Gleim freundlich, seine Feder, welche eben den Brief geschlossen hatte, fortwerfend — „willkommen! nun wollen wir noch einen vergnügten Abend durchplaudern — Heinrich, sage zu meiner Nichte, daß wir gemeinschaftlich auf meinem Zimmer essen wollten.“ —

— „Aber ohne Umstände — lieber Secretair,“ — rief der Domherr, der sich zutraulich niederließ, da man die Gastfreundschaft in diesem gemüthlichen Hause kannte und mit Herzlichkeit vorlieb nahm. — „Ich reise von einem Sanssouci zum andern, weiß aber doch nicht, ob ich das große diesem kleinen vorziehen würde. Ich bin gekommen, um Ihnen von Potsdam und Berlin zu erzählen; auf Ihren Wunsch habe ich Sulzer besucht, wo ich einen Collegen von Ramler, den Professor Grille vom Cadettenhause, antraf, ich habe mit dem Obristen Guichard über Ihre mög-

liche Vorstellung beim Könige gesprochen — überall gute Nachrichten und angenehme Hoffnungen." —

Bald hatten beide Freunde an dem von Dorothea gedeckten Theetische nahe dem traulichen Kamine Platz genommen; die gemüthliche Wirthschafterin war gewohnt, an solchen Abenden an der Gesellschaft und Unterhaltung Theil zu nehmen und setzte sich neben den Oheim, um die Neuigkeiten des von der Reise heimgekehrten Hausfreundes anzuhören. Man nannte sie in diesen engeren Kreisen der Freundschaft nicht anders, als „Tante Nichte" und verkannte nicht den gemüthlichen Einfluß, den gerade sie auf die Wöhnlichkeit und annehmliche Stimmung im kleinen Gleim'schen Sanssouci seit Jahren ausübte.

— „In der That" — hub der Domherr von Hardenberg an — „in diesem kleinen Häuschen, dessen Besitzer sich „Hüttner von Halberstadt" nennt, scheint es mir sorgenloser zu sein, als in dem Schlosse des königlichen Philosophen. Mein lieber Gleim, Sie haben dort über dem Kamine ein vortreffliches Symbol hängen, Plato war gewiß der Lieblingsphilosoph der Liebesgötter." — Dabei zeigte er auf eine große, kostbare Gemme, welche an der Wand hing und den Amor darstellte, welcher spielend aus Holz den Kopf des Plato schnitzte. Gleim lächelte beistimmend, aber seine Gedanken weilten für den Augenblick im großen Sanssouci, da der heimgekehrte Freund ihn bereits Andeutungen gemacht hatte, welche sein höchstes Interesse anzustacheln im Stande waren. — „Also es ist eine Aussicht vorhanden,

daß ich einmal im Leben dem großen Könige vorgestellt werde?" — fragte er. — „Wie habe ich den Gellert beneidet, daß er in Leipzig diese seltene Ehre eines deutschen Gelehrten erlebte, welche vorher nur dem Gottsched zu Theil geworden war." —

— „Ich habe mit Obrist Guichard, den, wie Sie wissen, der König scherzhafter Weise seinen Quintus Icilius nennt, so wie auch mit dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig über Ihren Lieblingswunsch gesprochen; — ersterer versicherte mir, daß der König selbst schon den Willen kund gegeben habe, den preußischen Grenadiersänger kennen zu lernen, und der Herzog meinte, das wäre nicht mehr als Billigkeit und dem Dichter des siebenjährigen Krieges gebühre mindestens ein Andenken an die Siege und wäre es auch der Hut oder die Schärpe, welche der königliche Feldherr im Kriege getragen habe." —

Gleim glühete vor Freude und war von dieser letzteren Aeußerung glücklich überrascht. — „Daran werde ich seiner Zeit den freundlichen Herzog Ferdinand erinnern, wenn ich ihn wieder in Magdeburg sehe" — sprach er — „siehst Du wol Dorothea, daß der preußische Grenadier nicht ohne Zufriedenheit des Helden mit gekämpft hat." —

— „Nun habe ich auch" — fuhr von Hardenberg fort — „über die Audienz, welche Gellert im Jahre 60 beim Könige gehabt hat und worüber die seltsamsten Gerüchte umliefen, die genaueste Nachricht von Guichard, der Zeuge dieser Audienz war, erhalten. Der König hatte da-

mals sein Quartier im Apel'schen Hause genommen und sich ein vollkommenes Studierzimmer eingerichtet. Nicht Gellert hat die Audienz erbeten, sondern der König ihn durch Guichard zu sich einladen lassen. Gellert entschuldigte sich aus Furcht mit Kränklichkeit und konnte erst nach langem Zureden den Entschluß fassen, vor den König zu treten. Er kleidete sich in sein Staatskleid von pfirsichblüthenfarbigen Plüsch, legte Degen und Haarbeutel an, schmückte die Schuhe mit großen Silberschnallen und ging, den Klapphut unter dem Arme voll Bescheidenheit, aber ohne verlegen zu sein, zum Könige, der ihn freundlich willkommen hieß. Es kam zu folgendem Gespräch: — „Ist Er der Fabeldichter Gellert?“ —

— „Zu Eurer Majestät Befehl; ich habe einige Erzählungen geschrieben und bin Professor der Moral.“ —

— „Professor der Moral? Das thut in unseren Zeiten sehr noth — nicht wahr, es sind schlimme Zeiten?“ —

— „Sehr schlimme — zumal in dem armen Sachsen.“ —

— „Glaubt Er, daß es bei uns in Preußen besser aussähe? Dann wäre ich gewiß zu Hause geblieben. Aber ein Professor braucht sich darum nicht zu kümmern, Er muß es machen wie ich, sieht Er, ich lese den Tacitus und bekümmere mich nicht um den Krieg.“ —

— „Ew. Majestät lesen den Tacitus in einer französischen Uebersetzung? — Wir haben auch eine gute deutsche.“ —

— „Ich halte mich an das bessere.“ —

— „Dann erlaube ich mir, freimüthig zu bekennen, daß Ew. Majestät die deutsche Sprache nicht richtig schätzen." —

— „Die deutsche Literatur hat nichts aufzuweisen, was einem Tacitus, Virgil oder Lucrez an die Seite gestellt werden könnte." —

— „Majestät, es gab auch eine Zeit, wo die Römer nichts aufzuweisen hatten, was man hätte einem Herodot oder Homer an die Seite stellen können. Vielleicht hat uns Deutschen nur noch ein Augustus gefehlt." —

— „Was? Er möchte wol in ganz Deutschland nur einen Augustus haben?" —

— „Nur wünschte ich, daß jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte." —

— „Er sieht sehr angegriffen aus — setze Er sich. Ist er niemals aus Sachsen weggekommen?" —

— „Ich bin einmal in Berlin gewesen." —

— „Er sollte reisen." —

— „Dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen." —

— „Was für eine Krankheit hat Er denn? Etwa die gelehrte?" —

— „Weil Ew. Majestät sie so nennen, mag sie so heißen, in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben." —

— „Ich habe sie auch gehabt; ich will Ihn curiren, Er muß alle Tage ausreiten und alle Woche Rhabarber nehmen." —

— „Dies möchte eine neue Krankheit für mich sein; wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, wäre es eben so krank, dann würde ich auch nicht fortkommen." —

— „Er hat den Homer genannt, ich den Virgil. — davon haben die Deutschen nichts profitirt. Der größte Fehler der deutschen Sprache ist der, daß ihre Schriftsteller im schwerfälligen Style des Reichshofraths schreiben, aber es giebt nichts Langweiligeres, als den Stylum curiae. Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?" —

— „Ich zweifle, mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu." —

— „Besinne Er sich, ich will indessen umhergehen." — Nachdem der König im Zimmer umhergeschritten war und mit seinen Hunden gespielt hatte, blieb er vor dem sitzenden Gellert stehen und fragte: — „Nun, hat Er eine?" — Gellert stand auf und declamirte:

„„Ein kleiner Maler in Athen"" — rc.

Der König hatte aufmerksam zugehört, öfters mit dem Kopfe genickt und endlich gesagt: — „das ist recht schön, Er hat etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenie vorgelesen, ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Wenn ich hier bleibe, muß Er öfter wieder kommen, seine Fabeln mitbringen und mir etwas vorlesen." —

— „Ich weiß nicht, ob ich gut lese, ich habe so einen singenden, gebirgischen Ton.“ —

— „Ja, wie die Schlesier, aber er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel, komme Er bald wieder.“ —

— „O!“ — rief Gleim begeistert — „wenn mir doch ein solches Glück zu theil würde — ich werde mich auf die besten meiner Lieder vorbereiten.“ —

— „Der König ehrte Gellert noch dadurch, daß er sich ebenfalls in der Fabeldichtung versuchte und ihn eine solche in französischer Sprache, die „Violine“ betitelt, zusandte.“ —

— „Ach, Oheim, dann müssen auch Sie Fabeln wählen, wenn Sie vor den König treten. Lieber Gott, ich denke mir diesen Augenblick recht ängstlich, jedes Wort muß auf der Goldwage gewogen werden, jede Bewegung wird bemerkt, der Zufall kann dabei entscheiden.“ —

— „Nein, liebe Demoisell, der König liebt keine schüchterne Leute, wol aber einen guten, geistreichen Witz, eine schlagende Erwiderung und feine Freimüthigkeit. Ich habe mit dem Obristen Guichard viel darüber geredet und ihm verdanke ich auch den Zutritt auf Sanssouci. Seit mehren Jahren ist der Obrist beständig bei allen literarischen Unterredungen des Königs, bei Tafel und Abends mit dem Marquis d'Argens zur engeren Gesellschaft dort, der König liebt seinen Quintus Icilius, wie er ihn nennt, aufrichtig.“ —

— „Hat er nicht selbst früher studirt?“ —

— „Jawohl er war Theologe und hatte schon oft gepredigt. Im siebenjährigen Kriege commandirte er ein Freicorps, dann brauchte ihn der König in Finanzsachen und da er sich hier sehr klug benahm und immer tüchtige Finanzleute unter seiner Verantwortlichkeit arbeiten ließ, so gewann ihn der König lieb. Er läßt seine schärfsten Sarcasmen gegen ihn aus uud dieser bleibt ihm keine derbe Antwort schuldig. Sie entzweiten und versöhnten sich schon. Der König entbehrt ihn nicht gern als abendlichen Gefährten und hat ihm auch erlaubt, als Sohn eines gemeinen Töpfers, ein Fräulein von Schlaberndorf zu heirathen." —

— „O bitte, erzählen Sie uns noch mehr" — bat Dorothea, voll gespannter Begeisterung.

— „Wie lebt der König in seinem Sanssouci?" — fragte Gleim — „ich habe vorhin ein sehr stolzes Wort an Jacobi geschrieben, indem ich behauptete, mein kleines Sanssouci nicht gegen das unseres Königs austauschen zu mögen." —

— „Da haben Sie ein wahres Wort gesagt, denn wenn auch der Philosoph seine schönen Stunden der Einsamkeit und der gemüthlichen Unterhaltung findet, so ruhet doch die ganze Last der Staatsgeschäfte auf ihm, da er nur eine geringe Unterstützung fordert, Alles selbst leitet und seine ganze Lebensweise danach eingetheilt ist. Er steht im Sommer schon um drei, im Winter um vier Uhr auf und kleidet sich sehr rasch an. Zuerst trinkt er einige Gläser frisches Brunnenwasser, was er auch tagsüber wiederholt, daß er

wol an vier Quart, mit leichtem französischen Weine vermischt, trinkt. Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze kennt er nicht, schon früh im Bette legt er seine Strümpfe, Weste, Unterkleider und hohe, nie gewichste Stiefeln an, wirft einen seidenen Ueberwurf über und empfängt die eingegangenen Briefschaften vom Kammerlakai, wobei er Wasser und später Kaffee trinkt, sich den Zopf einbinden läßt und liest. Nur die mit einem adligen Wappen gesiegelten Briefe erbricht er selbst für gewöhnlich. Die Cabinetsräthe müssen sich schon um sechs Uhr in ihrem Arbeitszimmer einfinden, um den Ruf des Königs zu erwarten, zu gleicher Zeit muß der Adjutant der Garde du Corps die angekommenen Fremden rapportiren und gleich darauf der erste Generaladjutant die Armeeberichte bringen. Seine Audienz währt gewöhnlich sehr lange und die versammelten Cabinetsräthe müssen dann warten, denn der König sucht sich zu seinem Generaladjutanten immer den geistreichsten Mann aus, den er nun gelegentlich auch über Theater, Bauangelegenheiten, Kunst 2c., ausfragt. Dann nimmt der König seine Flöte und geht phantasirend damit im Zimmer umher, wobei seine Gedanken aber bei den Staatsangelegenheiten weilen; was er selbst erklärt haben soll. Nach neun Uhr kommen die Cabinetsräthe einzeln vor uud müssen die Befehle sich mit Bleistift notiren, so wie die Bescheide empfangen, welche der König stets an den Rand der Eingaben geschrieben hat. Dabei geht derselbe stets auf und ab, ißt Kirschen, Weintrauben, Feigen oder anderes Obst. Wenn um halb 11

Uhr die Cabinetsräthe fortgegangen sind, wäscht sich der König, läßt sich rasiren, pudern und zieht seine Uniform an, aus einfachem, blauen Tuche mit rothem Kragen und silbernen Knöpfen; seine Weste ist von gelbem Tuche und obgleich er immer zwei goldene Dosen bei sich trägt, führt er doch noch Taback in der Westentasche und schont bei dessen starkem Gebrauche weder Gesicht noch Wäsche. Den ganzen Tag über trägt er seinen dreieckigen Militairhut und den Degen, dessen Scheide schon sehr schlecht ist und dessen schadhafte Stellen er selbst mit Siegellack ausbessert. Um diese Zeit, 11 Uhr, wo er fertig angekleidet ist, empfängt er den Commandanten zur Parole und giebt Befehle für die bereits aufziehende Parade, dann geht oder reitet er spazieren oder, wenn er zu Hause bleibt, wird die Stunde bis 12 Uhr mit Unterhaltung gelehrter Freunde, auch lautem Lesen oder Flötenspiel ausgefüllt. Regelmäßig um 12 Uhr geht er zur Tafel und seine Gerichte bleiben stets zwischen der Zahl der Grazien und der Musen, wie es bei den Griechen der Fall war — er duldet nie unter drei, nie über neun Gerichte. Den Küchenzettel schreibt er gewöhnlich sich selbst und er controlirt den Küchenmeister mit strenger Genauigkeit. So sahe ich einen Küchenzettel, wo der König darauf geschrieben hatte: — „die 25 Thaler sind gestohlen, denn es sind nur 100 Austern auf dem Tische gewesen, kosten 4 Thaler, Kuchen 2 Thaler, Quappenleber 1 Thaler, Fisch 2 Thaler, noch einmal Kuchen 2 Thaler, macht 11 Thaler, das Uebrige ist impertinent gestohlen." —

— „Ih bewahre!“ — rief Dorothea — „das ist ja ein strenger Hausherr, das darf Oheim Gleim in unserem Sanssouci nicht einführen.“ —

— „Liebe Nichte“ — antwortete Gleim — „Du brauchst noch lange nicht so viel, wie ich wünsche — meine Weinrechnung ist Dir immer zu hoch, aber wozu habe ich Wein, wenn er nicht der Freundschaft dient?“ —

— „Im Weine ist man in Sanssouci nicht verschwenderisch“ — fuhr Herr von Hardenberg fort; — „gewöhnlich trinkt der König nur Moselwein und Pontak, nur ausnahmsweise gestattet er Champagner oder Tokaier auf dem Tische. Gegen Rheinwein hat er große Abneigung, da er glaubt, sein hochseliger Vater habe das Podagra davon bekommen. Er pflegt zu sagen, wer einen Vorgeschmack vom Hängen haben will, der trinke Rheinwein oder schlesischen Grüneberger. Er liebt lange bei Tafel zu sitzen, gewöhnlich drei bis vier Stunden, um sich mit geistreichen Freunden und Fremden lange und lebhaft zu unterhalten, wobei nur französisch gesprochen wird und er gern die Gegenrede herausfordert. Witz und geistreiche Wendungen fließen von seinen Lippen, seine Stimme ist dabei sanft und etwas leise, sein Mund bewegt sich mit anmuthigem Ausdrucke, seine sonst scharfen Augen werden milder, sein Kopf neigt sich unwillkürlich etwas auf die rechte Seite. Nach aufgehobener Tafel geht der König in sein Zimmer zurück, schläft aber nicht, sondern bläst Flöte, liest oder versieht die eingegangenen Cabinetsschreiben mit Unterschriften oder Randglossen. — Dann

trinkt der König Kaffee und sieht Gelehrte, Künstler, Officiere oder Kaufleute bei sich und unterhält sich gehend mit ihnen. Will er lesen, so braucht er seinen Lector nicht, sondern liest selbst mit lauter Stimme. Um 6 Uhr beginnt das Concert, worin er selbst, inmitten seiner kleinen Kapelle mitwirkt und wo kein Fremder zugelassen wird. Sebastian Bach begleitete dabei früher auf dem Klavier, jetzt lösen sich Emanuel Bach und Fasch vierwöchentlich ab. Ersterer ist streng, letzterer mild, der König ließ sich schon oft von Bach tadeln. — Nach dem täglichen Concert beginnt die Abendtafel, wo Witz und lebhafte Gesellschaft die Hauptsache sind. Der König zieht seine königliche Würde aus, ist ganz und gar lustiger Gesellschafter, und hat in früheren Jahren oft bis nach Mitternacht ausgedauert. Jetzt liebt er es, sehr oft gar nicht zu Abend zu essen, läßt in einem Nebenzimmer kalte Küche auftragen und sieht hier auserlesene Gäste bei sich, denen er auch wol laut vorliest, oder wo Politik, Literatur, Kunst und Scherz zur Unterhaltung dienen. Vor einigen Tagen erst ist der König von Sanssouci weg in das Potsdamer Schloß gezogen, wo er den Winter verlebt und nur die Carnevalzeit in Berlin zubringt, die nun bald beginnen wird.“ —

— „Da ist's freilich in meinem Sanssouci doch stiller und gemüthlicher“ — meinte Gleim. — „Wann aber studirt er, treibt Philosophie und Dichtkunst?“ —

— „Er sucht zu Zeiten die Einsamkeit und namentlich im letzten Jahre soll er in Sanssouci sich zuweilen gegen

Fremde völlig absperren. Dann mag er seine philosophischen Tage haben. So hat er vor die Brücke, wo man in den Garten zu dem Bassin und an die Terrasse von Klein-Sans-souci kommt, auf einer sechs Fuß hohen Säule von rothem Porphyr das Brustbild des Herzog Alba setzen lassen mit einem ganz abscheulichen Gesichte und gegen Lucchesini geäußert: — „vor diesem Gesichte Alba's werden die Fremden erschrecken und gleich wieder umkehren." —

— „O! ich muß ihn noch einmal sehen, reden hören!" — rief Gleim — „er kennt mich ja schon dem Namen nach und ist mir gnädig zugethan. Hat er doch auf mein Gesuch sogleich erlaubt, daß Jacobi hier in Halberstadt Canonicus werden dürfe." —

— „Ja, das wundert mich um so mehr, als er sonst auf schriftliche Gesuche gewöhnlich sehr derbe Abfertigungen erläßt. Seit mir der geheime Cabinetsrath Eichel die Randbescheide gezeigt hat, welche der König auf die Bittschriften zu setzen pflegt, bewundere ich die rasche Gewährung Ihrer ungewöhnlichen Forderung um so mehr." —

— „Nun, nun, ein treuer Grenadier ist Seiner Majestät immer theuer gewesen" — erwiderte Gleim mit Selbstgefühl. — „Das giebt mir auch Hoffnung, ihm noch einmal in meinem Leben persönlich danken zu dürfen." —

— „Eichel zeigte mir Bescheide des Königs, die ebenso lakonisch, als komisch waren. Ich muß lachen, wenn ich daran denke, obleich Manchem, den die Antwort traf, das Lachen darüber vergangen sein mag. Der Kammerherr von

Müller hatte um Urlaub zum Gebrauche der Bäder in Aachen gebeten. Der Bescheid lautete: — „Was Er da machen will? Er wird, was Er noch übrig hat, verspielen und wie ein Bettler zurückkommen.“ — Kammerherr von Müller hatte sein Gesuch wiederholt und der König ärgerlich darunter geschrieben: — „Er kann zum Teufel gehen.“ — Der Obristlieutenant v. R. hatte die Rechnungen über Bewirthung der Braunschweigischen Herrschaften eingereicht, wozu der König bemerkt hatte: — „diesmal bezahlen, aber es ist greulich gestohlen und werde ich ein anderes Mal Jemand zum Rechnungsführer hinschicken.“ — Auf die Bitte des Fürsten von Lippe-Detmold um Berücksichtigung Lippstadts beim Verkaufe von Festungsgrundstücken, hatte der König mit flüchtiger Feder notirt: — „Man gebe eine vage Antwort, im österreichischen Stylus, der nichts bedeutet.“ — Die Frau von Holwede, welche um eine Präbende für ihren Sohn bat, erhielt zur Antwort: — „ich habe keine Präbenden an Müssiggänger zu vergeben.“ — und der Forstmeister von Poser, welcher nachsuchte, seinen Sohn nicht zum Militairdienste zu zwingen, bekam den Bescheid: — „der Sohn wird besser in einem Regiment erzogen, als in einem Dorfe.“ — Sehr bös erging es aber dem wohlhabenden Schutzjuden Meyer Benjamin in Magdeburg, der um die Bewilligung der Rechte christlicher Kaufleute bat und dem der König beschied: — „der Jude soll sich sofort aus Magdeburg packen, oder der Commandant wird ihn hinausschmeißen.“ — Auch unser Liebfrauenstift

zu Halberstadt hat einen lakonischen Bescheid auf die Bitte um Ertheilung eines Ordenskreuzes bekommen, welcher lautete: — „es sind schon so viele Kreuze, daß man nicht mehr weiß, was das ist.“ — Der Obrist von Lassow bat um den Heirathsconsens für einen Major und zwei Rittmeister seines Husarenregiments, worauf der König antwortete: — „Wenn Husaren Weiber nehmen, so sind sie selten noch einen Schuß Pulver werth.“ — Der Prediger Pels zu Bernau bat um 150 Thaler Zulage, weil er von 180 Thalern nicht leben könne und der König schrieb an den Rand: — „Die Apostel sind nicht gewinnsüchtig gewesen, sie haben umsonst gepredigt. Der Herr Pels hat keine apostolische Seele und denket nicht, daß er alle Güter der Welt für nichts ansehen muß.“ —

— „So bekam auch, wie mir ein Freund erzählte“ — fiel Gleim ein — „der Königsberger Buchhändler Kanter, welcher um den Comerzienrathtitel bat, zur Antwort: — „Buchhändler ist schon ein honetter Titel.“ —

— „Der König scheint“ — fuhr Hardenberg fort — „nicht leiden zu können, daß Menschen auf ihre Verdienste pochen; so erhielt der Oberauditeur G. in Berlin, auf seine Beschwerde, daß der Oberauditeur R. trotz kürzerer Dienstzeit schon zum Generalauditeur befördert worden sei, zur königlichen Antwort: — „Ich habe einen Haufen alte Maulesel im Stalle, die lange den Dienst machen, und werden doch keine Stallmeister.“ — Ja selbst der Obrist Guichard, der Quintus Icilius, der eine Pension bei der

Akademie nachsuchte, erhielt von seinem königlichen Freunde die entschiedene Antwort: — „die Akademie nimmt nicht Leute an, deren Bücher so schändlich, wie Seine, sind kritisirt worden." — Noch am Tage meiner Abreise zeigte mir Eichel zwei Bescheide des Königs, welche er gegen seinen Bereiter Volny und den Berliner Weinhändler Kiehn erlassen hat. Ersterer bat, zur Belohnung des in England besorgten Ankaufes von Pferden, um Ernennung zum Stallmeister und der König erwiderte: — „Er hat brav bei seinem Einkaufe gestohlen, er soll zufrieden sein, daß ich dazu stille schweige, aber ihn dafür zum Stallmeister machen? So närrisch bin ich nicht." — Dem Weinhändler aber, welcher um Entschädigung für den bei der russischen Invasion erlittenen Verlust von 82 Fässern Landwein nachsuchte, wurde zur Antwort: — „Warum nicht auch, was er bei der Sündfluth gelitten, wo sein Keller auch unter Wasser gestanden?" — Sie sehen, lieber Gleim, der König ist eigenwillig und originell in seinen Bescheiden." —

„Jetzt erst empfinde ich die hohe Bedeutung seiner Gnade gegen mich, denn er hat mit großer Güte meine Petition für Jacobi beantworten lassen. Es ist mir ein großes Zeichen, daß er die deutsche Literatur zu achten beginnt." —

— „Das letztere will ich nun gerade nicht bestätigen, wenigstens war Sulzer, mit dem ich darüber redete, anderer Meinung." —

— „Ah Sulzer! Was macht der gute Freund?" —

— „Er giebt Ihnen in der gemüthlichen Lebensweise äußerlich nichts nach, er wohnt, wie Sie wissen, im Winter mitten in der Stadt, den Schlössern gegenüber, wie ein epikuräischer Gutsherr, durch Garten und Wasser von der Umgebung abgeschlossen. Unbegreiflich ist mir, bei allem ausgezeichneten Glücke, das er in den preußischen Landen genießt, seine Sehnsucht nach dem Schweizer Vaterlande; so hatte er, wie er mir selbst gestand, schon während des letzten Krieges nur auf den Frieden warten wollen, um dann den Ueberrest seiner Tage in den Armen der Schweizer Freunde zu verleben. Die Alpenluft verraucht doch in keinem Schweizer.“ —

— „Es ist mehr als Heimweh“ — nahm Gleim das Wort — „der gute Sulzer ist schon seit sechs Jahren mit den deutschen Schöngeistern unzufrieden gewesen. Als ich damals zuletzt in Berlin war, redete er schon ziemlich deutlich darüber. Es schmerzte ihn, daß die schönen Geister seines neuen Vaterlandes immer mehr von denen des alten Schweizerlandes sich zu trennen schienen, indem sie mehr um die äußeren Zierrathen ihrer Werke besorgt wären und die moralische Größe über dem Tändelnden vergäßen. Es war ihm nicht recht, daß Lessing's Literaturbriefe und Nicolai's Bibliothek der schönen Wissenschaften den Einfluß, den Bodmer seither in Deutschland hatte, verdrängten und nun selbst über diesen die Kritik übten. Ich suchte damals den Freund in seiner Verstimmung, in welcher er Alles schwarz sahe, zu trösten, indem ich ihn auf Horaz hinwies, der ge-

rade Dasjenige, welches er als Zierrath tadelte, als wesentliches Stück einer Dichtung empfohlen hat. Er aber war an die moraliche Größe nach Bodmer's Vorbilde nun einmal gefesselt, suchte in seinem theoretischen Lexicon, woran er schrieb, überall den moralischen Einfluß der Künste an das Licht zu stellen und entfernte sich immer offener von seinen Berliner Freunden." —

— „Er ist aber seit dem Jahre, wo er auf die Affaire bei Kolberg, die Ramler in einer Ode verherrlichte, eine Denkmünze prägen ließ, dem Könige persönlich bekannt geworden und dieser hält große Stücke auf ihn. Dennoch, und weil er viele Angriffe über sein feuriges und enthusiastisches Lob der Karschin erdulden mußte, gerieth er in eine dauernde Verstimmung, suchte sich durch Lustreisen mit seinen Freunden, dem Grafen Podewils, dem Marquis d'Argens und dem englischen Gesandten Mitchel zu zerstreuen und nahm auf längere Zeit Urlaub, um nach der Heimath zu reisen. — Noch vor einigen Tageu gedachte er gegen mich dieser Reise im Jahre 1762 mit großer Begeisterung — „o!" — rief er — „welch' ein Moment des Herzens, als ich nach langer Abwesenheit und durch Lebenserfahrung innerlich und äußerlich verändert, die Stätten meiner Jugend, die Thürme von Zürich und Winterthur wiedererblickte!" — Und in der That wurde er hier wieder munter und thätig und schrieb mit Eifer sein Wörterbuch." —

— „Aber sein Heimweh brachte er im folgenden Jahre wieder mit nach Berlin, zumal er jetzt erst recht den Ver-

lust seiner Gattin empfand, welche schon 1760 im Wochenbette gestorben war. Gemüthliche und geistige Verstimmung hatten ihn erschlafft, denn er sagte sich von seiner Professur am Joachimsthale los und reisete im Lande herum.“ —

— „Ganz recht, lieber Gleim, aber er arbeitete doch auch nach langem Stillschweigen wieder eine Abhandlung für die Akademie und hier zeigte sich der König sehr aufmerksam gegen ihn. Er bekam eine Pension der Akademie, und, um ihn ganz an Preußen zu fesseln, was Graf Borcke und der Prinz von Preußen mit Sulzer unterhandelten, gab ihm der König vor fünf Jahren einen Gehalt von 1300 Thalern, bestimmte ihn zum Lehrer bei der neu zu errichtenden Ritterakademie in Berlin und erlaubte ihm, bis zur Verwirklichung der neuen Anstalt, mit dem englischen Gesandten Mitchel nach Spaa und Brüssel zu reisen. —“ —

— „Den Antritt seines neuen Lehramtes der Philosophie meldete er mir“ — sagte Gleim; — „er war so zufrieden, daß er äußerte, der königliche Plan stimme ganz genau mit seinen Wünschen und Einsichten überein. Auch seinem Landsmann Wegelin hatte er dort an die Lehrstelle der Geschichte verholfen. Auch schrieb er mir, daß er sich von Neuem angebauet habe, um mir es nachzuthun. Ich weiß nicht, wie er eingerichtet ist, denn seit dem Vorfalle mit Ramler habe ich Berlin nicht wieder besuchen mögen.“ —

— „Der Sulzer wohnt ländlich und anmuthig. Der König schenkte ihm ein Stück Land, unweit der Stadt in Moabit, jedenfalls so angenehm, wie es um Berlin herum

nur eine Gegend sein kann. Hier bauete er sich ein Landhaus und legte einen prächtigen Garten an. Aber der Boden ist sumpfig und ungesund und seitdem er hier den Sommeraufenthalt genießt, ist seine Gesundheit schwächer geworden, denn gleich im ersten Sommer zog er sich auf dem sumpfigen Boden ein bösartiges Fieber zu. — Indessen blieb er rührig und der König benutzt ihn tüchtig, da er ihn einmal für brauchbar erkannt hat. So ist er Mitglied der ökonomischen Commission der Akademie, hat vor zwei Jahren die Aufsicht über das Joachimsthaler Gymnasium erhalten, dessen Gesetze er auch entwarf und beschäftigt sich viel mit der besten Methode, der Jugend die Schriften des klassischen Alterthums zu lehren. Er sagte mir, daß er jetzt überhaupt sehr viel über Erziehung nachdenke und wahrscheinlich bald beauftragt werden würde, gemeinschaftlich mit Sack und Spalding die Schulen in den preußischen Staaten zu verbessern. Aber es kam mir vor, als suche er in der Arbeit nur seine eigene Hinfälligkeit zu betäuben und vergessen zu machen, seine Gesundheit hat merklich abgenommen, oft ist sein Kopf gänzlich unthätig, vergebens ringt er nach Munterkeit, seine Briefe an die Freunde, gestand er selbst ein, würden seltener und kürzer, er hat Stunden, wo ihn nichts mehr reizt und dann sucht er Zuflucht bei seinen Bäumen, Blumen und Hühnern, womit er oft ganze Tage spielen kann, als ob es nichts weiter auf der Welt gäbe, was einen denkenden Menschen beschäftigen könnte, bis dann wieder Tage kommen, in denen er, wie

ganz kürzlich seine „psychologischen Betrachtungen über den sittlichen Menschen" zu schreiben vermag." —

— „Gottlob!" — sprach Gleim — „da habe ich mir in stilleren, engeren Lebenskreisen doch meine gemüthliche Heiterkeit erhalten. Horaz sagt, das Alter soll nicht ohne Saitenspiel sein — und darum will ich stets mit der Jugend gehen. In Jacobi's Umgange soll mich Niemand verstimmt sehen. Mein kleines Sanssouci, für den Hüttner und seine Freundschaft groß genug, ist mir lieber, als Sulzer's epikuräischer Garten in und außerhalb der Stadt. Hier im lieben Halberstadt sind Boden und Luft gesund und ich bitte Gott, mich hier das Alter eines Eremiten oder Harfners des Mittelalters erleben zu lassen." —

— „Im Grunde hat das Leben der Berliner Freunde mir nicht gemüthlich erscheinen können" — sagte von Hardenberg; — „sie üben Kritik und Verstandeskunst, philosophiren und kritteln, zanken mit aller Welt und sind doch nicht froh. Nicolai, Ramler, Lessing, Moses, und wie sie heißen, führen ein sogenanntes Schriftstellerleben, das seine Heimath nur in der Geisterwelt findet, aber in der täglichen Wirklichkeit nicht befriedigen kann, indem es an Frieden fehlt. Nicolai lebt mit seiner jungen Frau allein im häuslichen Wohlstande und Familienglücke, alle Anderen führen eine Junggesellenwirthschaft, die das Herz kalt läßt. Ich bekenne gern, lieber Gleim, daß ich hier bei Ihnen mich einmal wieder erquicke in Ruhe und poetischer Gemüthlichkeit." —

Dorothea rückte auf dem Stuhle und schien dies Lob vorzugsweise auf sich beziehen zu wollen. — „Ja“ — sprach sie — „was nützen Ehre, Ruhm, Talent und alle Herrlichkeit der Welt, wenn im Häuschen, am eigenen Kamine, nicht der Frieden der Seele, die Bequemlichkeit und heitere Ruhe wohnen. Ohne diese würde der Oheim gar nicht mehr dichten können.“ —

— „Das danke ich Dir, liebe Dorothea“ — versetzte Gleim mit Herzlichkeit, indem er der Nichte Hand klopfte — „meine Natur ist nicht geschaffen für das Geräusch der Welt, es geht mir wie dem Veilchen, welches seinen Geruch verliert, wenn es aus dem stillen Schooße des entlegenen Wald- oder Wieseneckchens herausgerissen und an die Landstraßen des geräuschvollen Mittags verpflanzt wird. Dennoch aber kann der stille Dichter für das Volk fernerhin wirken und ungesehen auf seine Zeit, auf die Gemüther seiner Mitlebenden wirken.“ —

— „Das haben wir an den Liedern des preußischen Grenadiers gesehen“ — sagte der Domherr, indem er dem Dichter freundlich auf die Schulter klopfte. — „Aber, wollen Sie nicht bald wieder die Leyer für das Volk stimmen, um demselben, nun es der Sieges- und Schlachtgesänge nicht mehr bedarf, eine neue Begeisterung im Frieden zu geben und ihm Lieder zu schaffen, welche am häuslichen Herde, im blühenden Obstgarten und im heiteren Freundeskreise gesungen werden? Ich sahe auf meiner Reise einen alten Invaliden auf der Schwelle seiner Dorfhütte

sitzen, sein Messer wetzen und hörte ihn dabei das Lied von Roßbach singen. Wenn der Mann ein friedliches Liedchen wüßte, das ihm der wohlbekannte gute Freund, der Grenadier, darböte, ich glaube, er würde dadurch sein kärgliches Brot angenehmer machen." —

Gleim hörte gespannt zu und nickte freundlich. — „Sie empfehlen mir etwas, das ich auch schon gedacht habe — oft schon, wenn ich, auf meinen Gängen durch die Felder, die Lerche jubeln, die Sense wetzen, das Getreide-Erndtelied oder den Gesang der Heumacher hörte, fühlte ich die Lust, dieser friedlichen Beschäftigung, dieser harmlosen Tagesordnung Lieder zu singen; ich wollte Gottes Güte in der Natur, die Segnungen des Friedens, die glücklichen Errungenschaften des preußischen Volkes, die Freude der häuslichen Sicherheit unter dem Schutze des Königs singen und das Gemüth von der alltäglichen Anschauung auf die Stimmung des ganzen Volkes, der Zeit, den patriotischen Genuß des Lebens hinleiten — ja, lieber Freund, die „Lieder für's Volk" sind bei mir in ihren ersten präludirenden Anklängen längst erwacht — wir wollen sehen, wenn Jacobi hier ist, wenn der Frühling kommt." —

— „Sie spannen meine Neugier auf den jungen Haller Professor und künftigen Canonicus zu Halberstadt auf das Höchste" — sprach Hardenberg — „ich verspreche mir einen angenehmen Winter, da Sie den Musenjünger schon im December erwarten." —

— „In vierzehn Tagen!“ — riefen Gleim und Dorothea gleichzeitig.

Der Abend verstrich unter solchen Gesprächen. Als der Domherr zur bürgerlichen Zeit, wie es in Gleim's Häuschen Ordnung war, Abschied genommen hatte und Dorothea ihn mit dem Lichte an die Hausthür geleitete, schritt Gleim an seinen Schreibtisch am Fenster und las noch einmal die Briefe an Jacobi und Klopstock, welche er vorhin geschrieben hatte. Befriedigt mit seinen Gefühlen, welche die Zeilen an Letzteren dictirt und ihm selbst den Druck von der Seele genommen hatten, blickte er in die nächtige Gegend hinaus, wo in demselben Momente eine schmale Mondsichel durch das herbstliche Gewölk hervortrat, als wollte sie den friedensuchenden Dichter begrüßen. — „Gottlob!“ — sagte er zu der wieder eintretenden Dorothea — „der Tag ist schön beschlossen!“ —

Schon waren vierzehn Tage darüber vergangen, daß Gleim die Ankunft seines neuen Freundes erwartete. Ein kalter Decembertag mit schweren, niederen Schneewolken und eisigem Nordwinde schien in seiner Kürze und mittägigen Dämmerung nicht geeignet zu sein, das Dichtergemüth zu erfreuen. Gleim ging, trotz der rauhen Luft, nach dem Mittagsmahle, in der an seinen Garten stoßenden Allee

spazieren und sahe gedankenvoll den Wolken nach, welche der nordwestliche Wind über die Stadt weg in die Himmelsgegend trieb, wo Halle liegt. Seine Seele folgte ihnen und weilte bei dem immer noch zögernden Freunde, der auf den letzten, heiteren, in Versen geschriebenen Brief seither nicht geantwortet hatte. Die Ungeduld, womit das verlangende Herz den Freund erwartete, war schnell geneigt, üble Vorstellungen daran zu knüpfen und in der That fühlte Gleim eine mit jedem Tage wachsende Sorge um den ohnehin körperlich nicht starken Freund.

Am heutigen Tage hoffte er am Wenigsten eine glückliche Botschaft, denn der graue Himmel war nicht geeignet, Hoffnungen zu erwecken und außerdem glaubte Gleim an Vorbedeutungen, die einem angenehmen oder unangenehmen Ereignisse warnend oder ermuthigend voraufgingen. Die Dichterseele knüpft sich ja so gern an äußerliche Zeichen ihre inneren Stimmungen und Vorstellungen. — Als Gleim am heutigen Morgen aufgestanden und im Begriffe gewesen war, seinen Kaffee zu trinken, war ihm die Tasse, ein Geschenk vom alten Grafen von Stolberg-Wernigerode, zu Boden gefallen und zertrümmert, als er gleich darauf seine irdene Pfeife hatte anzünden wollen, war ihm diese in der Hand zerbrochen. Dorothea hatte sich über diese üblen Zeichen so sehr erschrocken, daß sie Alles, was sie am heutigen Tage hatte unternehmen wollen, aufschob und mit Angst den Abend erreicht zu haben wünschte. Gleim stellte sich zwar gleichgültig dagegen, aber konnte doch den unwillkürlich vortreten-

den Gedanken nicht unterdrücken, daß ihm heute keine Freude beschieden sein würde.

Als er so einsam und eingehüllt in der Allee spazierte, den wolkenschweren Himmel, an dem die dunklen Schneemassen vorüberjagten, betrachtend und auf das unheimliche Geräusch horchend, welches der Wind in den laublosen Zweigen der Bäume verursachte, als er gedankenschwer an die Ursachen dachte, welche die Nachricht vom Freunde so ungewöhnlich verspäten konnten, bemerkte er nicht, daß vom Thore her ein Mann nahete, welcher direct in den Garten einlenken wollte, aber, als er Gleim erkannte, auf die Allee zuschritt. Jetzt erst erblickte Gleim den Postboten.

— „Schlechtes Wetter, Herr Domsecretair, aber dafür angenehme Nachrichten — hier ist ein Brief . . .“

— „Aus Halle?“ — fragte Gleim eifrig und auf den Postboten zueilend.

— „Nein dieser nicht, aber ich habe noch eine Entschuldigung vom Herrn Postmeister zu bestellen, es ist ein kleines Malheur passirt — aber —“

— „Ein Malheur?“ — wiederholte Gleim erschrocken. —

Der Postbote hatte den Brief, welcher schon vorhin von ihm aus der Tragtasche herausgesucht war, noch in der Hand, als er lächelnd sagte: — „nun ja, einen Brief von Halle sollen Sie auch haben, aber Sie müssen's nicht übel nehmen, der Postmeister hat diesen Brief, der schon vor fünf Tagen eingetroffen war, aus Versehen in den

Briefbeutel für Braunschweig fallen lassen und daher ist er heute erst wieder zurückgeschickt. Nehmen Sie's nicht übel!" —

In der Unruhe hatte Gleim den ersteren Brief, ohne ihn weiter zu besehen, in die Tasche gleiten lassen, dann aber mit um so größerer Aufmerksamkeit nach dem verspäteten Briefe aus Halle gegriffen; — er trug Jacobi's Handschrift, er öffnete ihn mit freudiger Eile und Besorgniß, ohne die Entschuldigung des Postboten weiter zu hören. — „Nun, ich will mir das Geld von der Mamsell geben lassen" — sagte dieser und ging, als Gleim ihm zerstreuet und mit der Hand fortwinkend: — „ja, ja, ja!" — zurief, mit höflicher Empfehlung davon, um in den Garten zu treten. Gleim hatte nur Augen und Aufmerksamkeit für die Mittheilung Jacobi's; — lesend wanderte er in der Allee weiter, um die Ungeduld zu stillen und durch um so eifrigeres Durchfliegen der vertrauten Handschrift die entbehrten fünf Tage zu ersetzen. — Der Freund hatte den poetischen Brief in Versen erwidert. Er schrieb:

„„Ja, Freund! in Deinem Sanssouci,
Wo, bei der Musen Harmonie,
Die finstere Philosophie,
An Lied und Scherz und Kuß gewöhnet,
Mit Huldgöttinnen sich versöhnet,
Wo neben Dir Dein Amor sitzt
Und spielend einen Plato schnitzt,
Da lassen Dich erhab'ne Freuden

Kein fürstlich Sanssouci beneiden.
Da ruft den ungetäuschten Blick
Von der Paläste stolzen Mauern
Die Weisheit freundschaftlich zurück,
Und lehrt Dich, Könige bedauern.

Sie scherzen nicht mit uns im Hain,
Sie ladet nicht der Rasen ein;
Kaum sehen sie das Veilchen blüh'n,
Die Sonne hinter Bergen glüh'n,
Den Hügel, den Aurora malt,
Und wie der Mond auf Teiche strahlt.
Kein Vogel singt für sie Gesänge,
Die kleine Philomele schweigt,
Wenn sich in rauschendem Gepränge
Der Herr vor ihren Wäldern zeigt.
Mit unterbroch'nen Tönen steigt
Die Lerche, wo der Frohsinn weicht,
Und bang, mit leisem Murmeln schleicht
Der unbegrüßte Bach vorüber.
Das Echo spricht erschrocken nach,
Was ein Monarch im Purpur sprach,
Und hört des Hirten Stimme lieber. —

Uns, bester Gleim, uns liebt das Thal,
Dort, wo wir seine Rosen pflücken,
Und den gefüllten Becher schmücken,
Verachten wir Lucullus Mahl.
Er trank aus goldenem Pokale
Nur selten die Zufriedenheit,
Nur selten wohnt im Marmorsaale
Das Glück der wahren Zärtlichkeit.

Ihr Fürsten! Sah' man unter Küssen
Von Euren Wangen Thränen fließen?
Für uns als Götter aufgestellt,
Vom Diadem das Haupt umwunden,
Was hilft Euch eine ganze Welt,
In der Ihr keinen Freund gefunden?

Nur dann, wenn am verlass'nen Herd
Die Unschuld ihre Hände ringet,
Bis zum Palast die Stimme dringet,
Euch Väter nennt und Schutz begehrt,
Dann seid Ihr uns des Neides werth.
Doch nein! — von unzählbaren Schätzen,
Den Raub der Bosheit zu ersetzen,
Ist das ein himmlisches Ergötzen,
Ist das der Tugend höchster Ruhm?
Was wir, o Freund! der Armuth geben,
Von unserm kleinen Eigenthum,
Muß über Fürsten uns erheben.
Wenn einst die gold'nen Wände beben,
Der Styx in banger Nähe schreckt,
Und dicke Nacht den Thron bedeckt,
Dann sieht, in wilden Phantasieen
Auf seinem Lager noch der Held
Ein grauses, leichenvolles Feld,
Sieht überwund'ne Feinde knieen
Und Angstgeschrei, das Gnade! ruft,
Ertönet laut um seine Gruft. —
Und wir? — — Bekränzt kommt er hernieder,
Von Grazien, der letzte Tag —
Umarmet singen wir ihm Lieder,
Ein zärtlich Mädchen singt sie nach. — ""

Hier, lieber Gleim, haben Sie die Antwort auf Ihre Einladung in das kleine Sanssouci zu Halberstadt. In fünf Tagen reise ich von Halle ab, werde die Nacht in Aschersleben zubringen und am anderen Mittage in Ihre Arme eilen.“ — —

Gleim stutzte — jetzt erst zürnte er über die Nachlässigkeit des Postmeisters, denn heute war der Tag, wo Jacobi zu Abend in Aschersleben eintreffen mußte. Längst hatte er sich den Plan ausgesonnen, dem Freunde entgegen zu fahren und ihn zu überraschen; wäre der Brief einige Stunden später in seinen Besitz gekommen, so würde der Plan nicht mehr ausführbar gewesen sein. Aber auch jetzt hatte er keine Zeit zu verlieren, hastig lief er in sein nahes Haus zurück und rief den Bedienten Heinrich. — „Schnell, nach dem Posthalter, bestelle sogleich eine Extrachaise nach Aschersleben, wir müssen in einer halben Stunde abgefahren sein!“ — Und der herbeieilenden überraschten Dorothea rief er zu: — „Jacobi kommt, schmücke sein Zimmer mit Guirlanden und Blumen, so viel wir noch im Gewächshause auffinden können, bekränze sein Bild im Pantheon, richte auf morgen Mittag eine gute Tafel an, dann führe ich ihn Dir in dies Haus — jetzt aber fahre ich ihm entgegen!“ —

Dorothea theilte die Freude über Jacobi's Ankunft mit vollem Herzen, setzte aber sorgsam hinzu: — „Ach! Oheim, Sie wollen in diesem Wetter reisen? Denken Sie daran, daß heute Morgen Tasse und Pfeife zerbrochen sind — ach! bleiben Sie hier!“ —

— „Alle Vorbedeutungen sind nichts, habe ich am heutigen Tage nicht Jacobi's Brief bekommen und diese Freude? Und was geht mich der Winter an, da ich mit ihm den ganzen Frühling meines Lebens heimführe." —

— „Ach! wenn Sie nur keinen Unfall haben" — seufzte Dorothea und schüttelte den Kopf. Bald darauf, als das Reisesäckchen gepackt war, rollte die Postchaise vor den Garten und das fröhliche Horn ertönte. Gleim war so hastig und jugendlich munter, daß er nicht an den wärmenden Mantel gedacht hätte, wenn nicht Dorothea darauf bedacht gewesen wäre. Sie prägte dem Postillon eine Menge Vorsichtsmaßregeln ein, bat den Oheim, sich vor jedem schlechten Wege zu hüten, nicht bei anbrechender Dunkelheit zu fahren und erinnerte an die frühere Fahrt von Blankenburg mit Kleist, wo er das große Unglück gehabt hatte. — „Nein, nein, mir passirt nichts Schlimmes!" — rief er aus dem Wagen der ängstlichen Nichte zu, der Bediente mußte sich zu dem Postillon setzen und unter dem lustigen Horngeschmetter und einem beginnenden feinem Schneegestöber rollte der Wagen davon. —

Als er so allein im Wagen saß und daran dachte, wie er dem Freunde den kommenden Tag verschönern solle, fiel ihm ein, daß der Postbote ihm einen anderen Brief gegeben hatte, der in der Freude über Jacobi's Schreiben ganz vergessen worden war. Er fand sich richtig noch in Gleim's Brusttasche, aber welche neue Ueberraschung wurde ihm zu Theil, als er Klopstock's Handschrift erkannte. — „Nun

sage Einer, daß dies ein schlechter Tag sei!" — flüsterte er vergnügt — „wenn mir wieder die Tasse oder Pfeife zerbricht, so erwarte ich was Ausgezeichnetes vom Tage. Zwei Freunde führt der heutige an mein Herz zurück!" —

Klopstock's Brief lautete: — „Meine rasche Antwort beweise Ihnen, alter, kriklicher Freund, die große Freude, welche mir Ihr Brief gemacht hat. Er war eine Noah's-taube mit dem Oelzweige. Erlauben Sie mir, Erhabenster und Edelster des Vaterlandes, daß ich mich in Ihrer Gegenwart nun auch meiner Freude überlasse. Ihre Deutschen, die nicht aufflammen, aber glühen, werden von dem Tage an, wo Sie ihnen winken, um den Vorzug in den Wissenschaften mit den Franzosen und Engländern einen Wettstreit halten, welcher mit Sieg endigen wird. Hierauf werden sie die Griechen, die bis jetzt unüberwundenen auf dem Kampfplatze antreffen. — Sehen Sie Freund, daß ich für Sie und den deutschen Patriotismus nicht abgestorben bin, wie Sie meinen." —

— „Er kann die Ironie doch nicht lassen" — dachte Gleim gutmüthig froh und las weiter:

— „Sie wissen aus den Zeitungen, daß Graf Wellsperg und Fürst Kaunitz mit mir im Namen des Kaisers verhandeln, in Wien für Förderung der Wissenschaften thätig zu sein und einen Plan dafür zu entwerfen. Meine kürzlich erschienene „Hermannsschlacht," die ich dem Kaiser Joseph II. gewidmet habe, hat dort Aufsehen und Beifall erregt, der Kaiser hatte mir eine goldene, mit Brillanten be-

sezte Medaille zum Tragen überreichen lassen. Die Reise des Kaisers nach Rom hat das Project zwar verzögert, aber man meint es in Wien ernsthaft damit. Mit dem Kaiser Joseph und Ihrem Könige von Preußen ist es wirklich bis zur Freundschaft gekommen und ich will wünschen, daß sie nur mehr von der Pflugschaar, als von der Lanze mit einander abhandeln. Sie erinnern mich an die schöne Zeit, wo ich auf dem Steine in Ihrem Garten das geistliche Lied dichtete — lieber Freund, wenn Sie meine erschienenen geistlichen Lieder gelesen haben, so werden Sie mir darin meinen zweiten Beruf anerkennen müssen. Gott hat die Gnade gehabt, mir diese Arbeit gelingen zu lassen, ich verändere jezt viele davon und dichte Lieder auf alle hohe Feste nach der Melodie: Herr Gott, dich loben wir! Lessing hat irgendwo gesagt: wer über diese geistlichen Lieder schlecht urtheile, an dessen Christenthum müsse er zweifeln. — Was mich betrifft, so lebe ich noch immer abwechselnd in Copenhagen und zu Lingbye und nehme an allen literarischen Erscheinungen des deutschen Vaterlandes lebhaften Antheil. Ich will sogar, da Sie es wünschen, an die Karschin in Berlin schreiben, und Sie wissen, wie sehr ich mit einem großen Theile ihrer poetischen Kinder zufrieden bin, obgleich man Sie und Sulzer wegen der großen Lobpreisung hart angegriffen hat. Aber ich kann wol sagen, daß ich mich etwas vor den poetischen Briefen der Karschin fürchte, aber ich will dennoch an sie schreiben und den Brief an Sie schicken, da ich ihre Adresse nicht weiß. Sorgen Sie nur dafür, daß

die besten Stücke der Karschin nicht verloren gehen, aber ändern muß sie daran, sie mag wollen oder nicht, vieles von den unaufhörlichen Lobpreisungen muß fort. — Sie beklagen Sich über tadelnde Angriffe? — Habe ich dergleichen nicht vor Kurzem auch in vollem Maße erduldet? Ein bekannter Philosoph sagt: — „je bedeutender der Schriftsteller, um so heftiger die Verkleinerung und Bosheit seiner Widersacher." — Hat doch Herr Hudemann mich und meinen Messias durch seine Schmähschrift über den elften Gesang herabzuwürdigen gesucht; soll dieselbe eine Satyre gegen die Religion sein, so ist sie sehr schwach, die Religion hat deren schon weit stärkere ausgehalten. — Kürzlich habe ich eine Composition von Ramler's „Berenice" gehört, von Krause componirt. Ist das etwa derselbe, der in Ihrer Stube unter anderen lebenden und todten Freunden wohnt? Ich habe lange nichts gehört, das mir so vortrefflich vorgekommen und so nach meinem Geschmack gewesen wäre. Ich glaube, Krause hat die Nacht vor dieser Composition geträumt, er befände sich in einem griechischen Musentempel und hörte Alcäus eine Ode vorlesen. Gerstenberg und seine Frau sangen mir die Composition vor und ich dachte daran, daß dieser Krause meine eigenen Strophen componiren möchte. Veranlassen Sie, daß ich in eine Correspondenz mit ihm komme und daß er selbst Lust zur Composition meiner Strophen bekomme — aber bald! — Sie schreiben mir, daß der Domherr bei Herrn Sulzer neulich den Professor der Philosophie beim Cadettencorps, den Herrn

Grillo, getroffen habe. — ich kenne seine Uebersetzung des Pindar, da wir aber keine Griechen sind, so ist uns vieles im Pindar ohne Interesse und Grillo thäte wohl, nur seine schönsten Oden zu übersetzen, statt so wortgetreu zu verfahren, daß man nicht weiß, ob er Verse oder Prosa schreibt. — Ich muß Ihnen schließlich noch eine kleine Nachricht von meinen neuesten Lustwandlungen in den Wäldern unserer alten Sprachen geben. Macpherson, der Retter des Barden Ossian, wird mir bald die eisgrauen Melodien zu einigen lyrischen Stellen des großen Dichters schicken. Mit Hülfe derselben denke ich das Sylbenmaß des Barden herauszubringen. Die Malerin Angelica Kaufmann in London hat meinetwegen an Macpherson geschrieben. Ferner habe ich entdeckt, daß ein sächsischer Dichter aus Carl's des Großen Zeiten oder noch früher existirt, der unter dem Titel: die Geschichte des Erlösers — herausgegeben zu werden verdient. Ich denke es in fast wörtlicher Uebersetzung zu thun, da der König von Dänemark eine Abschrift des alten Gedichtes machen läßt: Sie sind doch mit meinem Patriotismus zufrieden? Sie wollen, wie Sie mir schreiben, eine Sammlung Ihrer eigenen Gedichte veranlassen, aber brauchen Sie mir ja dabei Ramler's Feile nicht zu sehr und bringen Sie lieber mit Ihrer eigenen Feile hier und dort ein wenig Politur weg. Ich schlage Ihnen nichts anderes vor, als was ich selbst thue. Sie erwarten Jacobi in Halberstadt? Von ihm kenne ich noch nichts als die Briefe, welche mit den Ihrigen gedruckt sind, und was ich in Jour-

nalen und Zeitungen von ihm finde. Er versteht die Sprache, hat Geschmack, aber noch viel fremde Bildung. — Nun noch etwas, was Sie nicht hören mögen, weil Sie die Weiber fliehen. — Ich bin seit Kurzem in eine deutsche Malerin in London, Angelica Kaufmann, beinahe verliebt. Sie hat einen Briefwechsel mit mir angefangen und will mir Ossian's Kopf nach ihrer Phantasie, ihr Portrait und ein Gemälde aus dem Messias schicken. Das Mädchen hat Raphael studirt. Ich habe sie gebeten, sich als Thusnelda zu malen, einen Köcher an der Schulter, in Linnen mit Purpuraufschlägen gekleidet, die Arme fast ganz bloß, einen Feldblumenkranz mit etwas jungem Eichenlaube untermischt. Sie wissen unstreitig, daß Thusnelda blaue Augen hatte, gleichwohl habe ich Angelika gebeten, ja ihre schwarzen Augen bei dieser Gelegenheit nicht in blaue zu verwandeln. — Sie erwähnen in Ihrem Briefe auch Herder's und glauben, er sei bei mir in Copenhagen. Nein, ich weiß nicht, wohin ihn sein Schiff geführt hat; er hat nicht Wort gehalten. Ich habe sein Schifflein vergeblich gesucht, denn in meinem Arbeitscabinet, wo ich hier schreibe, kann ich vier Meilen weit in die Ostsee hinaussehen, aber ich habe den „kritischen Berg" Herder nicht entdeckt. Im Uebrigen geht es mir gut, so lange mein theurer Graf Bernstorff mich beschützt. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald wieder."" —

So war denn durch diesen Brief das alte, freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden Dichtern wieder hergestellt.

Nie hatte Gleim eine angenehmere Fahrt nach Aschersleben gemacht, er hatte weder den Winter um sich, noch das rasche Schwinden der Zeit bemerkt, mit Klopstock's Briefe war er noch in Gedanken beschäftigt, als es bereits dunkel geworden war; er wunderte sich selbst über die Kürze des Weges, als der Bediente ausrief: — „da kann man schon die Lichter von Aschersleben durch den Nebel sehen!" — Nach einer Viertelstunde rollte die Postchaise in die Straße ein und hielt vor dem bekannten Gasthofe. Der Wirth Hagedorn sprang vor den Wagen und wunderte sich sehr, als Gleim ausstieg. — „Mein Gott, Herr Domsecretair, in dieser Decemberluft? Kommen Sie nur gleich in's warme Zimmer, und wie frisch und roth Ihre Backen sind!" —

— „Mein guter Herr Hagedorn" — sagte Gleim zutraulich, indem er mit dem Gastwirthe in das Haus ging — „diese Nacht muß ich hier bleiben, auch will ich ganz geheim und ohne, daß es Jemanden bekannt wird, hier absteigen. Sagen Sie mir zuerst, haben Sie einen Fremden einlogirt?" —

— „Nein, die Zeit der Posten ist erst später und wer wird bei solchem Wetter extra reisen?" —

— „Um so besser — nun hören Sie, ich erwarte einen Freund und es ist auf eine Ueberraschung abgesehen; richten Sie ein recht hübsches Logis für einen Herrn ein, lassen Sie es an keiner Bequemlichkeit mangeln, ein Zimmer nach der Straße heraus in der Beletage, aber verschweigen Sie meine Anwesenheit, ich will den Freund erst morgenfrüh überraschen."

— „Ganz zu Befehl" — versetzte der Wirth — „Sie sollen ein freundliches, entlegenes Logis haben, wo Sie Niemand sucht. Aber was wünschen Sie vor allen Dingen zu Ihrer Erwärmung und Pflege?" —

— „Alles später, lieber Herr Hagedorn, ich muß erst meine Vorkehrungen treffen, sorgen Sie nur erst für meinen angemeldeten Freund, daß er ein warmes Zimmer, Thee und Abendbrot vorfindet, mein Bedienter soll am Thore den Wagen des Freundes erwarten, meine Anwesenheit darf nicht verrathen werden." — Gleim rief seinen Bedienten, der eben das Reiseköfferchen in die Gaststube getragen hatte und redete eifrig mit ihm, um ihn zu instruiren. — „Ja, ich werde schon Alles pünktlich ausrichten" — sagte Heinrich und ging aus dem Hause.

— „Bringen Sie meine Effecten gleich in mein Logis" — sprach der geschäftige Gleim zum Wirthe — „nichts darf an mein Hiersein erinnern, zeigen Sie mir aber erst das Zimmer, was der Erwartete bewohnen soll." — Der Wirth nahm ein Licht und stieg, von Gleim begleitet, die Treppe hinan. In dem Zimmer hatte Gleim noch vieles zu verbessern, alle erdenkliche Bequemlichkeiten sollten vorhanden sein, ein Blumenbouquet mußte aus dem Gewächshause des Kunstgärtners besorgt und auf den Tisch vor das Gardinenbett gestellt werden, mehre Wachslichter sollten brennen, die theuersten Geschirre zur Benutzung hingestellt werden. — „Lieber Herr Domsecretair" — sagte der Gastwirth — „dieses Logis wird immer den hohen Herrschaften

offerirt; der General von Stille hat immer darin gewohnt, wenn er sein Kürassierregiment früher inspicirte; aber darf ich fragen, wer mir die Ehre auf Ihre Recommandation schenkt? Etwa eine hohe Person incognito?" —

„Weit mehr als das, lieber Herr Hagedorn" — lächelte Gleim, seelenfroh in das neugierige Gesicht des Wirthes schauend — „es ist ein Dichter, der mit allen Hoheiten des Parnassus verkehrt, es ist mein Freund, dem ich Alles bieten möchte, was ihm angenehm ist. Nun sagen Sie mir, wo wohnt der Stabstrompeter vom Kürassierregimente?" —

Die Miene des Wirthes wurde noch neugieriger. — „Er wohnt weit von hier, ich will Ihnen meinen Knecht mitschicken — aber was befehlen Sie denn zur eigenen Erquickung?" —

— „Setzen Sie mir den Thee und das Abendbrot auf mein Zimmer, aber dem Fremden bereiten Sie das Beste, was Ihre Küche hat; auch guten Wein setzen Sie ihm vor, fordern Sie ihm aber nicht die geringste Bezahlung ab, das ist meine Sache; nun lassen Sie mich zu dem Stabstrompeter führen." —

Der Bediente Heinrich war, der empfangenen Instruction zu Folge, nach dem ihm bezeichneten Thore gegangen, um hier auf die Post zu warten. Der Abend war so unfreundlich als möglich geworden, ein feiner Schnee stäubte herab und rieselte durch die Bäume. Endlich nach langem Harren erscholl das Posthorn in der nebligen Ferne und der schwere Wagen rollte heran. Am Thore mußte er halten, da der

wachthabende Unterofficier hervortrat, um die Namen der Fremden aufzuschreiben. Heinrich drängte sich heran, aber der Name Jacobi wurde nicht mit genannt. Er rief in den Wagen hinein, aber die Antwort lautete: — „Ein Jacobi ist nicht mitgekommen.“ Beunruhigt ging Heinrich wieder vor das Thor, um zu warten, er dachte an seinen Herren und wagte nicht zurückzukommen ohne den Professor. Noch eine Stunde verging, aber die dunkle Landstraße blieb öde. Das lange Harren hatte den Einnehmer auf Heinrich aufmerksam gemacht. — „Wen sucht Ihr denn, Freundchen?“ — rief er aus seinem Fenster hinaus. — „Ich soll einen Reisewagen abwarten“ — erwiederte Heinrich — „einen Wagen von Halle.“ —

— „Da gebt Euch keine Mühe, bei diesem Wetter bleibt Jeder hübsch zu Hause oder fährt in der sicheren Post!“ —

Heinrich blieb dennoch am Thore, da er seinem glücklichen Herrn die Enttäuschung nicht machen mochte. Endlich gegen neun Uhr hörte er in der Dunkelheit draußen eine Peitsche knallen, das Rollen eines Wagens kam näher, eine einspännige, unansehnliche Chaise mit klappernden Fenstern erschien im Lichtscheine, welcher von dem Einnehmerfenster über die Straße fiel. Sie hielt und der Unterofficier trat heran. — „Ihr Name und Stand?“ — fragte er mit lauter Stimme. Heinrich hatte sich bereits an den Wagenschlag gedrängt und hörte mit sanfter Stimme antworten:

— „Professor Jacobi aus Halle, passirt morgen nach Halberstadt.“ —

— „Diese Nacht hier bleiben?“ — fragte der Unterofficier.

— „Ja, können Sie mir ein Wirthshaus nennen?“ —

— „Das kann ich!“ — rief Heinrich froh — „der Herr Domsecretair hat mich Ihnen nach Aschersleben entgegen geschickt, um Sie morgen nach Halberstadt zu geleiten — Ihr Quartier habe ich schon besorgt. — Kutscher, fahre auf den Markt zu Herrn Hagedorn.“ — Vergebens war Heinrich bestrebt, den Professor im Zwielichte des inneren Wagenraumes zu erkennen, da die Anstalten seines Herrn die Neugier nicht wenig gereizt hatten, er hörte aber nur die sanfte Stimme: — „Der Herr Secretair ist ungemein gütig gegen mich, ich werde es ihm morgen in Halberstadt von Herzen danken.“ — Der Bediente lächelte listig, stieg zu dem Kutscher auf den Bock und wies diesen auf den richtigen Weg nach dem Markte. Schon von ferne sahe man, wie die beiden Laternen des Gasthauses ungewöhnlich angesteckt waren und einen hellen Schein über den Markt warfen, Herr Hagedorn war bei dem Geräusche des Wagens vor die Thür geeilt, die Fenster in dem Logis erschienen plötzlich hell, als Zeichen, daß die bestellten Wachslichter angezündet wurden, sogar einige Neugierige standen gaffend am Hause, um zu erwarten, welche hohe Person eintreffen würde. Die Miene des Herrn Hagedorn wurde aber mit einem Male verlegen und lang, als eine alte Chaise vor-

fuhr, dessen Pferd kaum noch stehen konnte; seine Enttäuschung stieg aber erst recht, als er den Bedienten Gleim's vom Bocke springen sahe und dieser ihm zurief: — „der Herr ist da.“ — Hagedorn stieß den Bedienten verdutzt an und flüsterte: — „in dieser alten Chaise sitzt er?“ — besann sich aber schnell, indem er vielleicht an Gleim's Bezahlung dachte, und sprang höflich an den Schlag, um den Fremden zu empfangen. Eine neue Verwunderung bemächtigte sich seiner, als ein junger, schwächlich aussehender, etwas gebückt und schwerfällig gehender Mann heraussstieg und mit einer gewissen bescheidenen Unbeholfenheit in das Haus schritt. Ein Gastwirth, welcher die Bedeutung der Fremden nach ihrer äußeren Erscheinung zu taxiren pflegt, war zu entschuldigen, wenn er nicht begreifen konnte, daß um diesen unscheinbaren Fremden das beste Logis im Hause ebenso hergestellt werden mußte, wie es sonst bei Generälen und Standespersonen der Fall zu sein pflegte, daß sogar der Domsecretair deswegen im schlechtesten Wetter von Halberstadt herübergekommen war und so geheimnißvoll that. Indessen der Wirth dachte an die Bezahlung und behandelte den stillen, prunklosen Gast nach Gleim's Vorschrift mit großer Zuvorkommenheit.

Als Professor Jacobi in das mit Wachskerzen glänzend erleuchtete Zimmer kam, stutzte er und sahe den Wirth verlegen an. — „Und alles dieses hat mein theurer Gleim für mich eingerichtet?“ — fragte er. — „Alles ist hier nach Vorschrift“ — erwiderte der Wirth — „treten Sie ge-

fälligst in die Kammer hier, sehen Sie, frische Blumen in dieser Jahreszeit auf dem Tische vor meinem schönsten Gardinenbette; — sogleich soll das vorbereitete Abendbrot servirt werden!" — Als Jacobi sich allein befand, der Gleim'sche Bediente ihm die Effecten gebracht und, mit dem Erbieten der Aufwartung, das Logis verlassen hatte, blickte er gerührt umher, streckte unwillkürlich die Arme, wie zur Umfassung einer geliebten Person, aus und rief: — „O! — das ist so ganz seine Weise — wo er nur freundliche Ueberraschung bieten kann!" —

Gleim ließ sich nicht sehen, er war einmal vor das Haus geschlichen, um die erleuchteten Fenster und den Schatten seines geliebten Freundes zu erspähen, hatte sich aber dann in sein entlegenes Zimmer zurückgezogen. Als Jacobi zu Abend gegessen und sich von der Tagesfahrt erholt hatte, setzte er sich in den Sessel am Kamine und dachte an Gleim und das bevorstehende Wiedersehen. Sein Blick hatte längst auf dem Tische ein Schreibezeug bemerkt und nachdem er eine Weile denkend in die Luft gesehen hatte, ergriff er die Feder und begann in Versen zu schreiben. — „Kann ich den Freund, der mir diese Annehmlichkeit bereitet hat, nicht persönlich bei mir haben, so will ich im Geiste mit ihm verkehren" — sprach er für sich — — „vielleicht sitzt er auch in diesem Augenblicke an seinem traulichen Kamine und denket an mich!" — Und er schrieb weiter: —

„„Freund! der Du am Kamine
Zu Dir, mit Chloen's Miene,
Die Weisheit kommen siehst,
Und um Dich her durch Lieder
Für sie des Amor's Brüder
Zu kleinen Weisen ziehst;
Bestrafe doch die Thoren,
Die, nicht für sie geboren,
Die sanfte Huldgöttin
Im schulgerechten Tone
Zur mürrischen Matrone,
Zur strengen Richterin
Unschuld'ger Freude machen —
Doch nein! nur sie belachen
Und singen wollen wir. —
Schon sind die Felder weiß,
Und ein Palast von Eis
Beherbergt die Najaden;
Sie trösten sich und laden,
Um dennoch froh zu sein,
Zu bunten Maskeraden
Den kalten Flußgott ein.
Sieh' doch, in holder Pracht,
Vom Winter angelacht
Der Cypris sanfte Mädchen,
Im eis'gen Hain gestört —
Sie fliehen in das Städtchen,
Wo Gleim die Liebe lehrt,
Und oft den jungen Schönen,
Die Amor zu ihm winkt,
In seelenvollen Tönen
Von seinem Freunde singt.““

Die Müdigkeit machte endlich ihre Rechte geltend und um am anderen Morgen früh aufbrechen und in die Arme des Freundes eilen zu können, ging Jacobi in die anliegende Schlafkammer und begab sich zur Ruhe. Nach einiger Zeit trat der Bediente Gleim's mit Behutsamkeit in die Stube, um die Schuhe zu holen und zu putzen; er fand das Zimmer dunkel — schlich wieder fort nnd kam mit einem Lichte zurück; er fand die Schuhe, aber auch zugleich fiel sein Blick auf den Tisch am Kamine, wo die Worte „an Gleim" seine Aufmerksamkeit fesselten. Um seinem Herrn eine Freude zu machen, nahm er das Gedicht, von dem wir nur einige Strophen mittheilten, zu sich und trug es geradewegs zu Gleim, der in seinem Bette lag und las. — „Komm' nach einer Viertelstunde wieder" — befahl er, als er die poetischen Zeilen von der Hand des Freundes mit glücklicher Munterkeit überflogen hatte. Dann begann er selbst zu schreiben, was er gewohnt war, da er jederzeit einen Tisch mit Schreibzeug vor seinem Bette haben mußte, und oft, wenn er mitten in der Nacht aufwachte und nicht schlafen konnte, seine Gedanken niederzuschreiben pflegte. Er schrieb einen poetischen Nachtgruß an Jacobi, befahl dem wiederkehrenden Bedienten beide Gedichte wieder auf den Tisch in Jacobi's Logis zu legen nnd erwartete dann in angenehmen Träumen den kommenden Morgen. —

Als am Frühmorgen die erste Tagesdämmerung in Jacobi's Schlafkammer drang und dieser vom Schlafe erwachte, wußte er nicht, ob er träume oder bereits wirklich

erwacht sei; — sanfte, schmelzende, feierliche Töne drangen in sein Ohr, wie ein Engelchor drang ein Choral durch die Stille der Frühdämmerung. Er richtete sich schnell auf, fuhr mit der Hand über das Gesicht, horchte von Neuem — es war kein Zweifel, er wachte und draußen unter den Fenstern ertönte der sanfte, erhebende Choral fort. Er wagte nicht aufzustehen, um die feierliche Stimmung durch nichts zu stören. — Endlich verhallte die Choralmelodie, tiefe Ruhe herrschte, er erhob sich vom Lager, kleidete sich rasch an und wollte eben in das Zimmer treten, als die Musik von Neuem, lauter, schmetternder und fröhlicher begann und in ermunternder Weise den Tag begrüßte. Jacobi trat an das Fenster und erblickte das Musikcorps des Ascherslebener Kürassierregiments vor dem Hause aufgestellt und blasen. — — „O! das hat wieder Gleim gethan!“ — rief er gerührt — „der gute, herzliche Freund!“ — Und indem er sich an den Kamin setzen wollte, fiel ihm das am Spätabende geschriebene Gedicht in die Augen. — „Was ist das?“ — rief er aus — „bin ich denn wirklich noch im Traume, hat der Geist des Freundes über Nacht mir Antwort gegeben? — Aber das ist Gleim's Hand, das ist Papier, ich wache — ich begreife nicht, was hier vorgeht — ich bin in ein Zauberschlößchen gerathen, wie kommt Gleim's Antwort über Nacht auf diesen Tisch?“ — Er trat an das Fenster und las im Morgenscheine und unter fröhlichem Trompetenstücke die Verse des Freundes. — „Was ist mit mir vorgegangen? Ich muß aufbrechen und nach Halber-

stadt eilen, der Freund soll mich über alle diese Wunder aufklären — Gleim! theurer Gleim! — o! hätte ich Dich doch erst für alle diese Ueberraschungen umarmt!“ —

In diesem Augenblicke wurde die Thür aufgestoßen. Gleim, welcher längst draußen gelauscht hatte, stürzte mit ausgebreiteten Armen dem jungen, erstaunten Manne jubelnd an die Brust. —

Gleim hatte seinen Jacobi im Triumphe nach Halberstadt geführt; sein Haus vor dem Thore beherbergte den Freund einstweilen und war in Gastlichkeit und gemüthlichem Reichthume nur ihm gewidmet. Wie ein glühender Jüngling schwärmte der Dichter der Liebe, Freundschaft und Heiterkeit im Besitze seines poetischen Gefährten, in dem er die Quelle neuerwachter Sangeslust und den ersten Anfang zur Verwirklichung theurer Lieblingspläne erblickte. Dorothea ließ es sich eifrig angelegen sein, die materielle Hülfe zur Annehmlichkeit im Hause zu leisten, sie kochte und kredenzte, schmückte Zimmer und Tafel, war unverdrossen im Ausführen der immer neuen Wünsche des gastfreundlichen Oheim's, der mit Begeisterung behauptete, daß jetzt erst sein Hüttchen recht eigentlich geworden sei, was es hätte sein sollen, der stille Zufluchtsort der Musen, das Sanssouci für ihn und den nächsten Freund. Er war mit die-

sem zu allen Domherren, zum Grafen von Stolberg-Wernigerode, zu allen lieben Freunden und Bekannten gegangen und hatte den auswärtigen Freunden jubelnd verkündigt, daß Jacobi mit ihm im Hüttchen wohne. Schwärmerisch und leicht entzündbar in der Freundschaft, feierte er wahrhaft schöne, parnassische Tage des Herzens, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß am blauen Himmel der Freude, hinter seinem Rücken drohende Wolken aufstiegen, welche das reflectirende, kältere Leben in der Ferne auftrieb. Wie hätte Gleim aber im Sonnenscheine und in der Himmelsbläue seines Glückes der Freundschaft daran denken können, daß ein kalter Luftstrom in der heißen Atmosphäre seiner Begeisterung Wolken bilden würde! —

Schon nach wenigen Tagen war Jacobi der bekannteste Mann in Halberstadt, der Gegenstand der Neugier und Bewunderung. Der Tag rückte nun auch heran, wo er an dem Stifte des heiligen Bonifacius und Mauritius als Canonicus aufgenommen werden sollte. Aus den Zeiten, wo das Noviziat noch in dem Besitze der alten, römischen Stiftsherren sich befand, hatte man noch den früheren Gebrauch beibehalten, daß jeder Noviz zwei Nächte in der Kirche, oder vielmehr in der darangebaueten Kapitelstube schlafen mußte. Gleim bereitete ihn in der beginnenden neunten Abendstunde darauf vor und bedauerte nur, ihm in den beiden einsamen, unheimlichen Nächten nicht Gesellschaft leisten zu dürfen. — „Dann will ich mich mit Ihnen geistig unterhalten" — erwiderte Jacobi — „solche

Nächte sind geeignet, Young'sche Nachtgedanken zu empfinden.“ —

— „Nennt man doch, seit unser Briefwechsel im vorigen Jahre gedruckt wurde, unsere Namen stets zusammen, sind wir nicht auch schon vor der Welt unzertrennlich geworden? Wohlan, so wollen wir in der Welt der Poesie auch den Damon uud Pythias darstellen.“ —

— „Und dennoch, lieber Freund, schleicht bereits der Argwohn hinter uns her; — eine schwarze Wolke steigt am Himmel auf — blicken Sie dort hin, wo Halle liegt — von dort her beschuldigt man mich der Undankbarkeit; legt man unserer Freundschaft fremde, unlautere Motive unter.“ —

— „Unserer Freundschaft?“ —

— „Ja, ich habe nicht eher davon reden mögen, aber die öffentlichen Zeitschriften reden so laut davon, daß Sie nicht länger davon unberührt bleiben können. Ich will es Ihnen zuerst sagen. — Zuerst fiel es mir auf, daß, nach dem Erscheinen unseres Briefwechsels, meine Arbeiten entweder nur enthusiastisch gelobt, oder nur bitter getadelt werden, also zwei Partheien für unsere Freundschaft sich gebildet haben. Sie wissen, welche Dankbarkeit mich seither an Professor Klotz in Halle fesselte, er half mir zur Stellung, ich war sein Hausgenoß — ich hatte Gelegenheit, zu sehen, wie er im Genusse seines Ruhmes, als gefürchteter Aristarch auftrat und mit beißendem Witze die bedeutendsten Namen angriff — ich sahe, wie viele junge Autoren sich unter seinen Schutz begaben und mit Muthwillen im Dienste

Klotz'ens wirkliche Corsarenanfälle machten. Wie hätte es anders sein können, als daß Klotz auch von mir, seinem verpflichteten Hausgenossen, dasselbe verlangte? Mein Zögern, meine Unlust verstimmten ihn, unsere Bekanntschaft und rasche Freundschaft in Lauchstädt erregten bei ihm den Argwohn, als wollten wir Beide eine eigene Schule stiften, zum Nachtheile einer anderen, in welcher Klotz allein das Urtheil spricht. Wieland's Anwesenheit in Lauchstädt mit uns gemeinschaftlich, war für Klotz Grund genug, auch ihn als unsern Bündner zu bezeichnen." —

— „Lieber Gott!" — rief Gleim — „wer ist wol parteiloser, als Wieland, Sie und ich!" —

— „Ich habe seitdem viel unter Klotz'ens bitteren Andeutungen leiden müssen, namentlich, als er meine Uebersiedelung nach Halberstadt erfuhr. Er und seine Partei glauben aber jetzt, unseren Bund unschädlich machen und ihre eigene Herrschaft davor rechtzeitig sichern zu müssen, der Name Eines von uns Dreien, Sie, Wieland und ich, ist dem argwöhnischen Gegner genug, unsere Schriften ungelesen zu verdammen." —

— „Und das, lieber Jacobi — das hat meine Freundschaft zu Ihnen verschuldet? Kennt denn die Welt keine uneigennützige Empfindung?" —

— „Ich danke es dem Schicksale, daß es mir vergönnte, unter Ihren Augen nunmehr arbeiten zu können — Sie werden das Gute in mir wecken und ermuntern und die Fehler, welche Ihre Liebe übersieht, werde ich ins-

künftige aus dem aufspürenden Tadel unserer Gegner erkennen.“ —

— „Sie haben keine Fehler!“ — rief Gleim unwillig — „ich habe mich schon darüber gewundert, wie Klopstock in dem Briefe, welchen ich Ihnen auf der Reise nach Halberstadt im Wagen zu lesen gab, Ihnen fremde Bildung zuschreiben konnte.“ —

— „Freund! vielleicht haben Sie diesen Vorwurf, den die Klotz'sche Schule mir neulich geradezu als Nachahmung der Franzosen entgegenhielt, selbst veranlaßt.“ —

Gleim stutzte.

— „Ihr wohlgemeintes Lob, theurer Gleim, hat mich bei vielen Gelegenheiten mit den französischen Dichtern verglichen — Ihre Lieblinge sind Gresset, Chaulieu — darum nannte Ihre Liebe mich nach ihnen.“ —

— „Aber haben die Deutschen nicht gewisse Gattungen von Gedichten, in denen die Franzosen sich auszeichnen, geradezu vernachlässigt? Ist es nicht lobenswerth, wenn Sie Sich von dem gesellschaftlichen Tone und feinen Scherze unserer französischen Nachbarn etwas zu eigen machen? Hat man es jemals den Römern verdacht, daß Sie das attische Salz in ihre Schriften übertragen und Xenophon oder Menander nachgeahmt haben?“ —

— „Allerdings hört man damit nicht auf, ein Deutscher zu sein, wie wir es an Hagedorn sehen. Und ich ahme weniger nach als er. Ich will dem vaterländischen Geiste nie ungetreu werden. Ich begehre vom Dichter, daß er

wisse, was er ist, was er will; er soll weder Glauben noch Geschmack verleugnen. Ein Schriftsteller begeht eine Verrätherei an seinem Zeitalter, wenn er, des Beifalls wegen, sich nach dem Geschmack der Zeitgenossen bequemt." —

— „Wir wollen unserem Herzen nicht untreu werden, lieber Jacobi. — Ich weiß recht gut, daß Bodmer kürzlich gesagt hat, wir liebten die kleine Manier, das Spiel mit Grazien und Liebesgöttern in der Behandlung unserer Gedichte. Aber hat er denn nicht daran gedacht, daß alle Gefäße, geschnittenen Steine und sonstige Kunstwerke der Griechen unzählige Liebesgötter tragen? Hat nicht das Zeitalter des Socrates die Amoretten und kleinen Bacchanalen geliebt? Hat man in Athen den Anakreon nicht den Weisen genannt?" —

— „Und dennoch, Gleim — glaube ich, daß wir damit bald eine Einschränkung vornehmen müssen. — Sie haben Lust gezeigt, sich den alten Minnesängern hinzuneigen, hoffentlich übt meine Freundschaft auf Sie den Einfluß, jene schönen Sangesweisen, die ganz mit Ihrem Talente verwandt sind, in den Vordergrund zu ziehen und dadurch den Anakreon zurückzudrängen!" —

Gleim umarmte den Freund zärtlich. — Da erschien der Küster von der Stiftskirche des heiligen Bonifacius und meldete, daß der Herr Canonicus in der Kapitelstube erwartet werde, um seine erste Novicznacht zu halten. Nur gezwungen entließ Gleim den Freund aus der gemüthlichen „Dichterhütte", aber er begleitete ihn und bedauerte nur,

ihm nicht Gesellschaft leisten oder ihm die Zelle wohnlich einrichten zu dürfen.

— „Es ist alles vorschriftsmäßig in bester Ordnung“ — sagte der Küster — „der Herr Canonicus wird es wie die anderen Novizen machen und die Probenächte ruhig durchschlafen. Sie brauchen Sich nicht zu fürchten, die Todten liegen fest.“ —

Gleim mußte seinen Freund vor der äußeren Pforte der Kirchenmauer verlassen und dieser folgte dem Küster, welcher mit einer kleinen Laterne voranging und plötzlich stehen blieb. Es schlug mit heulendem Tone Zehn, der Glockenton summte hoch durch die Lüfte, während ein gespenstisches Gerassel im nahen Thurme stattfand. — „Es ist nichts, haben Sie keine Furcht, das waren die Uhrketten und Drähte im Schlagwerke. Nun muß ich Sie allein lassen, nehmen Sie diese kleine Laterne, es ist Alles vorschriftsmäßig — gehen Sie gefälligst durch die Kreuzgänge, sie führen direct auf Ihre Zelle zu.“ — Der Küster wünschte gute Nacht und schritt zurück, um, nachdem er durch die Pforte getreten war, diese zu verschließen. — Jacobi befand sich an dem stillen, unheimlichen Orte allein. — Er ging in den Kreuzgängen auf den Gräbern umher und untersuchte mit seiner kleinen Laterne jeden Leichenstein. — „Welche possirliche Figuren“ — sprach er — „keiner von meinen Vorgängern kann so barbarisch ausgesehen haben, als er da in Stein gehauen ist. Wenn doch ein alter Grieche diese Monumente sähe! Doch, ich soll eine ernste Nacht hier zubringen und

fange mit einer komischen an — bin ich denn ein Mensch, der selbst mit dem Tode nicht aufhört, zu scherzen,

. . . Der für die Sünden seiner Leyer
Hinabfährt in das Fegefeuer,
Und dort in fürchterlicher Nacht,
Erhellt durch blasse Schwefellichter,
Noch heimlich über die Gesichter
Grotesker Höllengeister lacht?

— „Aber wahrlich! an diesem Orte ist es nöthig, seine beste Laune zu Hülfe zu rufen!" — Er schritt weiter und gelangte in die Kapitelstube, welche an die Kirche angebauet war. Er leuchtete darin umher. — Hm! ich glaubte Ruinen und Gräber zu schauen und befinde mich in einem Zimmer" — redete er mit sich selbst laut, um jede Anwandlung von Furcht zu verscheuchen — „aber wirklich ist's ein altes Zimmer, rings umher von Kirchhöfen umgeben und auf gewölbte Gänge gestützt, in denen lauter Geistliche des Stiftes begraben liegen." — —

Diese Gänge führten in die Kirche, deren Alterthum einen feierlichen Charakter hatte. — „Nur ein Schritt vor diese Thür und ich kann mich, von Todten umringt, an eine Säule lehnen!" — sagte Jacobi mit einer gewissen Unbehaglichkeit und stellte seine Laterne auf einen Tisch. — „Was soll ich beginnen? Da steht ja auch ein alter, lederner Sessel — wer mag schon darin gesessen haben, von denen, welche dort im Kreuzgewölbe schlafen. Und wie viel alten Kapitelversammlungen mag dieser große, runde Tisch beige-

wohnt haben. Ich will mich wenigstens hier niedersetzen — aber welche Gedanken soll ich hier fassen?“ —

Dieses laute Selbstgespräch zeugte davon, daß die Dichterphantasie von der schauerlichen Umgebung lebhaft aufgeregt war und der Humor sich anstrengte, der unwillkürlichen Furcht zuvorzukommen. — „Ich will Nachtgedanken schreiben und wenn sie auch nicht so empfindsam sind, wie Young's, so können sie mir doch die unheimliche Nacht vertreiben!“ —

Es fiel ihm ein, daß er seinem Gleim eine solche Arbeit versprochen habe. — „Woher nehme ich den Stoff zu einem Gedichte? Wer ist hier mein Stiftspatron? Herr Bonifacius — ein herrlicher Mann, der aus England sich Weiber kommen ließ, um sie zu Vorsteherinnen der Nonnenklöster zu machen — ei — alter Herr Patron, sagt Dir die Legende nicht nach, daß Du mit der Priorin Lieba in zu großer Vertraulichkeit gelebt hättest? Und hast Du nicht selbst gewünscht, an ihrer Seite zu ruhen und zu modern? Und ich, der ich unter Deinem Patronate meine erste Novizinacht bestehe, ich sollte nicht fühlen, wie Du? Ich will ein Lied an Belinde dichten, als ächter Canonicus, ha! ha! Das wird Gleim überraschen, auf solche Nachtgedanken wird er nicht gerechnet haben!“ —

Mit solchem Humor rückte er den schweren Sessel dem Tische näher und leuchtete mit der kleinen Laterne darauf umher. Ein großes, in gothischem Style geformtes Dintenfaß nebst Papier und Federn befanden sich auf der Mitte

des großen Tisches. Er zog sich die Schreibmaterialien näher heran und probirte die Feder, indem er auf das erste, beste Blatt schrieb:

„„Ein ungeheures Dintenfaß,
Ein altes, gothisches Gebäude,
Bei welchem nie der Gott der Freude
Mit jugendlichen Scherzen saß! —

So will ich denn mit dieser heiligen Dinte mein Lied an Belinde niederschreiben? — freilich nicht für das Archiv des Bonifaciusstiftes, wol aber für meinen Gleim bestimmt. — Nun heiliger Stiftspatron, siehe freundlich darein, ihr alten Stiftsherren, drehet euch nicht in Eurem Grabe herum!“ —

Er schrieb, indem die kleine Handlaterne ihr beschränktes Licht auf seine Hand warf:

An Belinden.

Es hörte diese Zelle — Noch nie der Liebe Gruß;
Und die geweih'te Schwelle — Betrat kein schön'rer Fuß.
An öden Mauern gehen — Gespenster blaß und stumm,
In sich gehüllt und sehen — Nach mir sich warnend um.
Ach! aber ach! Belinde! — Dein Bildniß folgt mir nach,
Dein Bildniß, welche Sünde! — In's fromme Schlafgemach.
Statt heiliger Gesänge — Statt Hymnen tönet hier
Durch lange, dunkle Gänge — Nur Deine Stimme mir.
An jene Finsternisse — Denk' ich in dieser Nacht,
Als uns're letzten Küsse — Die Liebe selbst bewacht.

Der Du den Tempel schützest — Mit bischöflichem Stab,
Hoch auf Altären sitzest — Komm, Heiliger! herab.
Und strafe das Verbrechen — Getreuer Zärtlichkeit,
Wenn einen Kuß zu rächen — Dir Lieba nicht verbeut.
O denke, welch' ein Feuer — Im Busen Dir gebrannt,
Als mit dem keuschen Schleier — Die Nonne vor Dir stand.
Als Du den Schleier küßtest — Und an zu seufzen fing'st,
Und für die Sünde büßtest — Und wieder sie beging'st. —
Wie war sie Deinen Blicken — O! wie so himmlisch schön,
Du wolltest voll Entzücken — Nach ihr noch sterbend seh'n,
Mit ihr zugleich verwesen — An ihrer Seite ruh'n —
Was Lieba Dir gewesen — Ist mir Belinde nun.“ “ —

— „Wahrlich! der junge Canonicus macht seinem Stiftspatron alle Ehre!“ — rief Gleim am anderen Morgen, als Jacobi munter im Dichterhüttchen angelangt war und am traulichen Kaffeetische seine Abenteuer erzählte. Dorothea fühlte ein heimliches Frösteln, als sie an die Gräber dachte, welche sich bei diesem frivolen Liede hätten öffnen können und sie fragte mit ungläubigem Ernste: — „Und es ist Ihnen wirklich in der Nacht nichts begegnet?“ —

— „Nicht das Mindeste“ — versetzte Jacobi heiter — „um Mitternacht, als die Glocke im Thurme schlug und der Ton hoch oben in der Luft wie ein Geistergeheul nachsummte, wenn ich längst das Kettengerassel und den Lärm des Uhrwerks im nahen Thurmraume gehört hatte, war ich

mit meinem Liede fertig, dann legte ich mich angekleidet in das Bett, welches in einer Ecke des Gewölbes stand und als Wand einen in die Mauer eingelassenen Leichenstein hatte, worauf ein alter Stiftsherr ausgehauen war, der mich streng und drohend anglotzte. Ich schlief bis zum Tagesgrauen, wo der Küster erschien und mich auf heute Abend zur Abhaltung der zweiten Nacht einlud." —

— „Nicht um Alles in der Welt ginge ich dahin" — sagte Dorothea, sich schüttelnd — „wäre es nicht besser, wenn Sie ein Gesangbuch mitnähmen und darin läsen, bis Sie einschliefen?" —

— „Diese nächste Nacht wird ihm der heilige Bonifacius schon erscheinen" — scherzte Gleim.

— „Nichts wäre leichter, als ihn herabkommen zu lassen" — meinte Jacobi — „allein, mein Liebster, ich fürchte, er möchte dem Bilde ähnlich sehen, das auf die Fensterscheiben der Kapitelstube gemalt ist und dann müßte ich über ihn lachen. Seitdem ich aber neulich das Leben dieses Bischofs gelesen habe, ist er mir außerordentlich ehrwürdig geworden, denn es schadet seinem Ansehen bei mir nicht, daß der berühmte Arnold ihn aus der Schaar der Heiligen verbannte und ihn zu den Propheten zählte, welche Länder verwüsten." —

— „Arnold nennt ihn sogar in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie das „Thier der Offenbarung" — sagte Gleim.

— „Ganz recht — geben Sie mir für die nächste Nacht

dies Buch mit, ich will Nachtgedanken über den heiligen Bonifacius schreiben, welche seine Ehre retten sollen.“ —

Der Abend kam heran — der Küster erschien, Jacobi folgte, mit Arnold's Historie unter dem Arme, der kleinen Laterne, welche ihn in das unheimliche Gewölbe zurückführen sollte. — Dorothea dachte mit Unruhe daran und wachte mehre Male des Nachts auf und ihre Phantasie weilte dann in der Kapitelstube bei dem Freunde. Sie dankte Gott, als der Morgen grauete, und sahe unruhig nach dem Thore, ob der kühne, junge Mann noch nicht erscheine; das Gebäude der Stiftskirche stand, in einen leichten Morgennebel gehüllt, geheimnißvoll und ehrwürdig vor ihren spähenden, nach der Stadt gerichteten Blicken. — Unter stillem Morgengebete bereitete sie den Kaffee und stellte den gemüthlichen Tisch am Kamine her. — Da, ungewöhnlich spät, erschien Jacobi mit seinem Buche unter dem Arme; Gleim hatte ihm schon, wegen des langen Ausbleibens, entgegen gehen wollen.

— „Habet keine Sorge um mich“ — sprach er — „ich habe den heiligen Bonifacius zum Freunde; bis Mitternacht schrieb ich an seiner Apologie und zum Danke dafür beauftragte er den Stiftsherrn, der auf dem Steine an meinem Bette Wache steht und dessen Asche unter meinem Lager ruht, meinen Schlaf zu beschützen. Ich schlief wie ein alter Stiftsherr und der Küster mußte mich wecken, als schon das helle Tageslicht durch die bunten Glasfenster fiel. Nun will ich Ihnen aber zum Kaffee meine apologischen Nachtgedanken vorlesen.“ —

Man nahm am gemüthlichen Kamine Platz und Jacobi zog sein Papier hervor. — „Hören Sie, ich hoffe ein guter Canonicus zu St. Bonifacio geworden zu sein." — Unter schelmischen Lächeln Gleim's und ehrbarer Aufmerksamkeit Dorothea's las er:

— „„Ein Mann wie Arnold, der so viele Ketzer gerichtet hat, bekommt zuletzt eine Leichtigkeit, Alles nach der größten Strenge zu beurtheilen. Soll man einen Mann von so großen Verdiensten, wie Bonifacius, gleich verdammen wegen seiner Liebe zu der schönen Engländerin?

Wenn ihr die Tracht der Nonnen artig ließ,
Wenn sie, mit unschuldvollen Mienen,
Ein zärtlich Herz verhieß,
Wenn sie, gleich Engeln, ihm in sanftem Glanz erschienen —
Wer würde wol so grausam sein,
Und nicht ein Fehlerchen verzeihen?

Hätte ich meinem Heiligen auch nicht das Geringste zu danken, so wäre er mir dennoch schätzbar.

Nicht, weil er als Apostel schnell
Die Welt durchflog und mit den Heiden zankte,
Nicht, weil der Engel Michael
Ihm Kirchen und Altäre dankte,
Nicht, weil im strahlenden Gewand
Vor ihm ein stolzer König kniete,
Noch weniger, weil, aus der Welt verbannt,
Die Unschuld ihm sich anvertrau'te
Und er für sie einsame Klöster bau'te,
Und Heiligen die schönsten Mädchen gab,

Wenn ihre Wange noch für Erdensöhne glüh'te
Nicht, weil sein wundervoller Stab
Als Baum emporgestiegen blüh'te,
Bis ein den Pilgern werthes Grab
Des Märtyrer's Gebein empfangen
Und Glocken von sich selbst zu läuten angefangen. — —

Nein! aus allen diesen Ursachen nicht, sondern allein seines letzten Auftritts wegen im Leben, wo er im Lager, am Flusse zur Bekehrung der Friesen, von den Heiden überfallen, die Vertheidigung seiner Person verhinderte und sich selbst den Feinden opferte. Ein so schöner Tod ist werth, daß man darüber hundert andere Vergehen verzeihet."" —

Jacobi hatte diese Geschichte in Verse gekleidet und der anfängliche Humor, womit diese Nachtgedanken begannen, hatte durch die ernste Wendung auch bei Gleim das Lächeln verscheucht und Dorothea's frommes Gemüth befriedigt. So waren denn die beiden Noviznächte glücklich überstanden und Jacobi war damit auch formell als Canonicus aufgenommen. — Er mußte nunmehr daran denken, sich selbst einen eigenen Herd zu gründen, obgleich Gleim ihn nur ungern aus seinem „Hüttchen" entließ. Dennoch wollte Jacobi nicht länger die Gastfreundschaft in diesem schrankenlosen Maße genießen und, vor seiner eigenen Einrichtung noch eine Reise nach seiner Vaterstadt Düsseldorf machen, worüber Gleim erschrak.

— „Ich werde eine „Winterreise" schreiben" — tröstete er den Freund, welcher keine Trennung wieder wünschte.

— „Lieber Jacobi, in dieser schlechten Jahreszeit, durch einen großen Theil von Westphalen ungefähr funfzig Meilen? — Was wollen Sie da sehen und hören? Bleiben Sie hübsch im gastlichen Halberstadt, ich schenke Ihnen alle Ihre möglichen Reisebilder von Gebirgen in Nebel, Dörfern von Rauch umhüllt, von einsamen, über langgedehnte Hügel schauenden Thürmen, von todten Feldern und Haiden, wo nur schnarrende Menschenstimmen und heiseres Dohlengekrächze, kalte Winde, bereifte Ufer und Mühlräder Sie umgeben und das Bild der Schwermuth, von finstern Wolken umhüllt, Sie begleitet." —

— „Wahrlich, Freund, Sie machen mir die Reise zum Schrecken, aber führt mein Weg nicht in Häuser, zu Menschen, auf Felder, zu denen auch der Sommer zurückkehrt? Ist es nicht die Zaubermacht des Dichters, daß er mitten im Winter im Stande ist, den Wiesen ihr Grün, den Aesten ihre Blätter wieder zu geben?" —

Gleim mußte sich an den Gedanken zeitweiliger Trennung vom Freunde gewöhnen, da dieser erklärte, seinem Bruder in Düsseldorf einen Winterbesuch schon von Halle aus fest zugesagt zu haben, da er geglaubt hätte, Gleim würde den poetischen Genossen weit eher im Winter, als im Frühlinge oder Sommer entbehren wollen. Diese letztere Vorstellung war auf Gleim's Zustimmung entscheidend und er sprach: — „Um keinen Preis diesen Sommer, denn ich will Ihnen nur sagen, daß meine Pläne für den Halberstädter Parnaß auf ein größeres Zusammenziehen junger

Kräfte im Dienste der Musen berechnet sind. Ich habe nämlich veranlaßt, daß Sie mit mir nicht allein sein sollen — mehr sage ich nicht." — Man sahe es dem stets auf angenehme Ueberraschungen für seine Freunde sinnenden Gleim an, daß er schon jetzt nicht unthätig im Stillen gewesen war, um irgend ein frohes Ereigniß vorzubereiten, denn seine Augen glänzten und es leuchtete das stolze Gefühl der Zufriedenheit in seiner Miene, was ihn jedesmal charakterisirte, sobald er auf Freundschaft sann.

Jacobi war abgereist. — Gleim saß allein in seinem Stübchen, dessen Fensterscheiben heute, im strengen Februarmonate, nicht aufthauen wollten; ein weißes Schneefeld umlagerte Haus, Garten und Stadt, nur die Dohlen und das Knattern eines, des Weges fahrenden Wagens zeugten von Leben in der kalten, eingeschneieten Landschaft. Da hörte er im gefrorenen Schnee des Gartens einen eiligen Schritt knistern, die Hausglocke läutete und Dorothea's Stimme rief: — „Guten Morgen, Herr Twele, heute ist's keine Lust, Briefe auszubringen; was haben Sie denn?" — Gleich darauf trat sie in die Stube und hielt ein Päckchen in der Hand.

— „Endlich!" — sprach sie vergnügt zum aufhorchenden Oheim — „nach drei Wochen die erste Nachricht vom Canonicus." —

— „Von Jacobi? Und obenein ein Packet?“ — rief Gleim, eifrig danach greifend und Dorothea's Neugier noch mehr steigernd. Ein hörnerne Dose kam zum Vorschein, ein Briefchen lag darin. — — „Ach!“ — rief Dorothea — „nun sollen Sie wol noch das Schnupfen anfangen? Das geht nicht, Oheim, ich habe immer die gute Nachrede gehabt, daß Sie die sauberste Wäsche hätten.“ —

— „Wir wollen erst sehen, was es mit der Dose bedeutet — hier steht ja der Name Lorenzo darauf — und inwendig der Name Yorik — was will er damit sagen?“ — Gleim las den Brief vor: „„Ich gebe unter fremdem Petschaft ein Päckchen an Sie auf die Post, worin Sie eine hörnerne Schnupftabacksdose finden werden mit der Aufschrift auswendig auf dem Deckel: „Pater Lorenzo“ und inwendig „Yorik“ — die poetische Epistel dazu sollen Sie im Hamburger Correspondenten lesen. — Hören Sie aber die Geschichte der Dose. Ich las meinem Bruder und einem Zirkel gefühlvoller Frauenzimmer vor einigen Tagen Yorik's empfindsame Reisen vor — wir kamen an die Geschichte des armen Franziskaners Lorenzo, welcher Yorik um ein Almosen bat, von ihm abgewiesen wurde, aber durch seine Sanftmuth dem Yorik solche Reue erweckte, daß dieser ihm seine schildpattene, kostbare Dose gab und von ihm die alte hörnerne annahm. — Wir lasen, wie Yorik diese Dose benutzte, um durch sie den sanften Geist seines früheren Besitzers in's Gedächtniß zu rufen und in Momenten der Leidenschaft oder des Kampfes mit der Welt, durch Gebrauch

und Anschauen der Dose, sich an Fassung und edle Ruhe zu erinnern. Es rührte uns diese Geschichte, mein Bruder und ich kamen auf den Gedanken, solche hörnerne Lorenzodosen machen zu lassen und unseren Freunden und Freundinnen anzubieten als symbolische Erinnerung, daß wenn irgend Jemand sich durch Hitze überwältigen ließe, er die Dose nehmen und sich zur sanften Mäßigkeit zurückführen lassen solle. Die Damen, welche nicht Schnupfen, müssen wenigstens eine solche Dose auf ihrem Nachttische stehen haben.““ —

Gleim freuete sich des Geschenkes sehr, da der Sinn derselben seinem eigenen Wesen so verwandt war — Dorothea aber freuete sich, daß der Oheim nicht hitzig und leidenschaftlich, vielmehr sanft und verträglich sei und deshalb die Dose nicht oft gebraucht werden würde und also, bei einem spärlicheren Bedürfnisse, der Taback die weißen, saubern Bruststriche nicht in Gefahr bringe. —

Um so neugieriger war Gleim aber auf das Gedicht, welches Jacobi in dem Hamburger Correspondenten zur Oeffentlichkeit bringen wollte. Indessen hatte der Freund dafür gesorgt, daß dasselbe fast gleichzeitig mit dem Eintreffen der Dose in Halberstadt erschien und der Postmeister schickte noch an demselben Nachmittage die neueste Nummer der Zeitung, um Gleim auf das Gedicht aufmerksam zu machen und die Bitte daran zu knüpfen, ihm die öffentlich erwähnte Dose zeigen zu wollen. —

Dieser Dosenscherz hatte aber eine ganz unerwartete Wirkung auf das Publikum gehabt, über die nicht nur Gleim, sondern auch Jacobi erstaunte. Als derselbe nach einigen Wochen einige Tage vor Gleim's Geburtstage wieder heimkehrte, erzählte er, was Gleim auch schon in seiner eigenen Nähe beobachtet hatte, daß fast Alles, was sich zur feinen Welt rechnete, zumal in Ober- und Niedersachsen, so wie am Rheine, sich nach einer Lorenzodose umgesehen habe. Die Drechsler hatten sofort den Einfall für ihren Erwerb ausgebeutet, viele Kaufleute eine Speculation daraus gemacht und noch ehe der Winter zu Ende ging, wurden die hörnernen Lorenzo-Dosen nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch bis Copenhagen und Liefland als Modeartikel gesucht, versandt und gekauft, sogar ließ ein deutscher Reichsgraf das Eisenblech seiner Bergwerke zu solchen Dosen verarbeiten.

— „Wahrlich!“ — rief Jacobi — „es würde mir schwer werden, mein Gelübde zu halten, welches ich in dem öffentlichen Gedichte an Sie gethan habe, nämlich Jedem, der mir eine Lorenzodose darbieten würde, eine brüderliche Vertraulichkeit zu beweisen.“ —

— „Deshalb habe ich dafür gesorgt, daß wir einem engeren Kreise angehören“ — versetzte Gleim froh — „während Sie in Düsseldorf weilten, war ich bemühet, den Halberstädter Parnaß zu bevölkern; eine jugendliche Generation von Musensöhnen soll hier Heimath und Schutz finden, um dereinst den Geist des Schönen und Angenehmen über

Deutschland zu verbreiten. Je älter ich selbst werde, um so mehr fühle ich mich zu der Jugend hingezogen, je weniger ich selbst produciren werde, um so unerläßlicher empfinde ich die Pflicht, jugendliche Talente zu unterstützen. So erfahren Sie denn, daß die beiden Poeten Sangershausen und Benzler von mir eingeladen sind, sich in dem traulichen Halberstadt anzusiedeln und sie mir geantwortet haben, daß sie im Frühjahre auf den hiesigen Parnassus einziehen würden; ich habe einen genialen Jüngling, Namens Jähns kennen lernen, den ich ebenfalls für unsern Kreis gewinnen werde, und auch der Name Gleim wird künftig, nach mir, lebendig bleiben, denn mein jüngerer Bruder Lebrecht hat ein Talent für die Dichtkunst verrathen, daß ich ihn aufgefordert habe, nach Halberstadt zu kommen und unserem tönenden Kreise anzugehören. Ich werde noch ferner fortfahren zu werben, einen vollzähligen Parnassus müssen wir hier haben, o! wie wird unser liebes Halberstadt berühmt werden!" —

Jacobi theilte die Freude des glücklichen Gleim mit dem Gefühle einer freundschaftlichen Rührung, ohne eigentlich begeistert für die schwärmerischen Bilder der Zukunft zu sein, welche Gleim vor ihm entschleierte. Er glich einem empfindenden Theilhaber eines gedachten Glückes, der an dessen Verwirklichung seine stillen Zweifel aus Schonung verbirgt. —

— „Nun aber erzählen Sie mir Ihre Winterreise!" — rief Gleim vergnügt — „lassen Sie hören, was Sie auf

dem Wege von Halberstadt über Braunschweig, Hannover, Osnabrück, Münster und Duisburg nach Düsseldorf anders als Haide, Dörfer und Berge in Rauch und Nebel, viel Raben und Schwarzbrot gesehen haben!" —

— „Der Mensch freuete sich, auch in der Winterzeit dem Menschen zu begegnen" — antwortete Jacobi — „das ist das Thema meiner Reiseerfahrungen — hören Sie denn von einem Taubenschlage, Selbstgesprächen in der Kutsche, von Eichen, Dörfern und Klöstern erzählen, aber ich muß sie bei allen diesen scheinbar unbedeutenden Gegenständen immer an die menschliche Empfindung verweisen." —

Dreizehntes Kapitel.

Die Zeit ist bis zum letzten September 1772 vorgerückt. —

In dem fast dreijährigen Zeitraume hatte Gleim im Kreise seiner jugendlichen Freunde ein frohes, anregendes Dichterleben geführt; außer Jacobi, Sangershausen, Benzler, Jähns und seinem jüngeren Bruder, war noch der von der Universität zurückgekehrte, sinnige und mit zarter Begeisterung erfüllte Klamer Schmidt, dem dichterischen Bunde des Halberstädtischen Parnassus beigetreten und ein für den Dienst der Musen und den Ruhm der Poesie reichbegabter Jüngling, Benjamin Michaelis, den fehlgeschlagene Hoffnungen hülflos von Hamburg vertrieben und der sich in Osnabrück aufgehalten hatte, war durch Gleim ebenfalls nach Halberstadt gezogen und auf die zarteste, rücksichtsvollste Weise unterstützt worden. — Die poetischen Freunde kamen regelmäßig in Gleim's Hause und zwar in jenem geweiheten Saale zusammen, den Gleim durch die Portraits seiner

Freunde zu einem Pantheon der Dichterverwandtschaft gemacht hatte; hier sprudelte der Geist, der Quell der schöpferischen Phantasie, das geflügelte Wort des Liedes, hier tauschte man Ansicht, Hoffnung und Glück aus, hier verherrlichte man Liebe, Wein und Lebensgenuß im Gesange und dachte nicht an die unwillkürliche Gewohnheit der mäßigen Wirklichkeit. Man lebte in einem glücklichen Wetteifer der Production, Begeisterung leuchtete auf dem Antlitze eines Jeden und mit ernsten und schweigend mahnenden, oder flammenden Blicken schaueten die Bilder der berühmten Dichter der Zeit von den Wänden auf den Kreis ihrer jüngeren Generation herab, in welcher Gleim selbst zum Jünglinge geworden war.

Auch am heutigen Tage waren die Genossen zur gewöhnlichen Abendstunde im Bildersaale Gleim's zusammengekommen; nicht so heiter, wie sonst, begannen sie den Austausch ihrer Empfindungen und Gedanken des Schönen. — Gleim, welcher später als sonst eingetreten war, schien von einer inneren Unruhe ergriffen und nicht heiter zu sein. Unwillkürlich blickte er auf den leeren Platz, auf dem sonst Jähns, der geniale Jüngling, zu sitzen pflegte, den aber vor Kurzem der unerbittliche Tod aus diesem Kreise gerissen hatte. Es war die erste schmerzliche Wunde, welche das Schicksal diesem Freundschaftsbunde der Muse geschlagen hatte — sie vernarbte nicht und schon drohete ein neuer Schmerz. — Ein zweiter Stuhl am Tische war seit den letzten Zusammenkünften unbesetzt geblieben — Benjamin

Michaelis fehlte auch heute wieder. Gleim's Blick fiel auf diesen verödeten Platz und, mit ernster Frage im Ausdrucke, hob er sich zu dem darüberhängenden Bilde seines Kleist empor, als wollte er von einem Seligen die Fürsprache bei der Vorsehung erflehen. Endlich nahm Jacobi das Wort und fragte, seine Sorge verbergend: — „Wer hat heute Michaelis gesehen?“ —

Diese Frage lösete die Fessel der bangen Zurückhaltung von Gleim's Herzen. — „Freunde!“ — sprach er — „mit Wehmuth bin ich heute in den sonst so glücklichen Kreis getreten — ich war vor einer Stunde bei dem theuren, immer so raschen Jünglinge — er ist noch immer krank.“ —

— „Ich fürchte!“ — sagte Klamer Schmidt sanft und blickte bedeutsam auf den leeren Stuhl — „und dort“ — fuhr er fort, als Alle ihn ängstlich horchend ansahen — „dort, wo unser Jähns einst seinen Feuergeist strömen ließ, glaubten wir's auch nicht, daß . . .“ —

— „Nein! O nein!“ — rief Gleim plötzlich mit abwehrender Bewegung — „Michaelis wird sich bald erholen, er fühlte sich heute besser — er darf nicht krank sein, das muß er mir überlassen, ich bin der Aelteste hier und wie lange wird's währen, so suche ich meinen Kleist dort oben!“ —

— „Er leidet an demselben Uebel, lieber Bruder, woran er schon in Osnabrück erkrankte, als Du den Brief an Justus Möser schriebest, um ihm Hülfe zuzuwenden. Es

ist noch kein Jahr, daß er hier ist und er war eigentlich nie recht gesund" — sprach der jüngere Gleim.

Diese Ansicht hörte der ältere Bruder mit einer ernsten, nachdenklichen Miene; plötzlich aber nahm er eine feste, zuversichtliche und sorglosere Haltung an, als verbanne er gewaltsam jede finstere Wolke aus dem, einer klaren Himmelsbläue bedürftigen Gemüthe und sprach: — „Unser Freund hat die Kräfte der Natur noch alle zusammen — was zagen wir? Er wird genesen, dafür bürgt mir sein heutiger Zustand, der Ausspruch des Arztes und — was die Hauptsache ist, sein für die Zukunft berufener, einer halberblühten Knospe gleichender Geist. Nur die junge Knospe und die entfaltete Blume sucht der Tod. Selten wagt er sich an die Blüthe, die bereits ihre ersten Blätter entfaltet hat und der vollen Entwicklung entgegendrängt. — Unser Michaelis soll aber nicht ohne uns sein, Jeden von uns, der Reihe nach, führe einen Tag lang die Freundschaft des Bundes ermunternd und tröstend an sein Lager." —

Man ging allmälig zum Austausche der poetischen Gedanken über.

— „Jacobi" — sagte Gleim — „haben Sie schon der Karschin geantwortet?" —

Mehre Augen suchten unwillkürlich das bekannte Bild der Dichterin an der Wand auf, wo sie mit ihren eigenthümlichen Feuerblicken, welche die Häßlichkeit ihres Gesichtes vergessen machten, auf die jungen Freunde herabsah. — „In dem Gedichte, welches sie unter dem Titel „Lalage an

Gliphästion“ an mich richtete“ — fuhr Gleim fort — „wünscht sie Ihre Bekanntschaft zu machen.“ —

— „Ja“ — antwortete Jacobi — „diese Lalage, wie sie sich in ihren scherzenden Liedern nennt, und welche in ihren Oden mir als Sappho begegnete, hat ein langes Gedicht von mir zu erwarten. Ich will mir ihr Bild erst noch einmal ordentlich ansehen.“ — Er stand auf und schritt vor das Gemälde.

— „Lieber Papa Gleim“ — nahm der sinnige Klamer Schmidt das Wort — „Sie schulden uns noch den Brief von Lessing, der sein Urtheil über Ihre Lieder für's Volk enthält. Ich bedarf selbst eines anerkennenden Wortes über Ihre Lieder, denn ich habe mich schon längst darüber betrübt, daß das Volk ein anderes geworden sein muß, als es zur Zeit des siebenjährigen Krieges gewesen war, denn damals, das weiß ich als Knabe noch, sangen wir Ihre Grenadierlieder sogar auf dem Schulwege und lernten sie in der Schule.“ —

— „Schon sind einige Monate vergangen, seitdem meine Lieder erschienen“ — erwiderte Gleim — „und Niemand im Volke hat von diesen Friedensliedern Notiz genommen; — in der Kriegsnoth damals, da konnte das Volk singen, ebenso wie die Noth auch beten lehrt, aber man genießt den Frieden, ohne ihn im Sange preisen zu wollen. Ich muß mich darin gelassen fügen, habe ich doch schon durch Lessing's Beifall vollkommene Anerkennung gefunden.“ —

Die jungen Freunde waren gespannt, das Urtheil des sonst so scharfen Kritikers zu hören; Gleim entfernte sich aus dem Lokale, um den Brief von seinem Zimmer zu holen; — bis jetzt hatte Jacobi vor dem Bilde der Karschin gestanden und Niemandem war es bemerkbar geworden, daß er mit der Bleifeder an die weißgemalte Wand unter das Bild Verse geschrieben hatte. Er trat ruhig an den Tisch zurück und als gleich darauf Gleim mit dem Briefe Lessing's wiederkehrte, wurde die Aufmerksamkeit allein darauf gelenkt. Dieser Brief lautete: — „Sie haben mir, lieber Freund, mit ihren Liedern für's Volk eine wahre und große Freude gemacht; man hat oft gesagt, wie gut und nothwendig es sei, daß sich der Dichter zu dem Volke herablasse. Auch hat es hier und da ein Dichter zu thun versucht, aber noch Keinem ist es eingefallen, es auf Ihre, meiner Ansicht nach wahre Art zu thun. Ihre Vorgänger haben das Volk bloß für den schwankendsten Theil des Geschlechts genommen und daher für das vornehme und gemeine Volk gesungen. Sie, Freund, haben aber das Volk verstanden und seinem mit dem Körper thätigeren Theile, dem es nicht an Verstand, nur an Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen, etwas Substantielles gegeben. Unter diesen Theil des Volkes haben Sie Sich gemengt, nicht um es durch gewinnstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es dazu zu ermuntern und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und zugleich seines Vergnügens zu machen. Besonders athmen die meisten Ihrer

Lieder Dasjenige, was den alten Weisen ein so ehrenvolles, wünschenswerthes Ding war und täglich mehr aus der Welt sich zu verlieren scheint — ich meine jene fröhliche Armuth (laeta paupertas), die dem Epikur und Seneca so sehr gefiel und bei der es wenig darauf ankommt, ob sie erzwungen oder freiwillig, wenn sie nur fröhlich ist."" —

Der Brief wurde durch Dorothea's ungewöhnliches Eintreten unterbrochen; ihre Miene, womit sie den Oheim suchte, verkündigte nichts Erfreuliches. — „Was giebt's?" — fragte der jüngere Gleim, schnell hinzutretend, als der Bruder noch las und die Eintretende nicht bemerkt hatte.

— „Michaelis ist sehr elend geworden — eben hat der Wirth einen Boten geschickt!" — flüsterte Dorothea geheimnißvoll — „wie bringen wir's dem Oheim an?" —

— „Rufen Sie ihn heraus" — sagte Lebrecht Gleim — „der Bruder muß die Nachricht schonend erfahren." — Jetzte blickte Gleim vom Lesen auf und rief, als er Dorothea erkannte: — „Was hast Du, was fehlt Dir?" —

— „Mir fehlt nichts, lieber Oheim" — erwiderte Dorothea mit erzwungener Unbefangenheit — „wollen Sie nicht einmal hinausgehen, man hat zu Ihnen geschickt." — Gleim eilte sofort an die Thür und sein jüngerer Bruder folgte.

— „Was soll ich?" — fragte Gleim draußen. — „Michaelis verlangt nach Dir" — fiel der jüngere Bruder der verlegen zögernden Dorothea in die Rede — „vielleicht hat er etwas auf dem Herzen oder . ." —

— „O! er ist doch nicht kränker geworden?“ — rief Gleim erschrocken — „welche Angst kommt mit einem Male über mich — verhehle den Freunden meinen Schreck, Bruder, gehe wieder zu ihnen hinein, sie sollen ihre Heiterkeit nicht verlieren, ich will allein der Freundschaft Sorge tragen — sage ihnen, daß ich bald zurückkehren würde, rede von einem Geschäfte.“ —

Diese Worte hatte er in wachsender Unruhe gesprochen. Dann eilte er auf seine Stube, um den Hut zu holen und davon zu gehen. — Dorothea sahe ihm mit traurigem Blicke an der Hausthür durch den Garten nach, während der jüngere Gleim in den Bildersaal zu den Freunden zurückkehrte. — „Mein Bruder wird bald wiederkommen“ — sagte er — „ein Geschäft hat ihn abgerufen.“ —

Die jungen Männer überließen sich der genialen Fröhlichkeit; man las sich gegenseitig Gedichte vor, improvisirte kleine Verse auf gegebene Reime, worin Jacobi besonders Fertigkeit besaß und wandte sich dann zu diesem oder jenem Bilde an der Wand, um den im Geiste versammelten berühmten Zeitgenossen die Ehre zu geben, indem man ihrer Productionen gedachte. Man citirte, wie man es öfters zu thun pflegte, Gedichte derselben, um darüber zu reden, redete von Kleist, Ramler, Uz, der Karschin und Klopstock.

— „Haben Sie schon Ihre Arbeit mit der Subscription begonnen?“ — fragte Jacobi den jungen Freund Klamer Schmidt — „Klopstock's Wunsch an Gleim, daß er für sein neues Werk: „Die Gelehrtenrepublik“ das Sammeln

von Subscribenten in unserer Gegend übernehmen möge, haben Sie doch übernommen?" —

— „Ganz recht" — antwortete Klamer Schmidt — „auch habe ich bereits guten Erfolg gehabt. Während man immer zu glauben geneigt war, daß Klopstock im fremden Lande auch dem deutschen Leben fremd geworden sei, während selbst Gleim aus der geringen Theilnahme, welche Klopstock an Friedrich's Siegen nahm, auf Mangel an Patriotismus schloß, zeigte der messianische Dichter in seinen Plänen zur herauszugebenden Gelehrtenrepublik eine begeisterte Vaterlandsliebe; er sinnt auf nationale Cultur, deutsches Wesen, deutschen Charakter, auf Förderung deutscher Sitten . . ." —

— „und auf erhöhete Liebe und Verehrung des gemeinsamen Oberhauptes, des Kaisers, für den er schwärmt" — fiel Sangershausen ein. — „Merkt man nicht dem Enthusiasmus die anregenden Motive an, die Correspondenz des Grafen Wallsperg, Dieterichstein und des Ministers Kaunitz? Nicht die Aufforderung des Kaisers Joseph, einen Plan für Förderung der deutschen Literatur zu entwerfen? Freilich! da unser König Friedrich unser deutsches Schriftstellerthum verachtet, so muß der deutsche Geist sich zu Kaiser Joseph flüchten." —

— „Klopstock ist jederzeit ein deutscher Patriot geblieben" — sagte Jacobi — „aber er konnte sich nicht, gleichwie Lessing, in den spezifischen Patriotismus des preußischen Grenadiers finden; seine Vaterlandsliebe ist allgemei-

ner, weltbürgerlicher, sie umfaßt alle Deutschen, den gemeinsamen, deutschen Geist, den keine politischen Grenzen beschränken und theilen sollen. So soll die deutsche Dichtkunst keine preußische, österreichische oder bayerische, sondern eine, durch bestimmten Nationalcharakter ausgedrückte, dem gesammten Vaterlande angehörende sein." —

— „Und dieses Streben kann uns endlich ganz von der sclavischen Nachahmung des Auslandes retten" — setzte Klamer Schmidt hinzu: — „darum beeifere ich mich, in unserer Gegend für Klopstock's Werk Subscribenten zu sammeln. Wir sind es nicht allein, welche für die deutsche Erhebung unserer Dichtkunst erglühen — in Göttingen hat sich ein Verein junger Studirender gebildet, woran auch ein gewisser Bürger und Kästner Theil nehmen, dort sind Boie, Voß, Miller, zwei Grafen von Stolberg aus dem Holstein'schen, Hahn, Cramer und Andere zu einem Dichterbunde zusammengetreten, welcher sich alle Sonnabende versammelt, über Wissenschaft und Kunst redet, sich im Vorlesen übt, seine Gedichte gegenseitig beurtheilt und die gutgeheißenen in einer Sammlung drucken läßt. Wie mir erzählt wurde, hat Klopstock's Idee der Gelehrtenrepublik dort eine gewaltige Begeisterung hervorgerufen, man will ihm durch die Grafen Stolberg die besten Gedichte des Bundes zusenden, ihn nach Göttingen zum Besuche einladen, um ihn zu überzeugen, daß sie ihre Leyer keiner fremden Nation nachgestimmt haben, daß sie für deutschen Geist glühen, daß sie der deutschen Muttersprache

die edelste Entwicklung zutrauen und voll Begeisterung für die geistige Erhebung der Nation sind.“ —

— „O!“ — rief Jacobi aus — „wie unthätig kommen wir uns in unserem Bunde vor, wenn wir uns in dem Streben der Göttinger Jünglinge spiegeln — auch wir müssen kräftiger heraustreten, es ist zwar schön und gemüthlich hier im Gleim’schen Hüttchen, aber wir sind doch zu jung, um hier in sorgloser Gemächlichkeit dem Anakreon zu leben.“—

— „Betrüben Sie mit diesem Vorwurfe meinen Bruder nicht“ — bat der jüngere Gleim — „dieser Bund ist sein Glück, sein Leben, er hat die herrlichsten Pläne für die deutsche Geistesselbstständigkeit, er hofft, sinnt und wirkt, daß diese herrliche Zukunft von seinem geliebten Könige ausgehe, daß Preußen diese Ehre zu Theil werde. Glauben Sie mir, liebe Freunde, er kann nicht ruhig sterben, wenn er nicht die herrliche Idee einer Halberstädtischen Vorbereitungsakademie für die schönere Zukunft der Poesie verwirklichen sollte.“ —

— „Ich hoffe nicht auf Fürstenhülfe“ — entgegnete Jacobi — „am Wenigsten auf Friedrich; — ja, ich zweifle auch daran, daß Joseph seine schönen Pläne in’s Leben einführt, daß Klopstock’s Republik der deutschen Geister mehr als Idee bleibe und jemals von Fleisch und Blut bekleidet werde. Ein wieder ausbrechender Krieg kann alle schönen Friedensträume der Protektion des deutschen Geistes in einer Stunde zertrümmern. Die Geister der deutschen Literatur selbst müssen Hand anlegen, wie wir einst das Beispiel an

den jungen Männern in Leipzig gesehen haben, zu denen Gärtner, Klopstock, Ebert gehörten, wie wir jetzt wieder am Göttinger Dichterbunde erfahren, der, ohne Fürstenprotection, im Kampfe mit Sorge und Opposition, zu dem Feuer nationaler Begeisterung entflammte. Aufrichtig gesagt, Freunde, Gleim meint es treu und brav, aber wir leben zu sehr uns selbst, der Ruhe und Stimmung dieses glücklichen, kleinen Sanssouci, wir sind nicht thätig genug, seit Gleim uns in sein Hüttchen aufgenommen hat; ich wenigstens fühle, daß ich zu früh in die stillen Freundschaftshaine der Poesie eingekehrt bin.“ —

Keiner konnte darauf antworten — Jeder fühlte die Wahrheit, aber das Herz kämpfte mit der Liebe und Dankbarkeit, welche es der Opferfreudigkeit und Freundschaft Gleim's schuldig war. Man ging schweigend neben einander her, betrachtete sinnend die Gemälde an der Wand und schien sich im Anblicke der Persönlichkeiten, welche wie stumme Zeugen auf sie herabschaueten und an das eigene Ringen um geistige Erhebung mahnten, zu ermuthigen. Um das drückende Schweigen zu brechen, begann Benzler endlich, als er zufällig das Bild der Karschin angeblickt hatte: — „Diese Frau ist auch ein Komet, der durch das deutsche Leben schwärmt — sie würde größer sein, wäre sie nicht preußisch, sondern national. — Aber was steht hier an der Wand? Ein Gedicht?“ —

Man sammelte sich vor diesem Bilde und Klamer Schmidt trat mit einem Lichte heran. —

— „Es ist eine Antwort von mir“ — sagte Jacobi — „die Lalage wünschte mich kennen zu lernen, ich schrieb vorhin meine Gedanken dort hin, welche mir der Anblick der Bilder einflößte.“ —

Benzler las laut die Worte von der Wand ab:

„„Dich Lalage, Dich seh' ich schon
Im Tempel, den Gliphästion
Der Tugend und den Musen weih'te,
Wo voller Ehrfurcht diese Hand,
Die nie der Thoren Weisheit streu'te,
Mit Lorbeer den Altar umwand. —
Als ich bewundernd vor Dir stand,
Da blicktest Du auf mich hernieder,
Dein Blick war Feuer, Dein Gewand
War ganz Natur, wie Deine Lieder,
Ich sah in Dir die Sängerin,
Die, wenn sie über Saaten hin
Die schwarze Wetterwolke breitet,
Den Donner mit Gesang begleitet,
Ich sah die frohe Lalage,
Die unter Rosen lächelte,
Und nun, mit aufgelösten Haaren,
Im Auge tödtende Gefahren,
Ein Weib — ihr Busen heiß durchwühlt
Von Flammen, die kein Zephyr kühlt,
Und die nur eine Sappho fühlt.““ —

— „Ja“ — sprach Jacobi — „dieses seltsame Weib mit männlichem Geiste und weiblicher Leidenschaft, verdiente ein anderes Loos, wenn sie nicht in der blinden Begeiste-

rung Friedrich's sich selbst von der kommenden Zeit abschlösse — ich wittere eine Zeit, in welcher andere Lieder gesungen werden, ich muß, meiner Natur gemäß, zeitlebens bei den Klassikern und der Natur bleiben, aber ich werde die Schönheit, die dort wohnt, mit deutscher Sprache preisen. Vielleicht fühle ich mich dereinst isolirt, denn der Zeitgeist, das ahne ich, wird uns überflügeln, die Lieder, welche aus dem jungen Göttinger Bunde zu uns herübertönen, athmen eine Luft, die nur die Zukunft ihnen zugewehet haben kann." —

— „Aber lieber Canonicus" — sagte der jüngere Gleim — „gefällt es Ihnen denn nicht mehr in Halberstadt? O! wie bedauere ich meinen Bruder, wenn er das jemals merkte." —

— „Ich werde meinem Freunde zeitlebens dankbar sein" — erwiderte Jacobi — „er hat auf meine jugendlichen Arbeiten einen unauslöschlichen Eindruck gehabt und in mir die Empfindung veredelt. Ich bin ein Feind jener sogenannten Kraftmänner, die da anfangen, immer lauter zu fordern, daß die Einfalt und Lauterkeit der moralischen Gefühle sich auch durch künstliche Gewalt erzwingen ließen, ohne dem Herzen und Geschmacke eigen zu sein. Ich bin ein Feind aller scheinbaren Empfindung und so lange ich mir darin selber treu bleibe, so lange wird mein Weg mich nie von dem meines geliebten Gleim trennen." —

Die Freunde waren aus dieser ernsteren Unterhaltung allmälig wieder in die sonst gewöhnliche, heitere Weise des Lieder- und Gedankenverkehrs zurückgekommen, als plötzlich

Dorothea an der Thür erschien und mit verlegener Miene den jüngeren Gleim suchte. Dieser trat zu ihr hin. — „Wo bleibt der Oheim?" — flüsterte sie angstvoll — „ach! es ist gewiß ein Unglück passirt!" — Das lange Ausbleiben des Bruders fiel auch jetzt dem jüngeren Lebrecht auf und er entschloß sich, den Weg nach der Wohnung Michaelis' zu machen. Er theilte den Freunden mit, daß Gleim zum Kranken geeilt sei; diese Nachricht brachte auch unter sie Unruhe und Besorgniß. Niemand dachte daran, die Unterhaltung noch länger fortzusetzen und in Jedem entstand der Drang, persönlich sich Kunde und Gewißheit vom Zustande des Freundes zu verschaffen. Von dem schönen Talente, aber auch von der auszehrenden Krankheit desselben redend, schritten die poetischen Genossen ernst aus dem Hause nach dem Thore. — „Seine früheren Entbehrungen haben den Körper bis zur Erschöpfung geschwächt" — sagte Klamer Schmidt — „niemals habe ich ihm eine völlige Genesung zugetrauet, aber nie durfte man daran zweifeln, da Gleim sich die Gewißheit derselben eingeredet hatte. Ihm zu widersprechen hätte ich ihm nicht zu Leide thun können." —

— „Und der Bruder hat viel an ihm gethan in dieser Zuversicht" — sprach der jüngere Gleim; — „sein Herz blutete, als er von ihm zuerst hörte, daß er, als schutzloser, der Armuth heimgefallener Jüngling, aus Hamburg fortgejagt, in Osnabrück elend darnieder lag — er hatte Dichterarbeiten von ihm gelesen, die ihn für das Leben

werth und nothwendig machten; mein Bruder wandte sich an Möser, der den hülflosen Kranken unterstützte und ihn fähig machte, nach Halberstadt zu kommen. Und mit welcher Opferfreudigkeit hat er ihn hier gepflegt und bewacht!" —

Sie gelangten in dunkler Straße vor das Haus, wo Gleim den jungen Freund eingemiethet hatte. Das Haus war so still, als sei es unbewohnt; nur im obersten Stock waren zwei Fenster matt und wie von einem röthlich-trüben Lichte erleuchtet. Niemand kam den Eintretenden auf der Hausflur entgegen, der jüngere Gleim bat die Begleiter auf dunkler Flur seine Nachricht abzuwarten, da er erst Menschen suchen und nach dem Kranken fragen wolle. Er hatte sich kaum die erste Treppe hinaufgefunden, als aus dem oberen Stocke ein Lichtschein herabfiel und die Frau des Hauses mit Schweigen und Ernst über das Geländer niederspähete. — — „Ich suche meinen Bruder, den Secretair Gleim" — sagte der Aufsteigende — „ist er noch hier?" —

— „Ja" — war die Antwort — „er sitzt oben." —

— „Wie geht es Michaelis?" —

— „Gott sei Dank, jetzt geht es ihm gut." —

Er stieg hinauf und trat vorsichtig, mit der Absicht, jedes Geräusch zu vermeiden, in die halboffene Thür. — „Sie wecken ihn nicht" — sprach die Wirthin — „aber der Herr Secretair thut mir Leid, ich weiß kein Trostwort mehr." —

Raſch, von heftigem Schreck ergriffen, trat der jüngere Gleim in das enge Stübchen und suchte den Bruder und

das Krankenlager, welches die röthlichglimmende Lampe beschien. Sein Bruder saß auf einem Stuhle, den Kopf gebeugt, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und weinte. — „Ludwig! was ist vorgefallen?" — rief Lebrecht bestürzt und auf das dämmernde Bett greifend, wo ein Arm des Freundes sichtbar war. Er fuhr zurück, denn eine kalte Hand hatte er berührt. — „Um Gotteswillen — Michaelis! — er ist todt?" —

Gleim blickte auf und seufzte. — „Er starb plötzlich, unerwartet, noch ehe ich hier eintraf — er war schon todt, als zu mir geschickt wurde — o! die Sense des Todes greift furchtbar ein in den Blüthenkranz meiner jugendlichen Freunde — verkündige es den Andern so schmerzlos als möglich." —

Nach wenigen Minuten standen die von Talent und Freundschaft Verbundenen mit ernsten Empfindungen vor der Leiche ihres Michaelis.

Gleim war über den raschen Hingang seines jungen Freundes fast untröstlich; er hatte ihn wahrhaft geliebt und zwar mit einer Zärtlichkeit, als habe er nur auf einen kurzen Besitz dieses ihm dankbar ergebenen Menschenlebens rechnen dürfen. Das Andenken an ihn wurde noch um so empfindsamer, als Gleim beim Ordnen der nachgelassenen Papiere

die Beweise fand, daß der selbst darbende junge Mann noch seinen armen Vater unterstützt hatte, und das mitleidige und hochherzige Gefühl der Liebe zu dem Hingeschiedenen gab sich nun noch darin kund, daß Gleim diesem in Zittau lebenden Vater reichliche Unterstützungen zufließen ließ, um ihm den Verlust des Sohnes weniger fühlbar werden zu lassen.

Acht Tage waren nach dem Begräbnisse des Jünglings vergangen. — Ein rauher Octobermorgen hatte den ersten Reif auf die Brücken und Stege gehaucht und die gelben Blätter rieselten mit jedem Windstoße von den Bäumen hernieder. Gleim stand vor seinem Fenster und blickte traurig in die herbstliche Natur. In der düstern Gemüthsstimmung, worin er sich seit acht Tagen befand, war ihm der Gedanke an den eigenen Tod unwillkürlich und mit einer gewissen Selbstbefriedigung recht nahe getreten und seine Blicke hatten, wie auch jetzt, auf dem idyllischen Blumenplätzchen geruhet, welches neben einer Laube, wo der Salzbach, ein kleines Gewässer, den Garten durchschneidet, von Gleim mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. — „Hier möchte ich einst selber ruhen“ — dachte er in trauriger Stunde — „hier unter Blumen und von Kleist und Michaelis träumen!“ — Er wagte solche Wünsche nicht laut zu äußeren, weil er wußte, daß Dorothea dadurch sehr betrübt wurde, aber er wiegte sich gern in solchen Bildern des ewigen Friedens und wurde sehr oft von der Nichte in einem tiefen Hinbrüten überrascht. Es war in dem empfindsamen Gemüthe des

sanften Dichters derselbe Zustand hypochondrischer Traurigkeit wiedergekehrt, wie früher nach Kleist's Tode.

Als er auch heute Morgen am Fenster stand und träumend in den herbstlichen Garten niedersahe, trat Dorothea in sein Zimmer; sie war die Vertrauete seiner Seele und er suchte gern die frohen und traurigen Stimmungen in das sanfte, mitfühlende Gemüth auszugießen. — „Oheim“ — hub sie an — „wollen Sie nicht eine kleine Reise zur Zerstreuung machen?“ —

— „Wohin?“ — fragte er, indem er zugleich durch Kopfschütteln die verneinende Antwort darauf gab.

— „Hat der Graf von Wernigerode Sie nicht eingeladen? Beklagten sich Spiegel und Hardenberg nicht, daß Sie seit zwei Jahren fast ausschließlich mit Ihren jungen, poetischen Freunden lebten und die alten Verehrer darüber vergäßen? Hat Sie Berg nicht aufgefordert, ihn nach Berlin zu begleiten?“ —

— „Ein Trauriger ist immer ein schlechter Gesellschafter und soll, um anderen Leuten die Stimmung nicht zu verderben, in der Einsamkeit und Verborgenheit bleiben.“ —

— „Damit er erst recht traurig wird. Sie müssen Sich zerstreuen, ich will Ihnen Neuigkeiten aus der Stadt erzählen — gestern Abend hat der Regierungsrath von Schmettau, der die älteste Tochter des Herrn Canonicus und Regierungsraths Lichtwer vor drei Monaten heirathete, eine große Gesellschaft gegeben und da ist Herr Göckingk aus Elrich herübergekommen, der Sie gewiß

heute einmal besuchen wird, wie er es sonst wol thut. Ich habe Sie schon immer einmal fragen wollen, wie es eigentlich zugeht, daß Herr Lichtwer, der doch seit so vielen Jahren in Halberstadt wohnt und obenein Canonicus am Morizstifte ist, als ein berühmter Fabeldichter gar keinen Verkehr mit Ihnen und den anderen Poeten hat? Ja sogar Herr Canonicus Jacobi, der ihm seine Aufwartung machte, ist ganz kalt abgefertigt und hat auf seine poetischen Andeutungen gar keine Antwort erhalten.“ —

— „Das glaube ich wol, der Herr Lichtwer ist ein kalter, steifer Aktenmensch, förmlich und vornehm, schroff und hart wie seine Moral in den Aesop'schen Fabeln. Er ist, obgleich selbst Poet, merkwürdiger Weise ein Feind der Poeten, denn er schätzt den Ruf eines ausgezeichneten Geschäftsmannes am Höchsten und zeigt eine consequente Abneigung, sich mit Dichtern und Schöngeistern zu befreunden. Ein solcher Mann paßt nicht für mich und meine Freunde und wir kennen uns weiter nicht. Als die Franzosen damals in Halberstadt waren, entfloh er nach Braunschweig und hat es streng vermieden, mit Ebert, Gärtner, Zachariä oder irgend solchem Dichter bekannt zu werden. Vor allen Ramler'schen Freunden, vor allen stimmführenden Kritikern hat er eine große Scheu, er lebt nur für sein Regierungscollegium, weltliches Consistorium und Criminalamt, pflegt nur mit seinen Collegen von Schmettau und von Pott Umgang, verschanzt sich gegen jeden Fremden hinter seine Aktenschanzen und ich halte ihn für einen hochmüthigen Mann,

der schon deshalb mit mir und meinen Freunden nichts zu thun hat, weil er mit Gottsched zu einer Schule gehört und sich von ihm öffentlich loben läßt. Seitdem übrigens sein Buch: „das Recht der Vernunft“ kalt aufgenommen ist und Moses Mendelssohn seine Fabeln tüchtig abgekanzelt hat, muß er alle Lust an der Dichtkunst verloren haben, er schreibt nichts mehr öffentlich und meidet, noch eigensinniger als früher, jede Begegnung mit Dichtern und Schriftstellern.“ —

— „Klamer Schmidt hatte ihm einmal eine Visite machen wollen, weil er seine Fabeln schätzt und ihn gern zum Bunde führen mochte, aber er ist nicht angenommen, weil Lichtwer zu viele Geschäfte habe.“ —

— „Das glaube ich wol, bin ich ihm doch fremd geblieben, obgleich er Canonicus ist.“ —

— „Wie kam er denn nach Halberstadt? Er spricht ganz sächsisch, — sagte einmal der Domherr von Hardenberg.“ —

— „Er ist ein Sachse, stammt aus vornehmer Familie, wohnte in Wittenberg, um juristischer Docent zu werden und verlobte sich hier mit der Tochter seiner Hauswirthin. Da wollten seine Verwandten ihm aufhelfen und als er in Quedlinburg war, um seiner verstorbenen Mutter, einer gebornen Wichmannshausen, Erbhof und sonstige Nachlaßschaft zu ordnen, kam unser Dechant Hecht auf den Einfall, ihm eine Halberstädtische Stiftspräbende zuzuwenden. Der Dechant Hecht vom Liebfrauenstifte hier hat eine Schwester von Lichtwer's Mutter zur Frau und einen Sohn in

Berlin, der die Sache betreiben mußte, da der General von Stille, der vortreffliche Gönner von mir und meinem Kleist, ein Canonicat am hiesigen Bonifaciusstifte vom Könige geschenkt erhalten hatte, was er wieder zu verkaufen gedachte. Lichtwer wollte aber noch mehr, er wünschte Regierungsrath zu werden und Hecht hat alle Hebel bei dem General und bei Herrn von Cocceji in Bewegung gebracht, aber der Rathstitel wurde ihm abgeschlagen. So kam er denn schon 1749 mit einer jungen Gattin als Canonicus hierher, der durch Erbe des Wichmannshausenschen Gutes seine Wohlhabenheit vermehrte und auch bald Referendarius, aber schon 1752 als wirklicher Rath in die Halberstädter Regierung eingeführt wurde. Er mag ein fleißiger, sittlicher und gewissenhafter Arbeiter sein, aber kalt und fremd blieb er stets gegen mich und meine poetischen Freunde, als ob er auf den Beifall trotzte, den ihm Gottsched reichlich spendete." —

— „Ach!" — rief Dorothea durch das Fenster blickend — „da kommt Jacobi, ich will ihn nur gleich heraufführen!" — Mit diesen Worten eilte sie hinaus, um dem Canonicus noch an der unteren Treppe zu begegnen.

— „Nun? Tante Nichte" — redete Jacobi sie freundlich an — „heute ist's ein rauher Tag und Vater Gleim wird's wol recht gemüthlich warm in seiner Studierstube haben. Aber wie geht es ihm denn?" —

— „Gottlob! zum ersten Male habe ich ihn heute Morgen auf andere Gedanken zu bringen vermocht — ich brachte die Rede auf Lichtwer, da vergaß er seine Trauer

und erzählte mir von ihm mit gewohnter Lebendigkeit. Vermeiden Sie Alles, was an den jungen Michaelis erinnert, hoffentlich geneset der Oheim bald wieder von seiner finsteren Hypochondrie. Daß sie noch nicht ganz überwunden ist, merkte ich daran, daß er ganz gegen die Gewohnheit seines menschenfreundlichen Herzens, mit einer gewissen Bitterkeit über Lichtwer sprach.“ —

Jacobi nickte, ging, von Dorothea begleitet, die Treppe hinauf und trat mit der sorgsam folgenden Wirthschafterin in die Stube. Gleim empfing den Freund mit milder Freundlichkeit, sahe ihn schmerzlich lächelnd an und seufzte. Dorothea glaubte die Wiederkehr der Traurigkeit fürchten zu müssen und sagte schnell: — „wir haben eben von Lichtwer geredet; ein merkwürdiger Mann.“ —

— „Ja!“ — seufzte Jacobi mit Lächeln — „ein Mann, der mit uns nichts zu thun haben will — der nur seiner Familie, der gelehrten Erziehung seiner Töchter und seiner Bibliothek die Erholungsstunden widmet und von denen die Referendarien rühmen, daß der strenge, kleine, hagere, immer zierlich gekleidete, viel auf Anstand haltende, nie seine ernste Würde vergebende Mann, nach beendigten Sessionen, mit plötzlicher Freundlichkeit in den dunkelbraunen Augen, sich zwischen die Referendarien setzt und ihnen heitere Curiosa erzählt — das begreife ich nicht.“ —

— „Warum sollte er das nicht?“ — erwiderte Gleim mit einer Milde, welche Dorothea innerlich beruhigte — „tadeln wir den harten, abgeschlossenen Geschäftsmann in

ihm, der den Poeten geringschätzt, obgleich er selbst einer ist, so tadeln die Aktenmenschen ja auch an uns die Gefühlsschwärmerei, das Spiel mit dem Schönen und die Freundschaft der Seelen. Aber bleiben wir uns nur treu, nicht wahr, lieber Jacobi, wir verlassen uns nicht, wir müssen die Grundhalter unserer künftigen Akademie werden — Ihr jüngeren Leute nennt mich Vater Gleim — nun ja, so wollen wir fortfahren, uns eine schönere Welt zu träumen, wollen wetteifern im Schönen." — Diese Worte, wobei er Jacobi's Hand drückte, sprach er so bittend, daß der Freund etwas verlegen antwortete: — „Ja, Väterchen Gleim, wir wollen dem gemüthlichen Halberstadt nicht die Ehre eines eigenen Parnassus gefährden, Gleim und seine Freunde sind ja schon in der Welt als eine Schule des Schönen genannt worden." —

Die Hausthür wurde geöffnet; Dorothea eilte hinaus an die Treppe. Eine jugendliche, kräftige, von Wetter und Kälte angefrischte Gestalt, mit einem kecken, lachenden Blicke, aber sichtbar in der Kleidung vernachlässigt, einem fahrenden Schüler gleich, rief einen fröhlichen, lauten Gutenmorgen in das Haus, daß es in dem Raume mehrfach wiederhallte. — „Ach! liebes Frauchen oder Jüngferchen!" — redete er die betroffene Dorothea an, welche keusch niederblickte, als er mit der Hand seine breite, halbentblößte Brust rieb — „nicht wahr, dies ist die besungene Hütte des ehemaligen preußischen Grenadiers?" —

— „Hier wohnt der Herr Domsecretair Gleim — sind Sie etwa ein Haller oder Göttinger Student?“ —

— „Alles was Sie wollen, liebes Madamchen oder Mamsell'chen; Student, Gelehrter, Dichter, Schäfer, Liebhaber von schönen Versen und Mädchen, Sänger von Wein beim Glase Wasser; aber für den Augenblick bin ich nichts, als ein Reisender, der den guten, freundlichen Hüttner von Halberstadt sucht.“ —

— „Wie ist denn Ihr Name?“ —

— „Sagen Sie nur, Heinse stände hier unten.“ —

Dorothea ging erst ganz hinunter, zog mit verdächtigem Blicke den Schlüssel aus der Speisekammer und winkte dem in der Küche stehenden Bedienten Heinrich zu, ein aufmerksames Auge auf die silbernen Löffel zu haben; dann ging sie auf die Stube und störte die Unterhaltung beider Freunde mit den Worten: — „Oheim, unten steht ein Mensch, aus dem ich nicht klug werden kann, er gleicht einem armen Studenten oder Candidaten, redet aber sehr weltlich, nennt sich sogar Dichter und will Heinse heißen!“ —

— „Heinse?“ — wiederholten Gleim und Jacobi gleichzeitig mit Ueberraschung. — „Der geniale Dichter voll Uebermuth und Sinnlichkeit“ — setzte Jacobi hinzu. Dorothea stutzte und sagte etwas schüchtern: — „Dieser Mann unten sieht wie ein fahrender Candidat aus.“ —

— „Ja — er hat mir früher schon geschrieben, ich sprach diesen Sommer auf dem Harze mit zwei Göttingern Bürger und Johannes Müller über ihn — aber er

ist willkommen, wo ist er?" — Gleim öffnete selbst die Thür und rief hinab: — „Herr Heinse, ich heiße Sie willkommen!" —

Mit ein paar Sprüngen war der kräftige, frische Mensch oben in der Thür. Seine Erscheinung erregte sichtbar bei Gleim und Jacobi etwas Befremden, als er sich vor sie hinstellte, mit seinen großen, flammenden Augen beide musterte und dann auf Gleim mit ausgestreckter Hand zutrat. — „Kein Anderer als dieser kann der gepriesene Vater Gleim sein, das Anakreon-Gesicht täuscht mich nicht, da haben Sie mich, machen Sie einen Menschen aus mir." —

— „Sie sind so leichtfertig und cynisch in Ihren Gedichten, daß ich Sie mir eigentlich gar nicht anders gedacht habe" — scherzte Gleim, der an der kräftigen, sinnlichen Gestalt Heinse's Wohlgefallen zu nehmen schien. — „Nehmen Sie Platz, ich kann Sie auch gleich mit meinem Freunde Canonicus Jacobi bekannt machen." —

— „Vortrefflich, wir werden noch bekannter mit einander, das hoffe ich stark, denn ich muß Ihnen offen heraus sagen, daß ich gekommen bin, um auf dem Halberstädtischen Parnassus ein Asyl zu finden, da ich eigentlich zur Zeit heimathlos bin, wie eine verflogene Schwalbe. Man hat mir gerühmt, daß Sie Sich aller bedrohten Genies väterlich annehmen, wohlan, nehmen Sie mich an Michaelis Stelle zum Stiefsohne der Halberstädtischen Musenfamilie an, die Stelle will ich schon ausfüllen." —

— „Dorothea, besorge das Frühstück“ — sagte Gleim, welcher mit einer mitleidigen Freundlichkeit den ziemlich heruntergekommenen Poeten betrachtet hatte. Dorothea schien nicht so bereitwillig wie zu anderen Zeiten, die Stube zu verlassen, um den Wunsch des Oheims zu erfüllen. Die Erinnerung an Michaelis hatte in Gleim eine wehmüthige Vorstellung von dem Dichterbunde geweckt, dessen entstandene Lücken er so gern auszufüllen geneigt war, und der Gedanke, Heinse dem Bunde zu gewinnen, fand noch ein neues Motiv in der sittlichen Natur Gleim's, der gern und allezeit zur Rettung einer Menschenseele geneigt war. — „Sie sind ohne Heimath?“ — fragte er theilnehmend.

— „Wie der Vogel, der in den freien Lüften wohnt. Aber der Gesang der Halberstädter hat mich gelockt, darin fand ich den verwandten Ton der Liebe und des Lebensgenusses, der tändelnden Freude an der Schönheit, die Lust an den halbverhüllten Grazien — das, Vater Gleim, ist meine Natur, mein rechtes Klima — Doris im Bache, die Weintraube neben mir! — Ich hörte, daß Sie hier mit Ihren Freunden wie die Nürnberger Pegnitz-Schäfer, im fröhlichen Liebeshaine leben, da dachte ich so recht gelegen zu kommen, denn mit den Grazien und kosenden Schönen weiß ich eben so schäckernd und spielend umzugehen, wie Ihr Freund Uz in Anspach.“ —

— „Und woher kommen Sie jetzt?“ — fragte Jacobi, der besonders an der natürlichen Kraft des jungen Poeten Wohlgefallen zu finden schien.

— „Ich komme über Göttingen hierher. Ich suche einen festen Platz, meine Taschen sind leer, meine Phantasie ist voll — aber die Gaben der Muse kann ich nicht auf allen Märkten zu Gelde machen. Ich hörte von den neuen Dichterbunde in Göttingen, ich kannte Bürger, den ich im vorigen Jahre einmal in Halle gesehen hatte. Der Bürger paßte so recht zu mir, eine Natur mit kräftigen, sinnlichen Trieben, voll Leidenschaft, im steten Kampf gegen Trieb und Sitte; er liebt die hübschen Mädchen und den Wein der Götter so gut wie ich, zu ihm nach Altengleichen und mit ihm nach Göttingen eilte ich, denn er jubelte über den Bund der Göttinger Freunde. Aber wie hatte ich mich getäuscht — die Poeten dort sind Narren in Klopstock, wollen Religion und Tugend verbreiten, wollen Hochgefühle für Edles, für Liebe zur Natur und zum Vaterlande entflammen, halten den glücklichen, anakreontischen Leichtsinn, der den pedantischen Ernst hinwegtändelt, für verwahrloseten Geschmack und wollen von dem Halberstädtischen Parnaß und den gemüthlichen Schäfern nichts wissen. Und der lustige Bürger? Lieber Himmel, den haben sie wie ein verdorbenes Kind unter Vormundschaft genommen — er sagte mir, das viele Trinken hätte ihm Vater Gleim schon diesen Sommer auf dem Harze ernstlich vorgehalten und er sei davon zurückgekommen, aber der Boie, der Anführer der Göttinger, will ihm auch die Naturtriebe, die sinnliche Freude der Liebe und des Bacchus gänzlich abgewöhnen, hat ihn, um ihm keine Zeit zu lassen, auf eine langweilige Justizstelle nach Alten-

gleichen, wo er nur in Versen seine verlangende, glühende Natur ausströmen läßt. Ich bin entflohen und direct auf Halberstadt marschirt." —

Jacobi war auffallend ernst geworden, während in Gleim das natürliche Gefühl uneigennütziger Hülfe für jedes Talent vorwaltete. Dorothea hatte jetzt den Tisch besorgt und trat in die Stube zurück, um zu melden, daß im anderen Zimmer servirt sei. — „Gottlob!" — rief Heinse — „ich habe seit gestern Nachmittag nichts gegessen — helfen Sie mir, Vater Gleim, daß ich in Halberstadt bleiben kann." —

— „Dann würde ich aber auch Ihr Vater in jeder Hinsicht sein müssen" — erwiderte Gleim — „Sie würden Ihre Lebensweise zu ändern haben, unser Halberstadt ist kein Ort für frei waltende Naturtriebe, unser Freundschaftsbund huldigt der Liebe und dem Weine zwar im Gedichte, aber übt Mäßigkeit und Anstand im Leben — wollen Sie mir meinen Michaelis ersetzen, so will ich sehen, was ich für Ihr äußeres Wohl zu thun vermag." —

— „Thun Sie das, ich will das Meinige dazu beitragen" — antwortete Heinse — „nun lassen Sie uns frühstücken, ich habe den Anfang eines Manuscripts bei mir, betitelt: „Laidion" — ich werde es Ihnen vorlesen." —

Sie gingen zum Frühstück und Heinse wurde, je mehr er den Hunger gestillt hatte, ruhiger und milder in seiner Ausdrucksweise. Die sanfte Mäßigkeit Gleim's, die zarte Sitte Jacobi's übten unwillkürlich auf ihn die bezähmende

Wirkung des edleren Beispiels aus. — Er begann zu lesen und empfing Lob und Tadel der Anderen mit freundlicher Ruhe, er redete später besonnener und bescheidener von seiner Gegenwart und Zukunft und schien seine eigene Täuschung zu fühlen, indem er sich von den anakreontischen, mit Liebe und Wein tändelnden Poeten Halberstadt's eine ganz andere Vorstellung gemacht und durch zügellose Freiheit im sinnlichen Umgange mit den Grazien zu imponiren geglaubt hatte. Er hatte Gleim und Jacobi anders erkannt, sie waren Schwärmer und Schwelger in der geträumten Welt ihrer Poesie, aber stille, gemüthliche, mäßige und sittliche Männer im täglichen Leben.

— „Was soll aus mir werden?“ — fragte er im Sinnen über seine Existenz — „ich habe keinen Unterhalt, meine geistige Natur muß der Lebensnoth unterliegen.“ —

— „Das darf nicht sein“ — erwiderte Gleim — „wozu hätte mir Gott Herz und Mittel gegeben, wenn ich sie nicht zur Unterstützung der Talente verwenden wollte? Ich will für Sie sorgen, meine jüngeren Freunde vermehre ich gern in meiner Nähe, wenn sie für wirkliche Freundschaft empfänglich sind. Aber wie helfe ich Ihnen?“ —

— „Sie müßten eine Anstellung mit täglicher, gemessener Beschäftigung haben“ — meinte Jacobi — „eine Natur wie die Ihrige fordert einen Zaum, den die Berufspflicht an die unruhige Triebfeder der excentrischen Seele legt.“ —

— „Eine hiesige Familie sucht einen Hauslehrer“ — sagte Gleim — „aber wird man den Mann zum Erzieher der Kinder nehmen, der unter dem Namen Heinse manches unkeusche Gedicht veröffentlicht und namentlich den Petron übersetzt hat?“ —

— „So geben Sie mir einen anderen Namen, nennen Sie mich meinetwegen Rost — der eigentliche Inhaber dieses Namens ist todt und hat er sich einst bei Gottsched als Teufel eingeführt, so kann ich wol einmal in Rost's irdische Hülle einfahren.“ —

— „Wir wollen sehen — einstweilen sind Sie mein Gast in Halberstadt“ — sagte Gleim unschlüssig. —

Der Halberstädtische Dichterkreis war seit dem Winter 1772 in die Blüthe seiner regesten Thätigkeit gekommen; Gleim hatte es nicht über sich gewinnen können, den hülfsbedürftigen Heinse ohne Unterstützung zu lassen und seine Gutmüthigkeit war stärker als seine Gewissenhaftigkeit dieses Mal gewesen. Wirklich hatte er Heinse unter dem falschen Namen Rost als Hauslehrer in die Familie eines Halberstädter Einwohners eingeführt. Wenn Dorothea ihn in vertraulicher Stunde darauf anredete, so vertheidigte er seine That damit, daß er durch ein kleineres Uebel einem größeren vorgebeugt habe, denn Heinse wäre in Sinnlichkeit und Ar-

muth zu Grunde gegangen, hätte er nicht eine regelmäßige Beschäftigung und den Umgang im Freundschaftskreise der Halberstädtischen Poeten erhalten. Heinse war ruhiger, sittlicher, ernster in seinem Streben geworden und Gleim hatte ihn, den genialen, frischen und anregenden Jüngling, von ganzem Herzen lieb gewonnen.

Der Sommer des nächsten Jahres war mit seinen Blüthen und Liedern beinahe verstrichen, Gleim lebte im Kreise seiner jungen Freunde wie ein glücklicher Epikur unter seinen Schülern, wie ein Patriarch in seiner geistigen Familie. Umblühet von seinen jungen Freunden hatte er selbst wieder zu dichten begonnen und Frühling, Wein, Liebe und Freundschaft, Landlust und Zufriedenheit waren die Spenden, welche sie vereint den Musen und Grazien opferten. —

An einem sonnigen Nachmittage trat Gleim heiter in seinen Garten und athmete mit Wollust die freie Luft ein. — „Gottlob!“ — sprach er zu sich selbst — „das Gift ist ausgeschieden, meine Natur war gesund genug, um den bösen Stoff auszustoßen — o! das war kein Freundschaftsdank, den Du mir erzeigt hast, Heinse! Wie konntest Du den Voltaire bewunderungswürdig nennen und mir denselben so warm empfehlen — ich bin von diesen Gifttropfen genesen, meine Freunde will ich davor warnen, Heinse selbst muß ich von diesem Gifte retten!“ — Wie ein von schwerem Fieberdrucke Genesener athmete er mit Wohlbehagen die erquickende Luft ein und wandelte aus dem Garten weiter

in die Allee, welche er täglich zu seinem Spaziergange zu wählen pflegte. — In einiger Entfernung am Thore stand ein Jüngling, welcher ihn schon seit einigen Minuten betrachtet hatte, ehe er näher zu kommen wagte. — Es war Klamer Schmidt, welcher mit einer edlen Begeisterung und Liebe an Gleim hing und dessen Freundschaft fast kindlicher Liebe gleich war. Mit einer gewissen Traurigkeit nahete er zögernd dem älteren Freunde und Führer. Gleim erkannte ihn und rief ihm ein lautes, fröhliches Willkommen entgegen.

— „Sie kommen zur rechten Stunde, lieber Schmidt, ich bin in der glücklichsten Stimmung, ich gehe im schönen Morgenlande spazieren unter Palmen und glühendem Himmel, ich fühle einen Klopstock'schen Schwung in mir, was werden Sie und meine Freunde sagen, wenn ich mit einem Male die lieblichen Schäferhaine der anakreontischen Liebe fliehe und in den morgenländischen Palmenwäldern, zwischen Tempeln und am Meeresgestade schwärme?" —

— „Ei, hätte das Manuscript des Predigers Boysen in Magdeburg solchen Einfluß auf Ihre Phantasie ausgeübt?" —

— „Noch mehr — Sie wissen, daß mir Boysen seine Uebersetzung des Koran stückweise zur Durchsicht übersendet; mein Geist hat dabei so viel morgenländische Eindrücke erfahren, daß ich allen Voltairischen Zwiespalt und Zweifel aus meiner Seele hinausgeworfen habe und in das Morgenland pilgern will, um völlig in der Romantik des heiligen

Landes zu genesen. Ich will Lehrgedichte im orientalischen Geschmacke dichten, will ein Buch Halladat schreiben.“ —

Klamer Schmidt stutzte. — „Vielleicht zur guten Stunde, Vater Gleim“ — sagte er nach kurzem Besinnen — „es scheint, als ob die Welt unsere bisherige Weise nicht mehr recht anerkennen will. Klopstock's Schwung hat die Göttinger ergriffen, sie überflügeln uns im Beifall der Nation.“ —

— „Dann will ich's Klopstock gleich thun“ — sagte Gleim in dem Selbstgefühle höherer Begeisterung — „noch ist die Zeit nicht an mir vorübergerollt, ich bin gerecht in allen Tonarten der Musen.“ —

— „Lieber Vater Gleim“ — hub Schmidt verlegen an — „haben Sie gelesen, wie man über uns geurtheilt hat? In Berlin, Halle, Leipzig, Göttingen — schreibt man über Gleim und seine Jünger — wir haben Feinde.“ —

— „Man versteht nicht mit uns zu fühlen; Lebensgenuß mit Sitte, Anmuth mit Weisheit finden gewiß neidische Gegner. Unsere Philosophie hat Socrates erdacht und Horaz in Lieder gebracht — unsere Weisheit predigt Genügsamkeit, unsere Poesie schwelgt im erträumten Genusse — was hat der Poet Schöneres für diese Welt?“ —

— „Ach! ich kann es ihm nicht sagen!“ — dachte Klamer Schmidt — „und doch muß er vorbereitet sein, ehe er es heute oder morgen selbst liest oder von Andern erfährt.“ — „Lieber Vater Gleim“ — begann er laut und herzlich — „unser stilles, fröhliches Dichterleben hat wirklich

Feinde, man will sogar an dem Talente Ihrer jungen Freunde zweifeln.“ —

Gleim sahe ihn groß und ermunternd an. — „Was will man von uns? Ich fürchte mich vor keinem Tadel, so lange Lessing, Wieland, Uz, Herder für uns stimmen.“ —

Klamer Schmidt zog einige Druckschriften hervor und sprach: — „Vertheidigen Sie uns, Vater Gleim — was Ihnen hier geboten wird, gilt gewiß nur uns, Ihren Schülern, aber Sie müssen Ihre Feinde kennen lernen.“ —

Gleim griff schnell nach den Zeitschriften und suchte mit der ihm eigenen Empfindlichkeit gegen fremdes Urtheil, nach den Angriffen, während Schmidt sagte: — „Es sind Ihre Zeitungen, welche Sie heute Nachmittag hätten von dem Buchhändler bekommen müssen; ich war zufällig dort, um die Neuigkeiten anzusehen und übernahm es, Sie auf den Inhalt dieser Kritiken vorzubereiten.“

Mit erhitzter Miene las Gleim. — Von mehren Seiten stürmten die Feinde auf ihn mit harten Urtheilen ein, man machte seiner horazischen und anakreontischen Tändelei den Vorwurf hohlklingender Unsitte, bespöttelte sein System praktischer Lebensweisheit, nannte sein Lob des Weines und der Liebe aus der Luft gegriffen, da er kein Mädchen küsse und Wasser trinke, vermißte Innigkeit und Wahrheit in seinen Liedern, die nach Witz und Laune jagten und doch keinen guten Witz fänden, man gab ihm Schuld, daß er kein musikalisches Gehör habe, trotz aller Reimfertigkeit, daß seine Verse hart, seine Allseitigkeit in allen Tönen, vom

Süßlichen bis zum Pathetischen nur Dilettantismus seien, daß sein Freundschaftsenthusiasmus, der nach aller Welt hin zärtliche Briefe schreibe, nur überall seine poetische Tändelei verbreite und alle verschiedensten Talente und Oppositionen bei ihm Aufnahme fänden, weil er kein Urtheil, sondern nur leicht zu entzückendes Gefühl habe, das überall Talente sehe und unterstütze und die Mittelmäßigkeit dadurch fördere.

Klamer Schmidt bemerkte, wie Gleim's Hände zitterten und sein Antlitz die Farbe wechselte. — „Bin ich denn gar nichts?" — rief er schmerzlich aus — „hätten alle meine Freunde, ein Kleist, Sulzer, Uz, Cramer, Ramler, Klopstock sich in mir getäuscht und wäre ich ihrer Achtung nicht werth? An ihre Freundschaft halte ich mich, sie rufe ich auf, wo die neue Zeit mich stürzen will. Aber was schreibt man hier?" — Er las gespannt weiter. — „Das ist zu arg!" — fuhr er empfindlich auf — „hier wagt man zu behaupten, Klopstock lasse sich meine Freundschaft gefallen und erwidere sie gelegentlich, weil seine Dichterbahnen sich mit der meinigen niemals kreuzten und himmelweit von einander verschieden wären — das soll nun die nächste Zeit beweisen, ich will seine Bahn in morgenländischem Auffluge berühren, ich will zugleich der Welt zeigen, daß ich eines höheren Schwunges fähig bin, als mit Liebe und Wein zu tändeln." —

— „O, Vater Gleim, ärgern Sie Sich über Ihre Feinde nicht — so ergeht es jedem großen Manne, der

sich über den Pöbel erheben will, der Neid hängt sich an ihn, wenn auch am Ende vergeblich.“ —

— „Ja, Schmidt, ich bin schon wieder ruhig, ich will mit stoischer Standhaftigkeit die Unbill vergessen und meinen Weg nach meinen Grundsätzen fortwandeln. Bleibet mir doch meine Freundschaft zu Gleichgesinnten und die Nähe meiner jugendlichen Genossen. Man greift in mir den keimenden Urstamm der künftigen Halberstädtischen Akademie an — und sie wird dennoch verwirklicht werden. Mein preußisch-patriotisches Streben, verwandte Geister nach Halberstadt zu ziehen, mag in Sachsen seine Gegner geweckt haben, aber ich verzage nicht, denn der edle Minister von Zedlitz in Berlin ist mein Freund geworden und hat mir seine Mithülfe zugesagt.“ —

— „Jetzt sehe ich Sie wieder in der begeisterten Miene, in welcher Sie unüberwindlich sind!“ — rief Klamer Schmidt, den Freund an sich drückend — „wahrlich, wer Sie anfeinden kann, muß Sie nie persönlich gesehen, nie Ihre unmittelbare Anziehung empfunden haben. Warum sind in Ihrem Herzen Männer freundlich verbunden, welche in der Welt sich oft unversöhnlich bekämpfen? O! wer Ihre reine Hand drückt, vergißt, daß die andere zu gleicher Zeit seinen Feind mit gleicher Wärme und Herzlichkeit hält. Könnten doch alle Menschen Ihren persönlichen Einfluß erfahren, Sie würden keinen Gegner haben!“ —

— „Die Welt, das glaube ich wol, kann nicht begreifen, wie man lieben kann ohne zu hassen — deßwegen

nennt man mich urtheilslos und einen Gefühlsschwärmer. Aber ich trage das befriedigende Bewußtsein in mir, von meinem Gefühle zu vielen Handlungen fortgerissen zu sein und Menschen an mich gekettet zu haben, die dem allgemeinen guten Geiste dienten.“ —

— „Ich sprach heute den Herrn Göckingk, der aus Elrich herübergekommen war, um seinen Jugendfreund Lichtwer zu besuchen“ — nahm Klamer Schmidt das Wort, um dem Vater Gleim noch eine angenehme Nachricht zu bringen. — „Er war verdrießlich und beklagte sich über seine poetische Einsamkeit und die Abgeschlossenheit seines Freundes. — „Man hat“ — sagte er — „von Lichtwer jetzt gar nichts mehr, er kann sich aus seinen Aktenhaufen nicht herausfinden und am Ende rechnet er mich jetzt auch zu den Poeten, deren Umgang er hartnäckig von frühester Zeit an meidet, da bin ich heute herübergekommen, um mich einmal poetisch auszutauschen, aber da schützt er Amtsgeschäfte vor, um meinen Besuch abzuweisen nnd ich habe mich ein wenig mit seiner Frau und zweiten, noch unverheiratheten Tochter unterhalten. Ich werde den Gleim aufsuchen, der Mann lebt für Poesie, hat noch Niemand wegen Amtsgeschäfte weggewiesen, ich fühle das Bedürfniß, poetisch angeregt zu werden und in einen Wetteifer zu gerathen, um in dem einsamen Elrich nicht ganz abzusterben.“ —

— „Er soll mir willkommen sein“ — sagte Gleim — „vielleicht führt der Geist unserem Bunde schon wieder ein neues Mitglied zu.“ —

— „Ich mußte ihm viel von unseren Zusammenkünften erzählen, er schien entzückt darüber zu sein und meinte, er möchte mit diesem Halberstädtischen Parnassus, von dem ihn seither die Freundschaft zu Lichtwer abgehalten habe, in einen poetischen Briefwechsel treten.“ —

— „Sie sehen, lieber Schmidt, wenn auch die Feinde draußen unseren stillen, glücklichen Bund sprengen möchten, der Geist, der uns verbunden hat, führt immer neue Herzen und Talente uns zu; verzagen wir nicht.“ —

Seit dieser Unterredung und während die Recensenten fortfuhren, auf alle erdenkliche Weise Gleim's Dichten und Streben als bedeutungslos hinzustellen und seine jüngeren Freunde in ihren Talenten zu verkleinern, ertrug er diese Anfeindungen mit größter Gelassenheit, weniger durch die Kraft einer stoischen Ruhe, sondern in der festen Ueberzeugung, daß sein neuestes Werk alle Widersacher seiner anakreontischen Poesien zum Schweigen bringen würde, da er dem Klopstock'schen höheren Fluge folgen und in morgenländischer Poesie ein Lehrgedicht liefern wollte, welches er in seinen wöchentlichen Fortschritten den jungen Freunden vorlas, wenn diese jeden Sonnabend sich im poetischen Bildersaale seines Hauses versammelten. Die Freunde hörten diese, ihnen fremde Gedichtweise und Phantasie mit großen

Erwartungen an, da Gleim ihnen, in der Freude über seine Arbeit, die für ihn selbst noch den Reiz der Neuheit hatte, die wiederholte Versicherung gab, daß dieses Werk dem Halberstädter Parnaß zur Ehre gereichen und alle Feinde verstummen machen solle, da hier nicht von Liebe, Wein und Schäferspiel, sondern von den höchsten, ernsten Interessen des Menschen die Rede sei. Gleim nannte seine morgenländischen Dichtungen „Halladat, oder das rothe Buch" — und er war seit lange nicht so glücklich und heiter gewesen, wie in dieser Zeit der poetischen Freude am eigenen befriedigenden Schaffen. — Darüber war der Sommer und Herbst verstrichen, das Werk war fertig, der Druck hatte begonnen, mit dem Anfange des neuen Jahres sollte die Welt Kunde davon erhalten. In seinen Briefen an Herder, der eine geistliche Stelle bei dem Grafen von Bückeburg erhalten hatte, an Klopstock, der ihm Glück zu der neuen Bahn wünschte, an Lessing und Wieland, der in Weimar einen Parnaß zu gründen strebte, hatte Gleim die hohen Erwartungen, die er selbst hegte, in freundschaftlicher Vertraulichkeit ausgesprochen, man wurde selbst in den entfernteren Kreisen auf das Erscheinen des Halladat gespannt. — Das neue Jahr war gekommen, das Werk lag fertig in der Druckerei, Gleim blickte zufrieden in die nächste Zukunft.

An einem Februarabende des begonnenen Jahres 1774 saß der Canonicus Jacobi in seinem Zimmer und hatte eben einen Brief aus Düsseldorf gelesen, von der Hand seines jüngeren Bruders, der zwar die väterliche Handlung zu

Pempelfort bei Düsseldorf als Kaufmann übernommen hatte, aber seiner Neigung zur Philosophie und Literatur treu geblieben, mit Wieland in ein inniges Verhältniß getreten und ein anregender Mitgründer des von Wieland herausgegebenen „deutschen Merkur" gewesen war. Ein geistiger und zeitweise persönlicher Verkehr mit Göthe, der eben seinen „Werther" herausgegeben hatte, war auf den philosophischen jugendlichen Kaufmann von großem Einflusse geworden, er litt an einer kränkelnden Stimmung, einem inneren Zwiespalte des Gemüthes und Willens mit Leidenschaft und Zweifel. Göthe war ihm in dem „Werther" ein Vorbild geworden, wie man solche quälende Zerwürfnisse der inneren Natur durch eine poetische Ausgleichung objectiv machen und sich selbst davon befreien könne. In einem Briefe hatte ihm Göthe dasselbe Mittel empfohlen und so war denn von ihm ein Werk in Arbeit genommen, welches er „Allwill's Papiere" nannte und worüber er in dem Schreiben, welches am heutigen Abend sein älterer Bruder empfangen hatte, weitere Auskunft gab. Den Kopf gefüllt mit den Plänen und Gedanken seines philosophischen Bruders, hatte Jacobi kaum vernommen, daß Jemand an seine Thür klopfte. Heinse trat ein. Dieser, früher in seiner Natur verwilderte, unkeusche Mensch hatte sich durch das regelmäßigere Leben im Umgange der anspruchslosen Halberstädter Freunde und im Hause der Familie, wo er als Lehrer fungirte, namentlich aber unter Gleim's persönlichem, milden Einflusse merklich cultivirt; er war anständig, umgänglich, in Phantasie

und Gedanken scheinbar reiner geworden, obgleich die sinnliche Gluth seiner poetischen Leidenschaft immer noch wie eine aufmerksam zu bewachende Flamme in ihm loderte und aus Blick und Gedicht leuchtete.

Zwischen Jacobi und Heinse war eine intime Annäherung entstanden, auf die Gleim fast eifersüchtig geworden war. —

— „Wie geht's, Heinse?“ — fragte Jacobi, langsam den gedankenschweren Kopf haltend.

— „Mit jedem Tage langweiliger“ — antwortete Heinse, indem er die ihm gehörige Thonpfeife in der Zimmerecke suchte. — „Sie wissen, das Schulmeistern macht mich todt, wenn ich nicht eine so große Liebe zu Papa Gleim hätte und mich seine Fürsorge und Anhänglichkeit rührte, ich wäre längst entsprungen. Aber wohin? Eine infame, unbeantwortete Frage!“ —

Jacobi sahe den Freund, der gemächlich die Pfeife stopfte, prüfend an. — „Mein Bruder hat geschrieben“ — begann er — „er lebt in einer größeren, geistigen Bewegung, als wir, er tauscht seine Gedanken mit Wieland, dem jungen Göthe, Jung-Stilling, den Göttingern, Schlosser, Fürstin Gallizin und vielen Anderen aus, er will einen Düsseldorfer Poetenkreis gründen, sein Haus zu Pempelfort soll, wie Gleim's Hütte für uns, ein Vereinsplatz werden, wo man anderen Ideen lebt, als in Halberstadt, er ladet mich dringend ein, zu ihm zurückzutreten.“ —

— „Göthe gehört zu seinen Freunden? Dessen Götz

von Berlichingen hat mich entzückt; — man schreibt dort seine eigene, ungekünstelte Leidenschaft nieder? Ohne geträumte Welt? Ohne Schäferspiel mit keuschen Grazien? — Man giebt sich ganz so im Gedichte, wie man fühlt, wie man den natürlichen Trieb hat, wie man heut zu Tage wirklich lebt?" —

Diese Frage hatte Heinse mit großer Lebhaftigkeit ausgerufen und darüber das Anzünden der Pfeife vergessen.

— „Mein Bruder schreibt, daß man die Herausgabe einer Zeitschrift „Iris" bezwecke, daß er wünsche, ich möchte sie redigiren. — Sie soll dem Bedürfniß der Zeit entsprechen, soll der durch Yorik's Schriften eingerissenen Empfindsamkeit, der künstlichen Gefühlsschwärmerei Schranken setzen, soll die hochfliegenden Männlein und Weiblein wieder auf die Erde zum einfachen Leben herabziehen, durch Verbreitung vieler, auch für Frauenzimmer wissenswürdigen Dinge und belehrende Abhandlungen." —

— „Dabei möchte ich auch sein!" — rief Heinse begeistert.

— „Die Empfindelei, woran unser Halberstädter Kreis auch Theil hat, reißt im weiblichen Geschlecht bedenklich um sich" — sagte Jacobi. — „Junge Damen, obgleich sie den halben Morgen vor dem Spiegel sitzen und ihnen Putz, Modegeschwätz und jegliche Albernheit von höchster Wichtigkeit ist, schwingen sich Tags über und in Abendzirkeln in höhere Sphären und empfindeln. Das soll die Iris lächerlich machen und dafür nützliche, praktische Gegenstände,

zum Beispiel freimüthige Aufklärungen in der Politik bieten." —

— „Nun, Sie werden doch mit beiden Händen zugreifen?" —

Jacobi besann sich auf eine Antwort.

— „Gestehen Sie es nur ein, Freund, Sie langweilen Sich eben so gut in dem entlegenen Halberstadt, wie ich — auch für Sie ist die Zeit der anakreontischen Träumerei vorbei — die Recensenten haben vollkommen Recht, wenn sie über die Halberstädter spotten, daß wir Liebe und Wein verherrlichten und uns in Junggesellenreinheit und Mäßigkeit übten." —

— „Ich fühle eine andere Unzufriedenheit" — erwiderte Jacobi — „es ist allerdings recht hübsch, wenn unser theurer Gleim sich und uns eine Welt erträumt, um das Leben zu erheitern und die Geselligkeit zu fördern, aber ich fürchte doch, wir bleiben hier hinter der Zeit zurück, unser von Gleim angeregter Wetteifer führt zu einer fruchtlosen Gelegenheitsdichterei, die nur gegebene Formen auszufüllen vermag, aber in der Erfindung unwahr und gekünstelt ist. Von anderen Dichterkreisen her weht ein weit frischeres, wirklicheres Leben durch Deutschland, unser stilles Idyll ist nicht mehr zeitgemäß." —

— „Sie reden mir aus der Seele. Ich habe die Allegorie auch satt. Vergebens hofft Gleim auf seinen König, daß er Halberstadt zu einer Dichterakademie erheben werde, ich mag ihn gar nicht mehr durch Zweifel in seinem

langen Traume stören, er ist zu gut und freundlich, um in seiner Lieblingsidee von seinen Freunden gekränkt zu werden, es ist eine Spielerei, in der deutschen Literatur für jede Gattung einen namhaften Poeten dem Auslande entgegen halten zu wollen, von deutschen Homeren, Horazen, Sappho's, Gresset's, Chapelle's, Caulieu's ꝛc. zu reden. Die Kritik hat uns schon lange damit lächerlich gemacht." —

— „Es läßt sich nicht leugnen, daß Gleim's kleine Gedichte naiv, gefällig, launig sind — aber —" —

— „Benzler und Sangershausen werden, das weiß ich, mit Nächstem auch von hier wegfliegen — es wird ihm wol nur der Klamer Schmidt übrig bleiben. — Und was halten Sie von seiner morgenländischen Dichtung, von dem Halladat, dem rothen Buche? Glauben Sie, daß er damit unserem Halberstädtischen Bunde eine neue Bahn bricht?" —

— „Das ist's eben, was ich hier nicht mehr erleben möchte, die furchtbare Täuschung des lieben, herzlichen Mannes. Was er uns mit so glücklicher Selbstbefriedigung davon vorlas, zeugte von dem äußeren Ursprung des Unternehmens — sein poetisches Werk ist aus dem Lesen eines anderen entsprungen, also ohne Originalität, innere Begeisterung; ich bin begierig, zu hören, wie Klopstock darüber urtheilen wird." —

— „Halten Sie den Gedanken mit der Iris fest, lieber Freund, aber ich bitte Sie, nehmen Sie mich mit, engagiren Sie mich bei der Zeitschrift, ich halte es hier als Haus-

lehrer und pedantischer Schäfer nicht lange mehr aus — ich habe versucht, dem guten Papa Gleim den Voltaire zu befreunden, damit er auf andere Gedanken kommen möchte, aber er hat von Gifttropfen geredet, die ich ihm hätte eingegeben, er suchte in den morgenländischen Lehrgedichten eine völlige Genesung.“ —

— „Wenn der Gleim nur nicht so viel Anziehendes in seiner Persönlichkeit hätte, wenn er nicht so glücklich in unserer Freundschaft wäre — ich erschrecke vor dem Gedanken, ihn zu verlassen, es würde ihn sehr schmerzlich betrüben.“ —

— „Lieber Himmel! Hier steht aber mehr als Freundschaft auf dem Spiele — unsere dankbarste Freundschaft behält er auch in der Ferne, aber wir können doch unsere natürliche, abweichende Richtung des Talentes nicht zum Opfer bringen und darüber zu Grunde gehen.“ —

— „Sie haben Recht, Freund — Sie haben Recht!“ — sagte Jacobi, sinnend auf den Brief seines Bruders blickend.

— „Ihm unsere Trennung ankündigen, Abschied von ihm nehmen, ihn weinen sehen — das vermag ich nicht“ — rief Heinse eifrig — „aber trennen müssen wir uns doch einmal, früher oder später — ob aber immer eine solche Gelegenheit geboten wird, wie jetzt mit der Iris?“ —

— „Ich will an meinen Bruder schreiben, will Sie empfehlen, wir könnten ja gemeinschaftlich eine Reise dorthin unternehmen.“ —

— „Das soll ein bündiges Wort sein, bester Jacobi — ich glaube, wir werden in Pempelfort früher zum Einflusse gelangen, als hier am Salzbache von Halberstadt. An eine, von König Friedrich begünstigte Akademie glaube ich meine Lebtage nicht, kann Gleim doch nicht einmal die Ehre von Gottsched und Gellert erreichen, und die Audienz beim Könige erlangen, obgleich Minister von Zedlitz, General Stille, Herzog Ferdinand von Braunschweig, Guichard und Lucchesini seine Gönner sind. Was heißt das? — Sinnen Sie darüber nach, wie wir nach Düsseldorf entfliehen, ohne den Papa, den aufopfernden Freund zu betrüben.“ —

Jacobi schwieg.

— „Ich wollte ihm wünschen, daß sein Halladat gute Freunde fände“ — fuhr Heinse fort — „er bedarf dieser Aufmunterung; die Selbstbefriedigung, welche er seinem Werke mit so liebenswürdiger Naivetät zollt, würde eine harte Täuschung nicht ertragen. Er hat das erste Exemplar an Herder, das zweite an Klopstock, das dritte an Wieland geschickt.“ —

— „Diese werden es loben“ — fiel Jacobi ein — „Herder aus Pietät gegen das Morgenland, die beiden Anderen, weil sie Gleim persönlich kennen und wer könnte ihn hart bekritteln, wer einmal seinen zärtlichen Blick, sein fesselndes Wort, seine warme Hand, sein Glück der Freundschaft wahrgenommen hat!“ —

— „Der brave, liebe Mann! Wie fangen wir's an?“ —

— „Er ist übrigens nicht ohne großen Einfluß, aber ich stimme ganz meinem Bruder bei, der diesen Einfluß für ein Element hält, das schnell mit dem Zeitgeiste in Conflict gerathen wird.“ —

— „Ei ja, er hat in Franken und bei den Nürnberger Pegnitzschäfern viel Nachahmer.“ —

— „Auch im Elsaß, schreibt man mir aus Düsseldorf, so wie in Schwaben häufen sich die Anakreontiker. Aber sie haben ihre Zeit; ein Götz von Berlichingen, der im vergangenen Jahre herauskam, hat andere Ideen geweckt, Wieland, Lessing, Gerstenberg und Weiße, welche selbst eine Zeit lang tändelten, haben sich längst losgesagt. Ich suche mit Eifer andere Vorbilder, als Anakreon und die Idyllendichter — ich habe mich darin überlebt, ich kann Gleim nicht hintergehen, eine Trennung, das fühle ich, muß meinen künftigen Productionen vorhergehen.“ —

In beiden Freunden rang die eigene Natur ihres Talentes nach einem Entschlusse für eine selbstständigere Zukunft.

Vier Wochen waren vergangen. In einer glücklichen Heiterkeit wanderte Gleim durch seinen Garten und weidete das Auge an der ihn umgebenden Frühlingspracht. Die Nachtigall sang ihm lockend aus den dunklen Lindenbäumen

zu, die Lerche stieg im nahen Felde auf, die Blüthen öffneten die duftigen Kelche und der Sonnenstrahl hüpfte von Blatt zu Blatt der geheimnißvoll flüsternden Gebüsche. Auch in Gleim's Seele war es Frühling geworden — er trug die Seligkeit und Freude eines höheren Daseins in seiner dafür empfänglichen Natur, das Werk seiner angenehmsten Erwartungen, die Arbeit des verflossenen Jahres, sein rothes Buch Halladat — hatte begeisterte Freunde und Verehrer gefunden. — Nur frohe, ermuthigende Eindrücke hatte dieser Tag gebracht, nicht nur war die Nachricht von Uz gekommen, daß er und seine Freunde das neue Werk mit Beifall läsen, sondern auch ein Brief Herder's war eingetroffen und in dessen Begleitung ein Schreiben des Grafen von Bückeburg, welcher seinen Dank für das rothe Buch aussprach und in Herder's Lobpreisung einstimmte, daß alle für Edles empfänglichen Geister sich durch den Halladat gehoben und erquickt fühlten. — Das war Ersatz für tausend frühere Verunglimpfungen, reichlicher Lohn für die Arbeit, Thau der Seele in das nach Freundessympathie schmachtende Herz. — Wie ein Jüngling schritt er durch den Garten und seine fröhlichen Augen glänzten stolzer als je. An solchem Tage mußte er seine poetischen Freunde um sich versammeln, ihnen den Sonnenschein seiner Seele, mittheilen um sie von der Verwirklichung seiner Hoffnungen überzeugen zu können. Er hatte eben die Absicht, den Bedienten Heinrich zu rufen, um seine Freunde zu einer fröhlichen Parnaßsitzung auf den Abend einzuladen, als Klamer Schmidt, sein täglicher Ge-

noß, in den Garten trat. Er empfing zuerst die Freudenstrahlen der Dichterbrust und nahm sie mit voller Empfindung in sich auf. Aber auch er hatte eine wichtige Neuigkeit, welche Gleim lebhaft beschäftigte. Klopstock war nämlich von dem Göttinger Hainbunde eingeladen, ihm die Ehre eines Besuches zu gönnen und die Huldigungen junger Geister zu empfangen, welche für Religiosität und Vaterlandsliebe erglühend, schon am 2. Juli des verflossenen Jahres Klopstock's Geburtstag feierlich begangen hatten. — Durch einen Göttinger Studirenden war Klamer Schmidt benachrichtigt worden, daß Klopstock am morgenden Tage in Göttingen erwartet und heute in Magdeburg ausruhen würde, da er über Quedlinburg reisen wollte.

— „Ich muß ihn sehen!“ — rief Gleim rasch entschlossen — „von seinen Lippen muß ich das Urtheil über meinen Halladat empfangen — heute, sagen Sie, wird Klopstock in Magdeburg sein?“ —

— „Es wurde mir für ganz gewiß mitgetheilt und wie ich höre, hat Kaufmann Bachmann in Magdeburg die Ehre, den Messiassänger zu beherbergen.“ —

— „Begleiten Sie mich, Schmidt“ — rief Gleim rasch in seiner Freude entschlossen — „wir wollen sofort nach Magdeburg aufbrechen; ich habe dort ohnehin Kapitelsgeschäfte und bin meinem Freunde Patzke, dem Prediger an der heiligen Geistkirche einen Besuch schuldig. Sehen Sie, wie schön und sonnig der Tag ist; auch in mir ist Frühling, alle Stimmen der Freude hallen in meiner Seele nach, wir

wollen einen schönen Abend mit Klopstock verleben, auf einen heiteren Tag gehört ein feierliches Abendroth." —

Klamer Schmidt war schnell bereit, den väterlichen Freund zu begleiten. — „Eilen Sie zu Heinse, zu Jacobi!" — rief er geschäftig — „für vier Personen hat der Wagen Platz, auch diesen Freunden gönne ich das Glück von Klopstock's Nähe." — Der junge Dichter schritt schnell in die Stadt zurück, um die beiden genannten Freunde zu benachrichtigen, während Gleim seinen Diener nach dem Posthalter schickte, um die Chaise zu bestellen. Um zwei Uhr hielt diese bereits vor dem Garten und Gleim wartete ungeduldig froh auf die Ankunft der Freunde. Endlich erschien Klamer Schmidt allein. — „Die beiden Leute haben mir viele Lauferei gemacht" — sagte er; — „Heinse erklärte, daß er erst Jacobi sprechen müsse, indem er mit diesem sich anderweitig verabredet habe — er war merkwürdig zerstreuet, fragte mehremale, wie lange Sie ausbleiben würden, Jacobi machte es ebenso und Beide wechselten fragende, geheimnißvolle Blicke; endlich erklärte Jacobi, daß er selbst eine kleine Ausflucht beabsichtigt habe, er war auffallend herzlich und zärtlich gegen mich und als ich von ihnen gehen wollte, drückten sie Beide mir mit einer so zögernden Ernsthaftigkeit die Hand, daß ich hätte mir einbilden können, es wäre ein Abschied auf lange Zeit gewesen." —

— „Seltsam — ich habe selbst schon seit Wochen bemerkt, daß Beide viel mit einander verkehren und ruhiger gegen mich geworden sind, darum hätte ich gern ihr Feuer

wieder an Klopstock's Persönlichkeit angefrischt — so kommen Sie denn, wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir zu rechter Zeit in Magdeburg eintreffen wollen." —

Der Wagen rollte bald mit ihnen durch die lachende Natur, von Lerchen jubelnd begleitet, welche hoch aus blauer Luft ihren Gruß herabsandten. — Noch am hellen Spätnachmittage hatten sie die Stadt erreicht und nachdem sie im Gasthofe abgestiegen waren, eilte Gleim mit seinem jungen Begleiter geradeswegs nach dem Hause des befreundeten Kaufmanns Bachmann. Dieser war eben im Begriffe sein Comtoir zu verlassen, um nach seinem Garten hinauszugehen.

— „Ei, willkommen!" — rief er überrascht — „da hat der heutige Tag mir zwei angenehme Freunde nahe gebracht — vor einer Stunde empfing ich einen Brief von Sulzer und nun sind Sie sogar persönlich da. Nun folgen Sie mir, meine Familie ist auf dem Garten, wir wollen dort Abendbrot essen." —

— „Sulzer hat wohl auch den Klopstock begrüßen wollen?" — fragte Gleim — „wenigstens schriftlich, nicht wahr?" —

— „Wie meinen Sie das?" —

— „Ei, Sie erwarten Klopstock auf seiner Reise nach Göttingen — ich bin deshalb herübergekommen, um bei Ihnen den Abend mit ihm zu genießen." —

— „Das thut mir Leid, Sie enttäuschen zu müssen, Klopstock hat, wie mir aus Quedlinburg schon vor acht Tagen gemeldet wurde, seine Reise bis zum Juli verschoben,

um die jungen Göttinger zu erfreuen — aber kommen Sie nur mit nach den Garten hinaus, wir können doch einen ganz angenehmen Abend genießen.“ —

Gleim stutzte. — „Sie sollen entschädigt werden“ — fuhr Bachmann fort, als er den traurigen Blick bemerkte, welchen Gleim auf Klamer Schmidt richtete — „Sie werden auf meinem Garten zwei gute Bekannte finden, Consistorialrath Sack aus Berlin, der seit gestern in Kirchenangelegenheiten in Magdeburg weilt, und dann unsern Pastor von der heiligen Geistkirche, den poetischen Patzke.“ —

Diese Nachricht brachte allmälig die Heiterkeit wieder in Gleim's Seele zurück, welche die unerwartete Enttäuschung plötzlich mit Wolken bedeckt hatte. Das Wiedersehen Sack's, die daran sich knüpfenden Erinnerungen an einstige Zeiten jugendlichen Strebens in Berlin erregten Gleim angenehm; er folgte freudig dem Kaufmanne vor das Thor nach dem bekannten, schönen Garten, der seine schönsten Anlagen der Hand Sulzer's zu verdanken hatte, als dieser hier einst Hauslehrer gewesen war. Die Rede kam sehr bald auf ihn.

— „Ach! der liebe Freund ist jetzt recht leidend“ — sagte Bachmann; — „seit er seine gute Frau verlor, hat er sich eigentlich nie ganz wohl gefühlt. Im verwichenen Herbst schrieb er an Herrn Reich, daß er vielleicht den letzten Sommer verlebt habe und er jetzt so viel Vergnügen suche, als möglich, um sein Leben gut zu beschließen.“ —

— „Aber er hat doch so viel gearbeitet, daß er den

zweiten Theil seiner allgemeinen Theorie in Aussicht stellen konnte!“ —

— „Dennoch hat er im verwichenen Herbste dem König gemeldet, daß er nicht länger wegen Kränklichkeit an der Ecole militaire Unterricht zu geben vermöge und um einen Amtsgehülfen bitte. Der König hat ihm sehr gnädig geantwortet, daß er sich selbst unter seinen Schweizer Landsleuten einen Mann suchen solle, der das königliche Zutrauen verdiene. Seit dieser Zeit kann er die Vorstellung von seinem nahen Tode gar nicht aus dem Sinne schlagen und wünscht nur so lange zu leben, bis er seine Theorie vollendet hätte.“ —

— „Dieser einst so kräftige Mann, er kann doch nicht viel älter sein als ich!“ —

— „Er ist im vorigen October erst 53 Jahre alt geworden, was will das sagen?“ —

— „Da bin ich ja der Aeltere, ich habe im April, also vor vier Wochen, meinen 55sten Geburtstag gefeiert.“ —

— „Und was sind Sie munter gegen ihn. — Ihr heiteres Temperament erhält Sie jung.“ —

— „Ja, ich bin jetzt erst wieder recht jung geworden, die Dichternatur hat sich durchgekämpft.“ —

— „Sulzer ist immer sehr empfindlich gegen die Kritik gewesen und hat selbst über Tadel krank werden können — hat doch seine Theorie auch viele Glossenmacher und Widersacher hervorgerufen. Nun, Sie kennen das, lieber Herr Gleim — böse Recensenten giebt es wie Raben über-

all, es ist ein Glück, daß Sie Ihre Gleichgültigkeit dagegen bewahren, daran thuen Sie Recht, Freundchen, bleiben Sie unverzagt." —

Gleim wußte nicht recht, wie er den plötzlich tröstenden, mitleidigen Ton des mit der Literatur sehr vertraueten Kaufmanns erklären sollte, er sahe ihn fragend an und als dieser mit Herzlichkeit ihm zunickte, sagte Gleim: — „Mein rothes Buch Halladat kennen Sie wol noch nicht?" —

— „Ei ja — ja — das hatte ich im Sinne — ich habe gestern mit Sack viel darüber geredet, natürlich findet das Beste in der Welt seine Verehrer und seine Feinde, die liebe, alte Gemüthlichkeit ist aus der Literatur gewichen, seit Lessing, Herder, Nicolai, Mendelssohn, Klotz und Andere scharfe Federn führen." —

— „Heute habe ich die große Freude gehabt, von Herder und seinem Bückeburgischen Grafen ein begeistertes Lob meiner Arbeit zu empfangen." —

— „O, das freuet mich, das müssen Sie Sack und Patzke mittheilen, die nehmen großen Antheil daran." — Absichtlich ablenkend fuhr Bachmann fort: — „Sulzer's Gesundheit beunruhigt mich sehr, der liebe Freund hat vor zwei Jahren den Grund seiner Krankheit gelegt, das Brustfieber drohte schon damals mit schleunigem Tode — die Königin von Schweden hatte, als sie damals in Berlin war, ihn an einem heißen Sommertage spät zum Essen einladen lassen; erhitzt kam er an, er wurde bei Tafel noch heißer, kam in einen Zugwind zu sitzen, mußte Abends in die Stadt

zurückgehen und erkältete sich vollends und fiel in die Krankheit, deren Folge ihn nie wieder verlassen hat.“ —

Gleim konnte den mitleidigen Ton und Blick nicht vergessen, womit der Freund auf die kritischen Verdrießlichkeiten hinzielte, denen ein Schriftsteller ausgesetzt sei, und sagte mit einer deutlichen Beklommenheit: — „ich hätte gern auch Klopstock's Urtheil über meinen Halladat gehört und bin eigentlich deshalb gekommen — hat Sulzer nicht darüber geurtheilt?“ —

— „Ja — er erwähnt Ihrer, natürlich mit Liebe und Anhänglichkeit“ — erwiderte Bachmann etwas zerstreuet — „sehen Sie, Gleim, dort steht Sack auf der Anhöhe, er hat uns schon bemerkt, da sehe ich auch Patzke heraufkommen.“ —

Die beiden Genannten schritten den Ankommenden entgegen und Gleim fand ein herzliches Willkommen. Mehre Damen im Garten gesellten sich bald zu den Männern und eine angenehme Unterhaltung begann, während von der rothen Gluth der beginnenden Abendröthe Luft und Bäume erglänzten. Gleim, einmal innerlich beunruhigt und dadurch reizbarer gemacht, glaubte auch hier in dem Verkehre mit Sack und Patzke eine eigenthümliche, zurückhaltende Theilnahme zu entdecken, eine herzliche Sprache, welche fast dem Mitleide glich; auffallend war es ihm, daß die Freunde so besonders viel Gewicht darauf legten, ihn heiter zu sehen, daß sie ihn wegen seiner inneren Gemüthsruhe lobten. Als die Gelegenheit sich darbot, daß die Gesellschaft in mehren Gruppen spazieren ging, führte er Klamer Schmidt auf einen

einsamen Weg, um sich in seiner Unbehaglichkeit auszusprechen. — „Ja“ — versetzte der junge Freund — „aufrichtig gesagt, behandelt man Sie mit einer Miene, als bewundere man Ihre frohe Laune und als freue man sich Ihrer Kraft, während man heimlich ein Bedauern fühlt. So ungefähr geht man mit einem Manne um, der ein Unglück gehabt hat, das man aus Schonung nicht zu berühren wagt und dessen Fassung man zu erhalten sucht.“ —

— „Sie haben es richtig erkannt — o! das Abendroth, das ich mir an diesem schönen Tage träumte, beängstigt mich. — “ —

In weiter Entfernung, an einem anderen Ende des Gartens hatten sich Sack, Patzke und Bachmann zusammengefunden. Letzterer hatte den Brief Sulzer's mitgetheilt und sagte: — „Auch er schreibt hier: „der arme Gleim, wie bedauere ich ihn — wie konnte er auch ein Nachahmer werden und seinen Feinden solche Blößen darbieten.“ — Ich habe unterwegs mit mir gekämpft, ob ich ihn darauf anreden sollte, aber ich konnte seine Heiterkeit nicht betrüben, er scheint nichts davon zu wissen, er redete mit Selbstbefriedigung von Herder's Lobe.“ —

— „Sollen wir ihm nicht die Stimmung der Welt mittheilen?“ — fragte Patzke. — „Er könnte morgen die Angriffe auf weniger schonende Weise und um so empfindlicher erfahren.“ —

— „In Berlin ist man über das rothe Buch hergefallen, wie die Krähen über einen Köder“ — sagte Sack

— „alle Liebe, Freudigkeit und Sehnsucht nach dem Höchsten, die diese Lehrgedichte athmen, halten nicht Stich vor der poetischen Schwäche — man merkt, daß hier Gleim nicht mit seiner eigenen Natur producirte, daß er ihm Fremdartiges nachgeahmt hat.“ —

— „Es ist nur gut, daß Klopstock nicht hier ist, der nimmt in solchen Fällen kein Blatt vor den Mund“ — meinte Bachmann. — „Die Berliner und Leipziger Zeitungen von gestern und heute sind auch nicht höflich. Da fängt eine boshafte Kritik mit den Worten an „„der Gründer der deutschen Bagatellen-Poesie, der überall Talente wittert und die Mittelmäßigkeit mit klassischen Namen tauft.““ —

— „Das ist ungerecht“ — fiel Consistorialrath Sack ein — „das ist echte Berliner Kritik; und hätte er auch in seiner Ermunterung junger Talente weiter nichts gewirkt, als Kleist und Ramler angeregt, öffentlich als Dichter aufzutreten, so müßte ihm der deutsche Parnaß schon diesen Dienst aufrichtig danken. So denkt auch Sulzer. Uebrigens ist sein Talent in der Grazie des kleinen Stoffes, im tändelnden Scherze des Anakreon, in der Fabel und Idylle anerkennungswerth. Er weiß sich in alle Töne der Lyra zu schicken und das verleitet ihn leicht, über seine eigenthümliche Grenze hinauszugehen.“ —

— „Von Leipzig aus wirft man ihm vor, daß diese praktischen Lehren und frommen Empfindungen, die er als poetische Selbstgespräche in den Mund der morgenländischen Weisen legt, weder neue Gedanken, noch mehr als Ober-

flächlichkeiten enthielten" — sprach Pastor Patzke; — „ich habe freilich in diesem Halladat eine hohe Einfalt, eine kühne Bildersprache, eine imponirende Genügsamkeit eines orientalischen Sehers mit europäischem Menschenverstande gepaart, gefunden und gestehe ein, daß ich den guten Gleim wegen der argen Verfolgungen, welche er seit den letzten Jahren erleiden muß, von Herzen bedauere." —

— „Der Neid mag seine Hand im Spiele haben, die bereitwillige Unterstützung so vieler Jünger der Muse, sein angenehmes, gemüthliches, sorgenfreies Leben, die Anerkennung, welche ihm viele angesehene Männer zollen, hat ihm Feinde gemacht und ihm auch die Feinde Derjenigen zugezogen, die ihn loben" — sprach Sack — „doch da kommt er mit seinem jungen Freunde — wir wollen ihm mittheilen, wie die Welt über seinen Halladat denkt." —

Der Uebergang zum literarischen Gespräche war bald gefunden, Gleim erfuhr die bitteren Urtheile, welche viele feindselige Federn zu veröffentlichen bemühet waren. Tief ergriffen, den Schmerz verbergend, sahe er schweigend in das prächtige Abendroth, welches seine Wangen mit Gluth übergoß, und dachte an den schönen Vormittag seiner Dichterfreude. — „O!" — seufzte er unhörbar — „so soll ich mit meinem Frieden im Herzen dennoch mit bösen Menschen kämpfen? Wenn ich doch nichts mehr davon hörte! Warum soll mir jetzt jede Dichterfreude vergällt werden, eine Taube, von Habichten verfolgt — so will ich mich denn

ganz in mein Hüttchen zurückziehen, nur mit den Freunden leben und nichts mehr von der bösen Welt sehen!" —

Die Freunde wollten ihn erheitern und wiesen auf die Urtheile von Herder hin. Die Erinnerung an diese und den Grafen von Bückeburg, an Uz und Jacobi verscheuchten schnell den Kleinmuth, welcher ihn beschlichen hatte, er fühlte seinen Stolz des bewußten guten Strebens wieder und sprach fest: — „Wenn auch mein Gemüth darunter leidet, so verliere ich doch den Muth nicht; ich gehe meinen Weg und handle nach meinen Grundsätzen. Könnte ich es nur dahin bringen, daß ich der bösen Verfolger gar nicht mehr gedächte! So wenig Nachtheiliges ich von denselben zu fürchten habe, so sehr ich mein Vertrauen auf Gott, ungeachtet dieser wenigen Erfahrungen, eher vermehrt, als vermindert in meiner Seele fühle, so ist doch die menschliche Natur nicht stark genug, den Verdruß gänzlich abzuwenden. Indessen

Ich fürchte nicht die Teufel auf der Welt
Und nicht die Teufel in der Hölle!" —

Mit diesem muthig geredeten Worte beschloß er das Gespräch und trat den lustwandelnden, ihm heiter nahenden Damen mild entgegen. —

Die Angriffe, Verkennungen und Mißdeutungen, welche eine Unzahl boshafter, neidischer oder um feilen Lohn ihrer Partei schreibender Recensenten über Gleim ausstreueten, übten doch, trotz der Menschenliebe und religiösen Milde seiner

Seele, eine langsam durchdringende Nachwirkung auf das gereizte Gemüth aus. Als er am anderen Tage mit dem niedergeschlagenen Klamer Schmidt wieder nach Halberstadt zurückfuhr, hatte er wenig Sinn und Aufmerksamkeit für die schwirrenden Lerchen, die Blüthen der Obstbäume und das im blauen Lichte am Horizonte winkende Gebirge; seine Seele war nächtig umdüstert, er rang nach Ruhe und nach der Kraft, sich gegen die Herabwürdigung seines Talentes, seiner Wirksamkeit und seines neuen Werkes möglichst abzustumpfen. Lange Zeit saß er neben seinem jungen Freunde und blickte vor sich nieder. Schmidt wagte ihn nicht anzureden, in der Meinung, daß ein leichter Schlummer über ihn gekommen sei, da er schon beim Einsteigen geäußert hatte, daß er die verwichene Nacht ohne Schlaf gewesen sei und Briefe an Freunde geschrieben habe. — Plötzlich seufzte er und rief: — „Und ich lasse mir weder etwas abhandeln, noch zusetzen, mein Halladat ist ein Seelenwerk, eine höhere Eingebung, wer es nicht fassen kann, dem mag es fremd bleiben!“ — Er sahe rasch auf, als sei er durch die Gegenwart seines Reisebegleiters erschreckt, an den er in seinem stillen Hinbrüten gar nicht gedacht hatte. Als schäme er sich seines gekränkten Gefühls, bezwang er sich schnell zu einer unbefangenen Stimmung, ergriff Schmidt's Hand und sprach: — „Was klagen wir noch — ist das nicht dieselbe Lerche, welche gestern sang, ist's nicht derselbe Sonnenschein, der gestern in meine Seele fiel? Und dieser Himmel, diese Freude des Mai's sollte umwölkt werden können von Men-

schen, die kein Herz für Frieden und Liebe haben? Sehen Sie, Schmidt, dort steigt der ehrwürdige Dom von Halberstadt am Horizonte auf — dort winkt mein stilles Hüttchen, dort ist Frieden!" —

— „Lieber Papa Gleim" — erwiderte Klamer Schmidt ermunternd — „denken Sie gar nicht mehr an böse Menschen." —

— „Ich will mich ganz in meine Freunde versenken, als ob die übrige Welt gar nicht mehr da wäre, o! wie freue ich mich, Jacobi, Heinse, Benzler, Sangershausen wieder in meinem Bildersaale versammeln zu können — was wird Jacobi zu den Verfolgungen sagen, welche ich jetzt erdulden muß." —

— „Sie wollten ja gar nicht daran denken — was entbehren Sie denn? Denken Sie an die Anerkennung eines Herder, an die Freundschaft der bedeutendsten Männer des Vaterlandes, an die Liebe, welche Ihnen der Graf Stolberg-Wernigerode, die Domherren Spiegel, Hardenberg und so viele Andere zollen; — in den Regionen, wo Sie Ihren Namen geltend gemacht haben, können Sie Sich über das Urtheil der kleinen Welt leicht hinwegsetzen." —

— „Sie haben Recht; — Freundschaft, Leyer und mein Hüttchen, daran will ich festhalten!" —

Am Mittage trafen die Reisenden in Halberstadt ein. Dorothea kam ihnen vor dem Garten freundlich entgegen und rief: — „Ich habe gestern Abend recht lebhaft an Ihre

Glückseligkeit gedacht — ach! Sie haben gewiß recht angenehme Stunden verlebt.“ —

— „Liebe Nichte — Klopstock ist nicht gekommen, es wäre besser gewesen, das schöne Abendroth hier in unserem friedlichen Garten zu genießen — nicht wahr, lieber Schmidt, hier fühlen wir uns doch heimischer?“ —

— „Ein Brief ist heute morgen vom Herrn Canonicus Jacobi geschickt“ — fuhr Dorothea fort — „der Bote sagte, der Herr sei früh abgereist.“ —

— „Abgereist?“ — wiederholte Gleim erschrocken und den Begleiter bedeutsam anblickend; — „Schmidt! bester Schmidt! ich habe eine schlimme Ahnung — was glauben Sie?“ —

— „Lesen Sie lieber erst den Brief, ich weiß, daß Jacobi schon lange wünschte, einmal den Harz zu bereisen.“ —

— „Ohne mich? Um diese Zeit? Den Brief! Dorothea, den Brief!“ —

Mit diesen Worten war er in das Haus getreten, Dorothea holte den Brief und brachte ihn dem Oheim, welcher eben mit Klamer Schmidt sein Studirstübchen erreicht hatte, nach. — Er erbrach das Siegel, las, erschrak, seufzte und warf sich mit den Worten: — „ach! ich bin gewohnt, von meinen Freunden gemordet zu werden! Die Freundschaft bringt mich um!“ — schmerzlich betrübt auf den Sessel.

— „Mein Gott! Was giebt es denn? — Ach!

welch' ein Unglück?" — riefen Schmidt und Dorothea gleichzeitig.

— „Mein Herz blutet, Jacobi ist mir ungetreu geworden, er konnte mir mit leichtem Herzen meinen Heinse entführen, o! wie habe ich das verdient? An unserem Parnaß ist es plötzlich öder geworden, gerade jetzt, wo ich mich in die Freundschaft flüchten will — da — lesen Sie den Brief!" —

Jacobi schrieb: — „Schon lange kämpft meine dankbare Freundschaft gegen Sie mit dem Rufe des Zeitgeistes, welcher mich auf eine andere Bahn der Wirksamkeit führen will. Mein Bruder und andere Düsseldorfer fordern mich auf, zur Bekämpfung der Empfindelei in unserer Literatur, eine Zeitschrift Iris zu schreiben und ich kann dieser lockenden Aufgabe nicht länger widerstehen. Nur die Verlegenheit, wie ich eine räumliche Trennung von Ihnen einleiten und überwinden sollte, hielt meine Abreise bislang zurück. Zum persönlichen Abschiede fühle ich mich zu schwach, ich wählte Ihre Abwesenheit in Magdeburg, um die Schmerzen der Trennung zu mildern — Heinse, der ganz so wie ich denkt, begleitet mich, er wird Ihnen von Düsseldorf aus schreiben." —

Klamer Schmidt wußte nichts darauf zu antworten. Dorothea's ausschließliches Gefühl für den Oheim machte sich in harten Anklagen gegen die undankbaren und ungetreuen Freunde Luft. — „Eines so geringfügigen Gegenstandes wegen, einer Zeitung zu Liebe, die mit dem kommenden Herbste verbleichen kann, wie die Blätter dieses

Frühlings, opfern sie die unverwelkliche Freundschaft und meine Freude — zweifeln sie etwa an der Verwirklichung meiner Hoffnungen auf eine künftige Akademie, sind sie gar von meinen Feinden heimlich überredet, von mir abzulassen und ihren eigenen Weg, oder den meiner Gegner zu wandeln? Nein, nein, ich will sie nicht anklagen, ich bin ja immer noch ihr Freund, aber meinem Herzen thut es sehr wehe!" —

Obgleich Gleim sich anstrengte. den Verlust zu überwinden, so konnte er denselben doch nicht so leicht verschmerzen. Einige Tage später schrieb er an Jacobi: — „„Im Tempel der Freundschaft bin ich ohne Zweifel wohl der Getreueste. Fast alle meine Freunde fingen's glühend an, schlugen in Flammen auf, was blieb zuletzt übrig? Das Flämmchen eines Nachtlichtes. Traurig ist's, zu erfahren, welch' ein erbärmliches Ding es mit unserem Leben ist. Da sitze ich nun einsam in meinem Hüttchen — die Bilder aller meiner Freunde sehe ich an, seufze nach ihnen hin, suche um mich her und finde kein so warmes Bruderherz, wie ich wünsche — doch ich will nichts weiter sagen, als daß ich bin Ihr Vater Gleim."" —

Der für Sympathien erglühende Dichter verlebte einen weniger frohen Sommer, als er im Anfange des Frühlings erwartet hatte. Er entbehrte Jacobi und Heinse in der That schmerzlich, seine übrigen jugendlichen Genossen schienen gleichfalls an eine Entfernung von Halberstadt zu denken, da man in der öffentlichen Kritik immer rücksichtsloser

von einer Halberstädter Schule der Poesie sprach, der man den Untergang ankündigte. Die Göttinger schwärmten für Klopstock, in Halle und Leipzig wollten die Klotz'schen und Gottsched'schen Kreise eine Halberstädtische Rivalität um den Einfluß in der Literatur nicht dulden und Gleim's Halladat gab den Gegnern eine Gelegenheit, die unverholensten Feindseligkeiten gegen den friedlichen, stillwirkenden Dichter zu eröffnen. In dieser trüben Zeit der Verfolgung und Verunglimpfung floh sein Gemüth in die Vergangenheit, zu seinem Kleist, in die Bilder der ersten Begeisterung, in die geistige Nähe von Uz, Sulzer, Lessing, Ramler und Klopstock zurück, es war ihm Trost und Bedürfniß, an seine noch lebenden Freunde oft zu schreiben, namentlich hatte er sich die Möglichkeit, den Freund Herder, durch Hülfe des Ministers von Zedlitz, nach Halberstadt zu ziehen, mit Vorliebe zu einem Plane ausgebildet, dessen Vergegenwärtigung ihn ermuthigte. Klamer Schmidt war ihm von den jüngeren Freunden noch am Nächsten geblieben und, unter dem täglichen Einflusse des freundschaftlichen Austausches, auch den Zukunftsplänen Gleim's vertrauungsvoll ergeben.

Gleim kränkelte den ganzen Sommer. — Da trat eines Tages der Domherr von Spiegel zu ihm ein und blickte mit herzlicher Theilnahme auf den Freund. Er war längere Zeit abwesend und in Wetzlar gewesen.

— „Wie geht's, alter Freund?" — fragte er; — „ich höre von meinen Bekannten, daß Sie Sich in Ihr Schneckenhaus zurückgezogen und die älteren Genossen im

Kreise der jungen Poeten ganz vernachlässigt haben. Diese Zugvögel sind theilweise davon geflogen und gerade zu einer Zeit, wo Sie Ihrer guten Laune am Meisten bedurft hätten. Nun lassen Sie uns wieder hübsch mit einander verkehren, wir wollen am Hubertustage wieder auf die Jagd gehen, wie früher und bis dahin kleine Fahrten auf das Land machen." —

— „Lieber Herr Dechant" — antwortete Gleim — „ich habe seit vielen Wochen nicht wagen dürfen, in die freie Luft zu gehen, ich habe den bösen Feind noch immer nicht überwunden." —

— „Ich weiß, Sie sind von bösen Recensenten verfolgt, aber das ist ja das Schicksal aller großen Geister — je bedeutender der Schriftsteller ist, desto mehr glaubt das kritische Rabenvolk daran zu finden. Je stolzer das Schiff, um so mehr Haien verfolgen seine Wasserfurche. Reißen Sie Sich heraus, wir vermissen den anakreontischen Freund an Ihnen, lachen Sie über das literarische Volk, halten Sie Sich an die bewährten Männer, im Uebrigen wissen Sie ja, daß ich gern Ihre Wünsche an meiner Stelle unterstütze." —

— „Ich habe Sie immer als den Protector des Großen, Schönen und der Kunst geehrt — wie wohl thut mir Ihre Achtung und Freundschaft; ich hatte schon gefürchtet, daß ein so mißhandelter und von der Kritik geschmähter Poet sich nicht mehr in der Gesellschaft hochgestellter Leute sehen lassen dürfe." —

— „Hypochondrie — lieber Gleim, was ist aus Ihnen geworden?“ —

— „Wenn es auch des Mißbehagens und der in's Gemüth unvermerkt einschleichenden Bitterkeit wegen wäre, um die gute Laune der Glücklichen nicht zu stören.“ —

— „So machen es die Gemüthsmenschen — entweder enthusiastisch heiter oder ganz und gar niedergeschlagen. Ich sehe schon, daß ich Sie nicht aus den Händen lassen darf — Poetenfreundschaft ist wankelmüthig, das weiß Lichtwer, deßwegen suchte er sie nie — kommen Sie, wir wollen heute nach dem Gute fahren, Sie sollen die neuen Oelbilder sehen, welche ich angekauft habe.“ —

— „In meinem kränklichen Zustande?“ —

Dorothea trat ein. — „Ein Brief aus Weimar“ — sagte sie. — Gleim richtete sich, seine Schwäche vergessend, schnell auf und seine Wangen rötheten sich. — „Gottlob! das ist Wieland's Hand!“ — rief er aus — „es fällt mir eine schwere Last vom Herzen.“ —

Spiegel bemerkte mit Wohlgefallen die Veränderung in Gleim's Wesen und fragte: — „Was hat Sie denn bedrückt?“ —

— „Wieland's Schweigen — ich sandte ihm im Anfange des Jahres den frisch erschienene Halladat zu und er antwortete mir nicht — vielleicht wollte er mich schonen, vielleicht ist er der gleichen Ansicht meiner Gegner.“ —

— „Lesen Sie, es interessirt mich selbst, zu erfahren, was er Ihnen schreibt.“ —

Gleim hatte den Brief geöffnet; während des Lesens veränderte er sich merklich, seine Augen glänzten, sein Mund lächelte, in seine ganze Miene und Haltung trat die sichere Festigkeit frohen Selbstgefühles zurück. Ohne an seine vermeintliche Schwäche zu denken, sprang er auf, schritt glücklich stolz durch das Zimmer und rief aus: — „Ja, die Leser dieses Halladat werden sich erst dann finden, wenn die bekehrten Atheisten einst sagen werden: Wäre kein Gott, so müßte man einen erfinden! Dieser Brief ist Balsam für mein Herz — da, lieber Dechant, lesen Sie, ich muß wieder frische Luft athmen, ich kann mich wieder über Sonne und Wald freuen, man hat mich verstanden!“ —

Wieland's Brief lautete: — „„Ihr Halladat, lieber, verkannter Freund, müßte, wenn unsere gegenwärtige Zeit nicht alles Gefühl für das Schöne, Wahre und Gute verloren hätte, eine eben so große, allgemeine Aufmerksamkeit erwecken und eben so aufgenommen werden, als ob es eine Taube vom Himmel herabgebracht hätte. Halladat ist zwar Ambrosia für die wenigen, guten, von der Natur rein gestimmten, empfindsamen und unverfälschten Seelen, aber nur für diese. Den Juden ist's ein Aergerniß, und den Heiden eine Thorheit. Aber dies, Seher Gottes, muß Sie nicht irre machen, Sie selbst mußten es fühlen und wissen, daß Halladat zwar ein Buch für alle, sonderlich bessere Zeiten, aber kein Buch für viele Leute in dieser unserer Zeit ist. Sie fühlten dieses, als Sie auf den Titel setzten: zum Vorlesen in den Schulen — Sie hatten also eine kommende Gene-

ration der Erwachsenen im Sinne. Guter Himmel! wie manche Generation wird noch kommen und verschwinden, bis wir so weit gekommen sind! —""

— „Sehen Sie, Freund, so urtheilen die größten Geister Deutschland's, hieran halten Sie Sich!" — sagte der Domdechant; — „was wollen Sie mehr? Und machen Sie es doch, wie Ihr guter Freund Uz in Anspach; wie haben die Recensenten diesen heiteren, horazischen Dichter angegriffen, und ihm mit verdammender Lieblosigkeit die gefährliche Unsittlichkeit in seinen Liedern vorgeworfen. Und wie allerliebst, wie schalkhaft launig hat er sich nicht, über seine Gegner spottend, in den poetischen Episteln an Sie, Wiesner, Christ, Grötzner und Kipping in Helmstedt vertheidigt und seine lachende, neckische Heiterkeit bewährt. Daran nehmen Sie ein Exempel." —

— „Meine Natur erfordert nur viel Liebe, sie ist durch nichts tiefer verletzt, als durch Mißverstehen und Lieblosigkeit — darum sterbe ich noch einmal an der Freundschaft. Und Uz — wie ist er von seinem Fürsten anerkannt. — Glauben Sie mir, Freund, wenn mein geliebter König Friedrich nur einmal seinen treuen Grenadier angeredet hätte, meine Gegner würden vor dieser Anerkennung verstummen." —

— „Ich weiß, was Ihnen fehlt — aber können Sie denn durch Zedlitz, Sulzer, Guichard, General Stille nicht die Audienz beim Könige erlangen?" —

Gleim zuckte zweifelnd mit den Schultern. — „Es

wird mir immer gewisser, daß der König die deutschen Poeten nicht liebt." —

— „Und welche Anerkennung hat denn Uz bei seinem Markgrafen gefunden?" — fragte Spiegel, um den Freund auf andere Gedanken zu bringen.

— „Als der Markgraf Alexander vor drei Jahren seine italienische Reise machte, fand er den Papst Ganganelli ganz entzückt beim Lesen der in das Italienische übersetzten Gedichte von Uz und der Papst pries den Markgrafen glücklich, einen solchen Dichter in seinen Landen zu besitzen. Dieser aber wußte von Uz gar nichts und mag darüber nicht wenig verlegen geworden sein. Nach seiner Rückkehr ließ er aber Uz sogleich rufen, erwies ihm viele Achtung, machte ihn, den seitherigen Assessor des kaiserlichen Landgerichts und Anspach-Kulmbachschen Rath, sofort zum Mitgliede des Scholarchat's und hat ihm ganz kürzlich den Entwurf eines neuen Anspach'schen Gesangbuches aufgetragen, woran er jetzt mit Jungheim arbeitet." —

— „Da haben Sie wieder einen Beweis, wie wenig die bösen Recensenten auf die wahre Bedeutung eines Autors Einfluß üben können. Dem Dichter, den tausend böse Federn der Unsittlichkeit beschuldigen wollten, wird nun die Genugthuung, daß er ein Gesangbuch machen muß. Aber wer ist Jungheim?" —

— „Uz hat in Anspach treuere Freunde, als ich. Der General-Superintendent Jungheim und der Hofkammerrath Hirsch sind gleichfalls Dichter, mit denen Uz gegen-

wärtig sämmtliche Werke des Horaz in Prosa herausgiebt. Auch Hofrath Christ gehört zu dem schönen Bunde, der sich wöchentlich mehrmale bei Hirsch versammelt. Hier in Halberstadt ist's aber öde geworden." —

— „Nun machen Sie Sich zurecht, eine Genesungsfahrt mit mir zu machen. In einer Stunde schicke ich Ihnen meinen Wagen vor die Thür und Sie begleiten mich nach Desenburg. Damit Sie aber auch erfahren, daß Sie gute Freunde in Halberstadt haben, die, wenn auch nicht selbst Poeten, doch den guten Vater Gleim anzuerkennen wissen, so will ich Ihnen die vorläufige Nachricht geben, daß unser Domcapitel Sie zum Canonicate des Stiftes Wallbeck vorgeschlagen hat." —

Gleim war gerührt von dieser That der Liebe und umarmte den Dechanten. — „Richten Sie Ihre Wünsche nur an mich, betrachten Sie mich jederzeit als Ihren Freund und Schützer. Auch die Audienz beim Könige will ich in Anregung bei Guichard bringen." —

So war denn der trauernde Poet rasch getröstet und von seiner Schwermuth genesen. Es hatte ihm nur das Wort der Liebe gefehlt, dessen seine Natur bedurfte, wie der Weinstock den Sonnenschein.

Vierzehntes Kapitel.

Elf Jahre sind verflossen — wir treffen den Hüttner zu Halberstadt, zwar älter, aber in Heiterkeit und Sanges-lust jünger geworden, in seinem stillen Häuschen am Thore wieder.

Hatte er auch noch vor einigen Jahren die Leere em-pfunden, welche die Trennung von seinen poetischen Freunden verursachte, die bis auf Klamer Schmidt und seinem jüngeren poetischen Bruder Lebrecht, sämmtlich entflohen waren, hatte er einmal in einer Stunde der einsamen Betrachtung an Heinse geschrieben: „„Alles, was die Musen liebt, verläßt Halberstadt" — so hatte er doch um so reichere Freund-schaft im Kreise seiner alten Gönner gefunden und die durch den poetischen Jugendkreis zeitweise vernachlässigten Häuser des Grafen von Stolberg-Wernigerode, Spiegel's, Harden-berg's boten ihm, dem alternden, aber im Geiste erfrischten Manne, Gastfreundschaft, vertraulichen Umgang und Anre-gung dar. Durch seine Vermittlung war es ihm schon im

nächsten Jahre nach Jacobi's Trennung möglich geworden, den lebendig-regsamen, viel Geschmack und anziehende persönliche Eigenschaften besitzenden Fischer in seine unmittelbare Nähe zu ziehen, indem dieser zum Rector der Schule in Halberstadt bestellt wurde, er hatte die Freude genossen, den ehrenvollen Besuch des Ministers von Zedlitz in seinem Hüttchen zu empfangen und durch diesen einflußreichen Gönner manches strebende Talent, das der Hülfe bedurfte, auf die rechte Bahn der Entwicklung und Sorgenfreiheit führen zu können. Um in seinem Hüttchen die einsamen Stunden im erfrischenden Anblicke der Jugend auszufüllen, hatte er schon im Jahre 1777 ein kleines, sechsjähriges Mädchen, dessen Großonkel er war, zu sich genommen und seine Freude daran gefunden, das liebliche Kind zu beobachten, wenn es seinen Liedern horchte, welche er ihm so gern vorlas.

Der im Jahre 1778 ausgebrochene, bayrische Erbfolgekrieg, wo König Friedrich gegen Kaiser Joseph auszog, entzündete auch in Gleim's Seele die alte Grenadierbegeisterung für seinen König wieder, er ließ von Neuem Kriegslieder erschallen, versandte zahlreiche Exemplare an das ausziehende Preußenheer — aber sie verhallten, nur von den nächsten Freunden und Patrioten mit Enthusiasmus aufgenommen, geräuschlos und ohne Volksbeifall, gleich dem Kriege selbst, dem, als einer bloßen, unblutigen Demonstration, die allgemeine Volkssympathie mangelte. Darauf griff Gleim mit jugendlichem Muthe in seine anakreontische Leyer wieder und dichtete „Lieder der Liebe," die in den Herzen derer wieder-

klangen, welche in der Zeit äußerer Interessen und der Bewegung politischer, religiöser und philosophischer Verstandesthätigkeit, Liebe und sanftere Empfindungen bewahrt hatten.

Aber auch ein stilles, engeres Familienfest sollte Gleim in diesem verflossenen Zeitraume erleben. Obgleich er für Herzensbanden eine so überwiegende Sympathie in sich trug, so hatte doch das Schicksal es gewollt, daß er bis zu dieser Zeit von seinen fünf anderen Brüdern die beiden jüngsten gar nicht kennen gelernt, sie seit frühester Trennung vom Elternhause nie wieder im Leben gesehen hatte; der eine, Lorenz, war Hofapotheker in Marburg, der andere, Franz, Kaufmann in Stettin geworden und den Segen des Vaters durch treuen Fleiß verdienend, in wohlhabende Verhältnisse gekommen. Gleim veranstaltete eine solche Zusammenkunft aller Geschwister zu einem Familienfeste in Magdeburg, wo sein Bruder Lebrecht, der sich dem Dichterkreise in Halberstadt angeschlossen hatte, nunmehr ansässig geworden war. Unter Freudenthränen und in der heiligen Erinnerung an das Elternhaus machten sie eine Walfahrt nach den Grabhügeln der längst in Staub zerfallenen Eltern und ehrten den frommen Sinn derselben dadurch, daß sie den Hauptaltar der Kirche zu Ermsleben neu malen und vergolden ließen und die Grabhügel mit einem Denkmale kindlicher Liebe schmückten. Aber Gleim gedachte auch der Zukunft und des kommenden Geschlechts; er, der Kinderlose, trat mit zweien seiner Brüder, zu einer Familienstiftung zusammen,

die König Friedrich durch seine landesherrliche Zustimmung schützte. —

Unter solchen wohlthuenden Eindrücken hatte Gleim eine neue dichterische Thätigkeit gezeigt, indem er von Göckingk angeregt, seine „Epistel“ an Freunde herausgab und glückliche Tage mit Tiedge verlebte, den er in seinem Hause als Freund längere Zeit beherbergte und mit dem er einen innigen, gemüthlichen Bund schloß. —

So war in angenehmer Ruhe und Zufriedenheit der Winter des Jahres 1785 herangekommen. — Im Schlosse zu Wernigerode sollte die erste Störung des glücklichen Freundschaftslebens sich ereignen, denn die Kunde vom Tode des alten Grafen erschütterte Gleim's Gemüth um so tiefer, als er von frühester Zeit an der Hausfreund der Familie gewesen und mit den Söhnen und Enkeln in engstem Verkehre alt geworden war. Sowol in Halberstadt, wie in Wernigerode durfte er nicht lange in diesem gräflichen Kreise fehlen und die einstigen, nunmehr erwachsenen Kinder und Enkel nannten ihn aus der Zeit der ersten Spiele mit ihm, dem treuen, frohen Freunde, auch jetzt noch zutraulich den „Onkel“. — Mit poetischen Blumen der Liebe und Freundschaft hatte er das Grab seines gräflichen Freundes geschmückt, als er im Anfange des December den Auftrag empfing, in Stiftsangelegenheiten nach Berlin zu reisen, da der Domdechant von Spiegel schon seit Herbst auf Reisen war und das Dechanat interimistisch an Hardenberg übertragen hatte, der Gleim die Reise auftrug, um ihn zu zer-

streuen. Seit vielen Jahren hatte Gleim das ihm theuere Berlin nicht gesehen, mit rüstigem Muthe, in der Hoffnung, auch nur von Ferne des Anblicks seines Königs theilhaftig zu werden, machte er sich, trotz der Winterzeit, auf den Weg. Er fuhr über Magdeburg, um seinen Bruder Lebrecht, der seinem Herzen am Nächsten stand, zu besuchen, fand ihn aber krank darniederligen und mußte ihn mit bekümmerter Sorge, aber nicht ohne Hoffnung auf baldige Genesung verlassen.

In Potsdam weilte Gleim einige Tage; er hatte noch am Abend der Ankunft den Obristen Guichard aufsuchen wollen, aber erfahren, daß derselbe abwesend und seine Stelle als Lector des Königs dem Marchesen Lucchesini übertragen worden sei. Die Erinnerungen an Kleist, welche ihn in Potsdam von allen Seiten mahnten, stimmten seine Seele weich und ernst, er stand noch in später Stunde gerührt vor dem Hause, wo einst der Obrist von Schulz wohnte, er blickte zu den Fenstern auf, an denen ihm einst das erwartende Auge Kleist's gewinkt hatte, er wanderte in bescheidener Entfernung am Schlosse vorüber, wo sein König residirte. Ein wehmüthiges Andenken zog ihn am anderen Morgen nach Sanssouci hinaus, um den Platz noch einmal zu sehen, wo sein Kleist die ersten Eindrücke zum Frühlingsgesange erhalten hatte, aber er fand Alles verändert, die Weinhügel waren in Terrassen, der unvergeßliche Laubgang war in einen Park verwandelt. Fast wie ein von Heimweh an die Plätze des Jugendglücks Zurückgetriebener, welcher

statt der vertraueten Stätte eine fremde, neue Schöpfung findet, stand er am Orte, vergebens die Bilder der schönsten Erinnerung suchend. Traurig wanderte er zurück nach der Stadt. Da hörte er Schritte hinter sich — ein Gardelieutenant, welcher aus einem Seitengange des Parkes hervorgetreten war, folgte ihm so rasch, daß er ihn auf schmalem Wege bald einholte. — „Mein Herr!“ — redete er ihn an — „suchten Sie in Sanssouci Jemand? Ich sahe Sie vorhin einige Mal das Schloß umschreiten.“ —

— „Was ich suchte, Herr Lieutenant, erschien mir einst in derselben Uniform, die Sie tragen, diesen Weg bin ich oft mit einem Freunde gegangen, der den Tod des Helden gestorben ist — mit Wehmuth habe ich aber auch seine Spuren hier vergebens gesucht. Es hat sich Alles hier verändert.“ —

— „Sie sind wol lange nicht hier gewesen?“ —

— „Im Geiste sehr oft, hier lebte ich glückliche Stunden mit meinem Kleist.“ —

— „Kleist?“ — rief der Lieutenant überrascht — „meinen Sie den Dichter?“ —

— „Er war mein theuerster Freund.“ —

— „Und Sie? Wer sind Sie?“ —

— „Ich bin der Canonicus Gleim aus Halberstadt.“ — Der Officier blieb erstaunt stehen, betrachtete den sanft ihn anlächelnden Mann mit Begeisterung und Ehrfurcht, brach dann in laute Freude aus und rief: — „Sie sind

der preußische Grenadiersänger? Sie Gleim? Und das weiß in Potsdam Niemand?" —

— „Ich bin erst gestern Abend angekommen, vielleicht finde ich noch Freunde hier, welche mir sagen können, wo ich den Marchese Lucchesini finde." —

— „Der Marchese ist mein Freund — Herr Canonicus, ich bin ganz verwirrt von dem glücklichen Zufalle, welcher mich mit Ihnen bekannt macht, ganz Potsdam gehört zu Ihren Freunden, Lucchesini wird sich glücklich schätzen, Ihnen hier angenehme Tage zu bereiten; Sie haben in der Umgebung des Hofes so viele Verehrer. Erlauben Sie mir, einstweilen Ihr Gesellschafter zu sein und Sie zum Marchesen zu führen, ich bin der Lieutenant von Stamford und lese Ihre Schriften mit Enthusiasmus." —

Diese so unverholen geäußerte Anerkennung des Dichters war für Gleim eine wohlthuende Seelenerquickung, da er sich in Potsdam vergessen glaubte. In der lebhaftesten Unterhaltung gelangte er mit dem geistig regsamen Officier in die Stadt; er mußte ihm geradeswegs in die Wohnung des Marchese folgen. Dieser erstaunte nicht wenig, so unerwartet Gleim vor sich zu sehen. — „Aber, lieber Herr Canonicus!" — rief er aus — „warum kamen Sie nicht direct zu mir, so daß ich erst dem Zufall diese langersehnte Bekanntschaft zu danken habe? Hardenberg in Halberstadt hat mir so viel Angenehmes von Ihnen erzählt und ich denke, Ihr jetziger Aufenthalt in Potsdam soll nicht ohne

Erfüllung Ihres Wunsches, den ich längst beim Könige angeregt habe, vorübergehen.“ —

— „Ich glaubte mich vergessen,“ — antwortete Gleim. — „Schon vor zwölf Jahren ist die Rede davon gewesen, daß ich den höchsten Wunsch meines Lebens erfüllt sehen und dem Könige vorgestellt werden sollte. Guichard schrieb damals an den Domherrn von Hardenberg, daß ich auf den bestimmten Befehl harren möge; darüber aber verging ein Jahr nach dem andern, wohl schlug mein Herz heiß einer solchen Stunde entgegen, aber allmälig mußte ich meine Hoffnung verlieren.“ —

— „Aber warum meldeten Sie Sich nicht? Hier am Hofe drängen sich die Ereignisse und Eindrücke rasch, Sie hätten den Obristen Guichard erinnern müssen.“ —

— „Das war gegen mein Gefühl — die Stunde, welche mich vor meinen König führen sollte, mochte ich nicht als ein auch nur scheinbar Zudringlicher gewinnen.“ —

— „Ich werde Ihre Vorstellung bewirken, verlassen Sie Sich darauf, vielleicht morgen schon, bis dahin empfangen Sie die Gastfreundschaft Ihrer Verehrer.“ —

Gleim fühlte sich durch die nahe bevorstehende Erfüllung eines Wunsches, den er viele Jahre lang mit dem patriotischen Stolze der Zuversicht auf die Achtung seines Königs in sich getragen und erst seit den letzteren Jahren mit stiller, demüthigender Trauer zu den Enttäuschungen seines Lebens gezählt hatte, muthig getragen und auf der Höhe der Anerkennung. Des Königs unmittelbarer Blick,

sein mit ihm verkehrendes Wort, erschienen dem Dichter als ein höchster Triumph seines Lebens, er malte sich in seiner Phantasie die Audienz mit allen lockenden Farben aus, recitirte, an Gellert und Gottsched denkend, seine besten Gedichte aus allen Gattungen, um sogleich auf des Königs Befehl davon darbieten und der deutschen Poesie die nöthige Empfehlung vor dem geistreichen, nicht eben günstigen Beurtheiler geben zu können, er konnte nichts anderes denken und sann darüber nach, wie er durch seine Audienz zugleich Gutes, Allgemeines, Nachwirkendes stiften könne. Seine Gegenwart in Potsdam war sehr bald in allen angesehenen Kreisen bekannt geworden, Zedlitz traf zufällig aus Berlin ein und führte den befreundeten Dichter in die höchsten Umgebungen des Hoflebens ein. Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels zeichnete den Dichter in einer Gesellschaft, welche das Officiercorps der Garde dem alten „preußischen Grenadier" zu Ehren veranstaltete, durch seine Gegenwart und einen herzlichen Trinkspruch aus und man sang die Soldatenlieder, welche einst in den Lagern und auf den Märschen der Regimenter die Begeisterung gehoben und den Dichter in der Armee als guten Kameraden heimisch gemacht hatten. Daß diesesmal die Vorstellung beim Könige wirklich stattfinden würde, konnte er unter diesen Umständen nicht mehr bezweifeln und Lieutenant von Stamford hatte ihm gesagt, daß der König gegen Lucchesini erklärt habe, den Canonicus Gleim rufen lassen zu wollen, sobald er Zeit fände. Nach einigen Tagen traf dieser mit glücklicher Un-

ruhe erwartete Augenblick ein; Lucchesini erschien, um ihn zum Könige zu führen, der ihn heute Vormittag sprechen wolle. Gleim warf sich hastig in sein bestes Staatskleid, folgte dem Marchesen mit klopfendem Herzen, recitirte nochmals aus allen Gattungen seiner Poesieen das ihm Liebste in Gedanken, um vor dem Könige schlagfertig zu sein, die Freude und Spannung gaben ihm ein jugendliches Feuer. So erreichte er das Schloß; der Marchese führte ihn in die Vorsäle des königlichen Cabinets und meldete einem Officier, daß der Canonicus Gleim zu Befehl gegenwärtig sei. Militairpersonen und Cabinetsräthe, welche in einem Nebensaale, dessen Flügelthüren offen standen, versammelt waren und den Dichter gewahrten, traten beglückwünschend zu ihm, sagten ihm angenehme Reden über seine patriotische Gesinnung und versicherten ihn, daß der König schon vor Jahren sein Verlangen nach der Vorstellung Gleim's geäußert habe. Alles dieses konnte nur dazu dienen, die Erwartungen auf die Audienz zu steigern und die Seele des Harrenden höher zu schwellen. Und er sahe dem Rufe, vor seinen gefeierten Friedrich treten zu dürfen, mit der stillen Zuversicht entgegen, daß er längst ein guter Bekannter sei, den der König mit derselben Gnade und Vertraulichkeit empfangen werde, wie er so oft seinen treuen Soldaten bewiesen hatte. — „Und wenn er den deutschen Dichter nicht achtet, so muß er doch seinen singenden Grenadier lieb haben!“ — so dachte Gleim, als er auf die geschlossene Thür blickte, welche ihn noch geheimnißvoll von dem großen Friedrich trennte.

Plötzlich wurde diese Thür geöffnet, ein Leibdiener trat hervor und redete einige Worte mit dem Marchesen. — „Der König hat befohlen" — sagte dieser zu Gleim — „treten Sie ein!" — Mit hochschlagendem Herzen trat Gleim, vom Marchesen begleitet, in die Thür. Ein kleiner Saal mit mythologischen Figuren geschmückt, nahm ihn auf; durch eine halbgeöffnete Tapetenthür, aus welcher die spitze Schnauze eines Windspiels hervorschnupperte, sahe er die Gestalt des Königs vorübergehen. Dann war Alles still und Gleim hörte sein Herz klopfen. Das Windspiel zog sich zurück, die Thür wurde aufgestoßen, der König, in hohen Stiefeln, den Dreimaster auf dem Kopfe, trat hervor und sein stechendes Auge fiel auf Gleim. — Dieser trat ehrerbietig bis in die Mitte des Saales und sahe den geliebten Herrscher glücklich an. Der König schien flüchtig zu lächeln, musterte den Dichter mit einer scheinbar guten Laune, eine schalkhafte Bewegung des Mundes ging schnell in die Frage über:

— „Wie heißt der Domdechant?" —

— „Interimistisch ist es der Herr von Hardenberg" — erwiederte Gleim in glücklicher Aufregung, da er zum ersten Male die Stimme seines Königs hörte. —

— „Macht der auch Verse?" —

— „Mehr als ich, Majestät." —

— „Macht er sie auch so gut, als Er?" —

— „Ich glaube nein, man schmeichelt sich am Liebsten selbst!" —

— „Da hat Er Recht; die Brüder im heiligen Apoll, die harmoniren nicht.“ —

— „Wir harmoniren sehr, denn er macht Kirchenlieder, ich nicht, und Keiner spricht von seinen Versen.“ —

— „Das ist besser, als wenn Ihr's thätet. Aber sagt, ist Wieland groß, ist Klopstock größer?“ —

— „Der, Sire, wäre stolz, der das zu entscheiden wagte.“ —

— „Er ist nicht stolz?“ —

— „Ich bin es in diesem Augenblick, sonst eben nicht.“ —

— „Er geht nach Halberstadt zurück?“ —

— „Ja, Ihro Majestät.“ —

— „Grüß' Er den Domdechanten.“ — Mit diesen Worten machte der König die Entlassungsbewegung und schritt in sein Cabinet zurück. Die Audienz war beendet. Gleim war von der unmittelbaren Nähe des Königs viel zu aufgeregt und glücklich betäubt, um jetzt daran zu denken, daß die Bilder, welche er sich vorher von dieser Scene entworfen hatte, nicht verwirklicht waren, seine bewegte Seele hatte zu Reflexionen keine Zeit. Er dankte dem Marchese, welcher ihn still in die Entreesäle zurückbegleitete, mit froher Begeisterung und wollte eben das letzte Vorzimmer verlassen, als der Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels ihm begegnete.

— „Ah!“ — rief dieser freundlich — „haben Sie schon die Ehre gehabt?“ —

— „Ja, Durchlaucht, ich habe den großen König, dem ich so oft im Liede nahe gewesen bin, unmittelbar gesehen und sprechen hören.“ —

— „Nun? hat er Ihnen keine Gnade erzeigt? Der alte Grenadier hat wol ein Andenken aus dem siebenjährigen Kriege erhalten?“ —

— „Nein — Durchlaucht, aber ich wäre glücklich, wenn ich den alten Hut hätte, den der Monarch trug“ — sagte Gleim in glücklicher Kühnheit.

— „Gut, ich verspreche Ihnen diesen Hut nach Friedrich's Tode“ — erwiderte der Herzog — „wann reisen Sie ab?“ —

— „Ich dachte heute.“ —

— „Besuchen Sie mich auf Ihrer Rückfahrt von Berlin.“ —

Gleim eilte aus dem Schlosse, um den Lieutenant von Stamford aufzusuchen, — dieser hörte die Mittheilung der Audienz mit einer gewissen Verlegenheit an, als fühle er sich nicht befriedigt; die Freudigkeit des Dichters schien er aber durch keine Einrede stören zu mögen und er theilte die Freude des glücklichen Patrioten, indem er ihm die Rückwirkung auf das Publikum vorhielt, welche die Audienz haben würde.

— Indessen so kalt und ironisch die Unterredung des Königs auch geschienen hatte, so war derselbe doch von dem Dichter völlig befriedigt, denn als der Herzog Friedrich von Braunschweig gleich darauf in das Cabinet des Königs ge-

treten war, hatte ihn dieser mit den Worten empfangen: — „Si tous les Allemands seraient comme ce Gleim, je pourrais m'en accomoder.“ —

Gleim reisete nach Berlin ab, wohin gleichzeitig die Kunde von seiner Vorstellung beim Könige gedrungen war und bei seinen Freunden eine herzliche Freude veranlaßt hatte. Obgleich er in dem anregenden Umgange seiner hier dürftig lebenden Freundin, der Karschin, angenehme Stunden verlebte und seinem Herzen durch stille Opfer der Unterstützung genügte, so fühlte er doch, als er an dem schönen Garten in der Nähe der königlichen Schlösser vorüberging, wo sein Sulzer tausend Erinnerungen in seine Seele zurückrief, eine schmerzliche Trauer der Verödung, denn schon seit 1779 ruhete der theuere, thätige Freund im Grabe. Auch ihm mußte er hier in Berlin leben, wie er das in früheren Jahren gewohnt war, er ging deshalb zu dem königlichen Hofmaler Chavalier, der die jüngste Tochter Sulzer's, freilich erst nach dem Tode des Vaters, geheirathet hatte und welchem von dem Herzoge von Curland, als ein Zeichen der Verehrung Sulzer's, freiwillig eine Summe von tausend Thalern zur Aussteuer geschenkt worden war. Mit diesen Hinterbliebenen und in Begleitung Spalding's besuchte er des Freundes Grab und schied mit den Worten: — „Ich sehe vielleicht Berlin und diesen Hügel meines Freundes nicht wieder — aber mit Kleist vereint, werde ich ihn gewiß wiederfinden, der hier scheinbar schlummert!“ —

Als Gleim auf seiner Rückreise wieder nach Potsdam kam, empfing ihn sein neuer Freund Stamford mit großer Freude. — „Sie haben Glück gemacht!“ — rief er ihm bewillkommnend zu — „Ihre Unterredung mit dem Könige hat ein großes Aufsehen erregt, noch am Tage Ihrer Abreise theilte mir der Marchese Lucchesini mit, daß der König bei Tisch gegen ihn geäußert habe: — „der Canonicus Gleim hat mir ganz besonders gefallen und ich habe noch keinen Gelehrten gesprochen, an dem ich so viel Freimüthigkeit und ungezwungenes Air bemerkt hätte.“ —

Im Grunde seiner, durch die Eindrücke in Berlin ruhiger gewordenen Seele fühlte Gleim eine stille Nichtbefriedigung, über die er sich aber nicht auszusprechen und vor sich selbst klar zu machen wagte. Nachdem der erste Rausch, den die Nähe der königlichen Person auf ihn hervorgebracht hatte, verraucht war und einem ruhigeren Reflectiren Platz machte, fühlte er doch den gewaltigen Unterschied zwischen Gottsched's, Gellert's und seiner Audienz. Der König hatte mit ihm nur in neckischer Weise von Nebendingen geredet, der eigenen Leistungen des Dichters, seiner Grenadierlieder und des patriotischen Mannes nicht erwähnt, hatte gar keine Neigung verspürt, wie damals bei Gellert, ein Gedicht kennen zu lernen. Wenngleich Gleim auch alle solche aufsteigende Vergleiche und Vorstellungen schnell mit der großen Liebe und Verehrung niederzuschlagen suchte, welche er dem Könige zu zollen gewohnt war, obgleich er sich Vorwürfe selbstsüchtiger Erwartungen machte, so vermochten dennoch diese über-

wältigenden Reflectionen seine Freude etwas zu mäßigen und ruhiger zu stimmen. Die Mittheilungen, welche ihm Stamford machte, waren ihm deshalb wichtiger als die Audienz selbst und er empfing sie mit dankbaren Gefühlen. In dieser Stimmung reisete er weiter und gelangte nach Magdeburg, wohin ihn der Zug zärtlicher Bruderliebe trieb, da er seinen geliebten, jüngeren Bruder dort krank verlassen hatte und länger, als dieser erwartete, die Heimkehr an sein Lager verzögert worden war. Die Winterlandschaft zeigte ihm schon von Ferne den schneebedeckten Dom von Magdeburg; die Betglocke wurde mit dumpfem Tone angeschlagen und die dicke Luft trug den zitternden Schall weit durch die stille Gegend. Gleim empfand eine Unruhe, über die er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte, als der Glockenton wie ein heulendes Ach! durch die Schneeluft zitterte. Am Magdeburger Thore angekommen, blieb sein Wagen halten, da der wachthabende Unterofficier den Fremden notiren mußte. — „Gleim?“ — fragte dieser — „wo wollen Sie logiren?“ —

— „Bei meinem Bruder, Lebrecht Gleim auf dem breiten Wege.“ —

— „Zweck der Reise? — Ah! ich kann mir's schon denken, Sie kommen zur Beerdigung.“ —

— „Zur Beerdigung?“ — rief Gleim erbebend — „was sagen Sie da? Wer wird beerdigt?“ —

— „Nun, der Lebrecht Gleim, der wurde gestern als

todt auf der Commandantur angemeldet, wo ich gerade Dienst hatte. — Weiter Kutscher, passirt!" —

Der Kutscher hieb auf die Pferde, der Wagen rollte davon und Gleim, vor Schreck und Betäubung starr, wußte nicht, ob er Wahrheit oder Irrthum, Traum oder Wirklichkeit erfahren hatte. In dieser furchtbaren Ungewißheit, wo Verzweiflung und Hoffnung mit einander kämpften, fuhr ihm der Wagen viel zu langsam durch die Straßen; sein unruhiges Auge suchte das Haus, wo der Bruder wohnte. Endlich erblickte er die bekannte Hausthür, aus welcher er erst vor zehn Tagen herausgetreten war. Er strengte sich an, am Fenster Jemand zu erkennen, aber das Zimmer mußte nicht bewohnt und geheizt sein, die überfrorenen Scheiben waren nicht aufgethauet. Der Wagen hielt, die Hausthür öffnete sich, eine Magd erschien mit schwarzem Bande an der weißen Haube — die furchtbare Wahrheit zerschmetterte sein letztes, banges Zweifeln, Lebrecht, der geliebte Bruder — lag auf der Todtenstreu. — Gleim's Gemüth war so erschüttert, daß ihm die Klage unmöglich wurde — erst als er die theuere Leiche verlassen und lange Zeit stumm im entfernten Zimmer gesessen hatte, brach die Thräne hervor und er sprach sanft: — „das ist mein Loos — so traf ich einst den Vater in Ermsleben, so fand ich Lambrecht in Berlin — o! Gott! wen soll ich noch auf ähnliche Art wiedersehen?" —

Nach der Bestattung sehnte er sich mächtig nach Halberstadt zurück. — „Ich will in mein Hüttchen!" — rief er

mit trüber Resignation — „in meinem Hüttchen ist Frieden, ich mag es nicht wieder verlassen!" —

Er reisete ab. Wie ein Schiffer, der nach langer Fahrt wieder das feste, sichere Land begrüßt, so athmete auch er freier auf, als er sein Halberstadt wieder erblickte. Mit trauernden Mienen kamen ihm Dorothea und die zur Jungfrau erwachsene Nichte, welche Gleim vor acht Jahren als Kind zu sich genommen hatte, im Garten entgegen. — „Klaget nicht!" — rief er ihnen zu — „was Gott thut, können wir nicht ändern, hier in meinem Hüttchen wollen wir uns mit unserem Frieden einschließen, ich komme wie ein Flüchtling zurück, der den höchsten Wunsch seines Lebens erreicht, dann an Gräbern Abschied genommen und nun keinen anderen Wunsch mehr hat, als selbst zu sterben im heiteren Abendrothe — trauert nicht!" —

Aber die Miene Dorothea's wollte nicht heiter werden, sie flüsterte der jüngeren Nichte zu: — „Er muß es wissen, es ist besser, den Schmerz auf einmal zu überwinden, als nach eingetretener Beruhigung von Neuem das Herz zu zerreißen." — Die jüngere Nichte blickte Dorothea ängstlich an. —

— „Was habt Ihr?" — rief Gleim, als er dies bemerkte. — „Lieber Oheim" — antwortete Dorothea — „Sie wissen doch, daß der liebe Domherr von Spiegel seit langer Zeit von Halberstadt abwesend war." —

— „Ja — ja, ist er zurück?" — fiel Gleim lebhaft ein — „er ist mein treuester Gefährte in Zeiten, wo ich

des Trostes bedarf und er ist Fürsprecher und Beschützer, wo es meinem Herzen wohlthut, anderen Leuten zu helfen — heute noch will ich den stillen Unterstützer meiner Wünsche, den lang entbehrten Freund sehen.“ —

— „Ja, er ist zurück“ — versetzte Dorothea zögernd — „aber wie ist er zurückgekommen? — Ach! die ganze Stadt ist seit gestern Abend in Aufregung.“ —

— „Krank? Todt? O! Dorothea, mein Herz ist schon gewohnt, das Schrecklichste zu erwarten, sage todt, todt — ist es so?“ — Dorothea nickte mit Beklommenheit und sahe den furchtbar zusammenbrechenden Mann mitleidig an, der nur das Schlimmste gedacht zu haben schien, um es widerrufen zu lassen und einen tröstlichen Widerspruch zu hören.

Er sank auf seinen Sessel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Seine Nichten erschraken über die tiefe Erschütterung des erst am Todtenlager Lebrecht's schmerzlich ergriffenen Gemüthes. Sie wollten trösten, beruhigen, die niederschlagende Nachricht durch weitere Mittheilungen mildern, aber Gleim schüttelte trostlos mit dem Kopfe. Nach einigen Minuten blickte er auf und starrte, wie aus düsterer Traumnacht erwachend, seine Nichten an. Seine Seele schien von dem jähen Schmerze in die stärkere Fassung der abstumpfenden Betäubung gerathen zu sein. Fast wie ein ganz Fremder fragte er: — „Also Spiegel ist todt? Ist er in der Stadt, oder auf dem Gute gestorben?“ —

— „Er ist im Auslande gestorben, seine Leiche ist gestern Abend heimgebracht und nach dem Spiegelberge getragen;

seltsame, geheimnißvolle Gerüchte gehen von Mund zu Mund — er soll gar nicht krank gewesen sein, soll den Tod plötzlich erlitten haben, durch fremde Hand — Niemand wagt das Schreckliche zu denken!" —

— „Ermordet? Der Edle ermordet?" — jammerte Gleim.

— „Nein, das behauptet man nicht — man erzählt sich, daß er schon oft vom Reichskammergerichte in Wetzlar vorgeladen wäre, aber nicht erschienen sei — Sie wissen, man wollte ja früher die Zerwürfnisse mit dem Grafen von Wernigerode durch ein heimliches Duell erklären — es ist ein wunderbares Geheimniß!" —

— „Ich muß es wissen" — rief Gleim aufspringend — „laßt mich, ich gehe, laßt mich!" —

Nichts konnte ihn zurückhalten, den Weg nach dem Spiegel'schen Hause sogleich anzutreten.

Auch hier fand er Wehklagen und geheimnißvolles Schweigen. Sein Bitten und Drängen, noch einmal die Leiche des theuren Freundes sehen, ihm zum letzten Male die Hand drücken und eine Rose auf die Brust legen zu dürfen, wurde ihm abgeschlagen, er fühlte doppelt schwer, daß der Gönner in einer Art geschieden sei, über der ein tragisches Dunkel schwebe. — Er weinte seinen Schmerz in einem öffentlichen Gedichte „Blumen auf Spiegel's Grab" aus und zog sich still und trauernd in sein Hüttchen zurück. Aber seine Gemüthsstimmung hatte merklich unter den Erlebnissen gelitten. — Vergebens suchte er sich die Eindrücke, welche er in Potsdam

erfahren hatte, recht lebhaft zu vergegenwärtigen; der Schmerz hatte seinem Gemüthe eine leidenschaftlose Ruhe der Beschaulichkeit gegeben, in welcher er auch die Unterredung mit seinem Könige als eine solche erkannte, wie er sie nicht erwartet hatte. Ja, in der Bitterkeit dieser einsamen, reflectirenden, mit dem Leben abrechnenden Stimmung vermochte er die Unterredung sogar in Verse zu bringen und gegen seinen täglichen, sein Hüttchen aufsuchenden und auf tröstliche Zerstreuung sinnenden Freund, den Rector Fischer, zu äußern: — „ist's nicht eine betrübende Thatsache für unsere deutsche Literatur, daß ein Franzose und Italiener, Guichard und Lucchesini, einem deutschen Dichter die Bahn zu seinem deutschen Heldenkönige mit eigener Anstrengung eröffnen müssen?“ —

Den Anfang des Jahres 1786 brachte Gleim fast ausschließlich im Umgange mit dem Rector Fischer und mit der Bearbeitung seiner Fabeln und Erzählungen, sowie der Sammlung goldener Lebens- und Sittensprüche hin. Sein Gemüth erheiterte sich dabei wie ein dunkler Regenhimmel, aus dessen zerrissenen Wolken die Sonnenblicke hier und da niederstrahlen und an dessen abendlichem Horizonte ein versöhnender, den künftigen, schöneren Tag verkündender Rosenschein die Wolken säumt. — Nach einer kurzen Zwischenzeit, in welcher Hardenberg das Dechanat des Domstiftes geführt hatte, war dasselbe an den Enkel des alten Grafen von Stolberg-Wernigerode übergegangen, dadurch war eine innigere Verbindung mit Gleim wieder hergestellt,

die gräfliche Familie fühlte die Verpflichtung, den alternden Dichter nicht in seinem Hüttchen allein zu lassen und zog ihn so oft als möglich in ihr Haus zu Halberstadt und Wernigerode, wo der „Onkel Gleim" sich der Liebe und des vertraulichen Umganges mit allen Gliedern der Familie gern erfreute. So waren denn die Leiden und Trauerstunden des verflossenen Winters, mit Hülfe des erweckenden Rufes eines verschwenderisch seine Gaben ausstreuenden Frühlings allmälig in Sommerfreude übergegangen, Gleim war wieder seiner ursprünglich heiteren und für die Welt empfänglichen Natur zurückgegeben und horchte wieder auf die Stimmen der Geister in Nähe und Ferne.

Der Augustmonat war gekommen und bis zur Mitte vorgerückt. Gleim ging, wie er gewöhnlich nach Tisch zu thun pflegte, in der, an seinen Garten stoßenden Allee spazieren. Da trat sein Diener Johann, den er an die Stelle seines früheren Heinrich, schon lange in Dienst hatte, zu ihm und überreichte ihm eine Karte, welche soeben vom Ausläufer des Gasthofes abgegeben sei. Auf dieser Karte standen, von einer kräftigen, stehend runden und mit dicken Druckzügen charakterisirten Hand, die Worte: „dem Herrn Canonicus Gleim meldet unter dem Gruße des heiligen Geistes seinen Besuch — Lavater." —

Gleim war im höchsten Grade überrascht und wußte nicht recht, ob er sich freuen oder fürchten sollte. Eine ihm ganz entgegengesetzte Natur, eine zwar achtungswerthe, aber in Regionen des Geistes und Gemüthes schwärmende Per-

sönlichkeit, der er nicht zu folgen vermochte, hatte ihre Nähe angekündigt. Dem Namen und Wirken nach kannte er Lavater seit Jahren, er wußte, daß derselbe, ein Züricher, einst mit seinen Freunden Felix Heß und Fueßli vor länger, als zwanzig Jahren nach Berlin gekommen und von Sulzer und dem Probste Spalding nicht nur freundlich aufgenommen war, sondern auch bei Letzterem Monate lang und, wie Spalding erzählte, in einer Art philosophischer Einsamkeit gelebt hatte; Gleim hatte die „Aussichten in die Ewigkeit" — namentlich aber dessen „Schweizerlieder" gelesen und deren Stärke, Schwung, Einfachheit und Colorit bewundert; er hatte den Dichter weit lieber gewonnen, als den Philosophen, der in seinen Betrachtungen über die Beschaffenheit des künftigen Lebens eine Menge zwar sinnreicher Vermuthungen, sanfter, philosophischer Gefühle, aber auch eine Ueberschwänglichkeit der religiösen Ahnung ausgesprochen hatte, denen Gleim's mehr praktische Natur nicht immer zu folgen vermochte. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß Lavater in eine theosophische Offenbarungsschwärmerei gerathen war, die mit der ruhigen, religiösen Ansicht des Halladat-Dichters im grellsten Widerspruche stand, aber er konnte ihm die Bewunderung nicht versagen, welche er dessen Leidenschaft im Fühlen und Erkennen schuldete. Nicht ohne Interesse hatte Gleim die physiognomischen Studien kennen lernen, in welchen Lavater bemühet war, aus der äußeren Körperbildung der Menschen und Thiere auf deren Seeleneigenthümlichkeit, innere Eigenschaften und Fähigkeiten,

geistige und gemüthliche Charaktere zu schließen und dafür bestimmte Formen des Kopfes, der Hände und Handschriften zu finden. Noch vor Kurzem hatte er ein großes episches Gedicht „Jesus Messias, oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen" vollendet, welches Gleim im Frühlinge gelesen, aber woran er keine Befriedigung gefunden hatte, da er in den feurigen Gemälden der visionären Phantasie nicht seine eigene heiligste Anschauung des Religiösen wiederfand.

In diese flüchtige, gedankenhafte Recapitulation vertieft, hatte Gleim seinen Weg durch die Allee fortgesetzt und war eben im Begriffe, nach seinem Garten zurückzukehren, als ein Mann, der ihn schon längere Zeit hinter der Hecke beobachtet zu haben schien, plötzlich auf ihn zutrat und ihm forschend in's Gesicht sahe. Gleim stutzte und blickte auf den mittelgroßen, geistlich gekleideten Mann, der sich durch ein scharf markirtes, spürendes, durch leidenschaftliche Unruhe und gelehrte Bläße, brennende Augen und ausdrucksvollen Mund charakterisirtes Gesicht auszeichnete. Seine Miene war des rascheften Wechsels fähig, seine Bewegung zeugte von der Unruhe eines stets thätigen Geistes, sein Blick hatte eine schwärmerische, bald unstät suchende, bald fesselnde, eindringliche Kraft.

— „Sie sind Gleim" — sprach er mit Bestimmtheit — „dieses Gesicht hat Güte, Empfindung, Weltlust, Frömmigkeit und lächelnden Schmerz — der Geist der höheren

Offenbarung ist dieser Physiognomie nicht fremd — ich bin Lavater." —

Die eigenthümliche Erkennungsweise, die Herzlichkeit, die Salbung in der Stimme, das Beherrschende in Miene und Geberde dieses Mannes, dabei das unverkennbare Streben, zu gefallen, machten auf Gleim einen zwar gemischten, aber nicht unangenehmen Eindruck. — „Seien Sie mir willkommen" — sagte er freundlich — „sehen Sie, dort ist das stille Hüttchen, wo ich lebe, treten Sie ein." —

— „Ich konnte mir auf meiner Reise nach Bremen die Befriedigung meines Wunsches nicht versagen, Sie kennen zu lernen" — erwiderte Lavater lebhaft — „es führt mich eine Ahnung hierher, daß Gleim zu der geistigen Brüderschaft gehöre, welche die Wahrheit schauet und nach Liebe in Gott trachtet." —

— „Wenigstens habe ich nach Wahrheit gestrebt" — erwiderte Gleim; — „in der Natur ruft mir Alles die Liebe Gottes entgegen, jede Blume, jeder Vogelsang preiset den Schöpfer." —

— „Welch' ein ärmlicher Schöpfer wäre das, den wir Menschen nur durch Sinne und Verstand erkennen könnten — doch, lieber Herr Gleim, wir reden ein ander Mal davon, wir müssen uns erst verstehen lernen." —

Gleim führte den Besuchenden in sein Haus, wo beide Nichten ihn mit Neugierde und Ehrerbietung empfingen, da sie in ihm den Geistlichen erkannten. Der Kaffee, für welchen Dorothea schnell gesorgt hatte, führte beiden Männern

auch zeitweise ihre Gesellschaft zu und die angenehme, überzeugende, mit sich fortreißende Weise, womit Lavater erzählte, die Unmittelbarkeit und innerlichste Gluth, woraus er Wort, Ton und Gedanken schöpfte, das Ueberredende, was seine lebhafte Phantasie und Geberde hatte, erregten bei Dorothea schweigende Ehrfurcht, bei Gleim aufrichtige Bewunderung. — „Ich bin“ — antwortete er auf Dorothea's bescheidene Anregung — „seit sieben Jahren Diacon und seit vier Wochen Pfarrer der Sanct Peterskirche in Zürich und ich kann mit Zufriedenheit von mir sagen, daß ich eine gläubige Gemeinde, eine treue Heerde Christi führe und schütze.“ —

— „Ihr Ruf als Kanzelredner ist auch nach Deutschland gedrungen“ — sagte Gleim — „mit Eifer und Phantasie sollen Sie die Andächtigen auf ungewöhnliche Art zu fesseln vermögen. Einige von Ihren gedruckten Casualreden über Selbstmord, Erdbeben und Abendmahlsvergiftung habe ich gelesen.“ —

— „Die Wirksamkeit des Predigers auf der Kanzel ist immer nur eine geringste, im Vergleiche zu den übrigen Pflichten, welche ein wahrer Hirte der Gemeinde Christi zu erfüllen hat“ — versetzte Lavater. — „In der Kirche kann nur Erweckung, Andacht, Belehrung in Gott, Ruf und Fürbitte geschehen, aber das ächte, christliche Leben muß der Geistliche außer der Kirche fördern, er muß mit und in der Gemeinde, wie ein guter Hirte mit und in seiner Heerde, leben, dann nur kann er der Sorger ihrer Seele sein. Als

ein solcher Seelsorger muß er sich seiner christlichen Glaubenskinder ganz und gar in allen himmlischen und irdischen Angelegenheiten bemächtigen, muß jederzeit ihr Rathgeber, Wegweiser, Vormund und Gewissensrath sein.“ —

— „Aber dazu gehört eine besonders christliche und willige Gemeinde, das wäre in Preußen kaum möglich“ — meinte Gleim.

— „Ach! Preußen! doch später davon — aber lassen Sie Sich gesagt sein, daß die Gemeinde immer der Spiegel von der mehr oder minder tüchtigen Persönlichkeit ihres Seelsorgers ist. Er muß seine Heerde auf die himmlische Weide Gottes führen, muß selbst im Glauben fest und thätig sein. Nicht nur meine Gemeinde sucht mich jetzt, wenn sie Seelennoth hat, ich bin, weit über meine nächste Glaubensheerde hinaus, der Gewissensrath für viele Tausende in der Nähe und Ferne geworden, muß fast täglich geschriebene und gedruckte Ermahnungen und Herzenserleichterungen an Gläubige senden und empfange von ihnen ihre Bekenntnisse.“ —

— „Aber wie vermögen Sie denn in der unruhigen Welt die Gemüther so zu beschäftigen?“ —

— „Der Glaube ist stark in allen Dingen; herrscht hier Glauben im Hause, hangen Sie an der Person des Heilandes?“ —

— „Ei ja!“ — versetzte Dorothea eifrig — „wir sind fromme, gute Christen.“ —

— „Wodurch bezeugen Sie das?“ — fragte Lavater schnell, indem er seine lebhaften, forschenden Blicke

auf Dorothea richtete, daß sie betroffen erröthete und niedersahe.

— „Wir glauben an Gott, an seine Gesetze, die er uns als Mittel zur Sittlichkeit gab und uns unsere Bestimmung zu zeigen, wir gehen zur Kirche und zum Abendmahle.“ —

— „Was ist Ihre Bestimmung?“ — fiel Lavater eifrig ein.

— „Das Gute zu erkennen, Tugend zu üben und im Vertrauen auf das Gute heiter und glückselig, in der Erkenntniß der Vernünftigen aber aufgeklärt uud lebenssicher zu werden“ — antwortete Gleim.

— „Dann haben Sie keine Bestimmung, Sie sind nicht im Glauben, nicht in Gott!“ —

Gleim stutzte — Dorothea erglühete im Bewußtsein ihrer Frömmigkeit fast unwillig und rief: — „Ei, Herr Pastor, in diesem Hause herrscht Gottes Reich, wir fangen keinen Tag ohne Gebet an, danken dem Herrn für seine Gnade, thun allen Menschen das, was Recht ist und glauben an eine ewige Gerechtigkeit, das Gesangbuch ist meine tägliche Quelle frommer Betrachtungen.“ —

— „Was betrachten Sie denn? Thuen Sie dabei Buße? Fühlen Sie die Gegenwart der guten Geister? Kämpfen Sie mit dem Teufel und den dämonischen Wesen? Diese Letzteren weichen vor dem bloßen Gebete nicht.“ —

— „Herr Pastor — wir sind nicht abergläubisch.“ —

— „Aber ohne Glauben!“ — rief Lavater leidenschaftlich.

— „Sie sind der Erste, der meinem Hause diesen Vorwurf macht!“ — sagte Gleim mit sichtbarer Unbehaglichkeit.

— „Der wahre Glaube lebt in größerer Tiefe der Seele“ — fuhr Lavater feurig fort. — „Wachet! daß Ihr nicht in Anfechtung fallet, sagt die Schrift — Selbstbeobachtung ist das erste, heiligste Geschäft jedes ächten Christen. Tagebücher über sich selbst muß jedes Glied meiner Gemeinde führen, und ich gehe ihm darin mit meinem Beispiele voran, ich gebe mein geheimstes Nachdenken über mich selbst allen meinen Gemeindegenossen in die Hände, sie finden darin Vorschriften und Rath, sie thuen es mir sämmtlich nach, ohne Unterschied des Standes und Alters, und weihen mich in die innersten Zustände ihres Seelen- und Familienlebens ein. Ich verfasse darnach für jedes specielle Bedürfniß Sittenbüchlein für Männer, Frauen und Gesinde, christliche Handbüchlein für Jünglinge, Jungfrauen und Kinder, meine nächsten Freunde besitzen Handbibliotheken für ihr geheimstes Glaubensleben.“ —

— „Ich bewundere Sie — wie können Sie das Alles als ein einzelner Mensch ausrichten?“ — rief Gleim, mit aufrichtigem Erstaunen.

— „Im Glauben ermüdet die Kraft nicht und Gott ist so viel in mir, als ich in ihm. Was Ihre Prediger Seelsorge nennen, ist ein Aergerniß vor der Schaar der Engel.

Wie der Hirt jedes einzelne seiner Schaafe kennt, so soll auch der geistliche Hirt für jede einzelne Seele sorgen, welche sich unter seinen Schutz stellt. Ich hoffe, auch in diesem Hause den heiligen Geist zu wecken und den Aufklärungsteufel zu bannen; beginnen Sie mit stetem Nachdenken über Sich selbst, denken Sie Sich in Gottes und seines Sohnes unmittelbare Nähe hinein, verscheuchen Sie jeden aufsteigenden Gedanken an eigene Macht zur Seligung, jedes Gelüste der Vernunft, den Glauben zu richten — das sind Dämonen, das sind Teufel, welche der sündige Mensch sich zur eigenen Bequemlichkeit mit Engelslarven bekleidet — verdammen Sie den Drachen unserer Zeit, der sich Humanität nennt, von dem Menschen als bloßem Menschen spricht und ihm eigene Kraft beilegt; — pfui über den bloßen, nackten Menschen, der nichts weiter sein mag als Mensch, wie Herder in seiner Sünde lehrt — ich achte keinen bloßen Menschen, er ist ein Gattungsthier voll Sünde und weltlicher Begierde, der Mensch soll bekleidet sein, bekleidet mit dem heiligen Mantel des Glaubens, er soll ein christliches Kleid der frommen Demuth tragen und die guten Engel werden ihn erkennen." —

Dorothea war ganz betäubt geworden und blickte beklommen auf Gleim, welcher eben mit rascher Bewegung seinen Stuhl verlassen hatte und ungeduldig, fest und kräftig im Zimmer auf und niederschritt.

— „Ein andermal davon" — fiel er jetzt ein — „waren Sie schon in Halberstadt?" —

— „Ich war in dieser Gegend noch nicht“ — antwortete Lavater, indem er Gleim aufmerksam beobachtete.

— „Dann wäre es Ihnen gewiß angenehm, einmal die schöne Natur zu sehen, die mich oft zur Andacht begeistert.“ —

— „Und welche wir in der Schweiz gewiß nicht weniger schön haben, aber um so mehr die Gläubigen zwingt, auf ihre innere, geistige Natur zu blicken“ —

— „Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pastor, Sie haben ein großes Talent zur Proselytenmacherei — das sagt Ihnen der alte, preußische Grenadier.“ —

— „Natürlich, wie könnte ein preußischer Grenadier anders denken, als sein atheistischer König, der den Glauben zur Willkür eines Jeden macht.“ —

— „Unser Landesvater ist ein aufgeklärter Mann, der dem Aberglauben abhold ist und nur in freien, vernünftigen, besonnenen Menschen die Sitte sucht“ — erwiderte Gleim empfindlich.

— „Diese Aufklärungssucht hat die Menschen zu Sclaven der Selbstsucht gemacht“ — antwortete Lavater mit einer klug berechneten salbungsvollen Milde und indem er die Hände faltete und den frommen Blick zum Himmel erhob, betete er mit einem Tone, der in Dorothea's Augen unwillkürliche Thränen lockte: — „Herr, Heiland und Hort! offenbare diesen Leuten die Gaben Deines heiligen Geistes, die Kraft des Glaubens und Gebetes, öffne ihre befangene Seele durch ein Wunder Deiner unerschöpflichen Gnade!“ —

Gleim richtete sich stolz empor und musterte den seltsamen Mann mit kühnem Blicke. — „Lieber Herr Pastor" — sprach er dann fest und ruhig — „ich habe die patriotische Einfachheit Ihrer früheren Schweizerlieder bewundert, wir wollen als Dichter mit einander reden und haben uns darin viel zu sagen." —

— „Sie wollten mir die schöne Natur um Halberstadt zeigen" — antwortete Lavater schnell und an das Fenster tretend — „lassen Sie uns einen Spaziergang machen." —

— „Ich führe meine Freunde gern in das Freie; mit dem Horizonte erweitert sich auch das Gemüth des Menschen, in dem Frieden und Segen der Felder beruhigt sich das Herz in seinem fruchtlosen Verlangen — da ich aber nicht mehr größere Spaziergänge machen kann, so werde ich sogleich einen Wagen nehmen."—

— „Sie sind ein lieber, freundlicher Mann, dessen Physiognomie mir sagt, daß er nicht nur der Freundschaft der Menschen, sondern auch des Heilands fähig ist — so lassen Sie uns denn eine Fahrt machen." — — Gleim ging hinaus, um seinem Bedienten Johann Auftrag zu geben, schnell den Wagen zu bestellen. — Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Lavater sich vertraulich zu Dorothea setzte, ihre Hand faßte und sie näher betrachtete. — „Die Seele bauet ihr Haus" — begann er — „jeder Zug, jede Form des Leibes, Auge, Mund, Nase, Hand, Bewegung, ist ein Symbol des inneren Menschen in seinen Anlagen,

Neigungen, feineren und gröberen Stoffen der Seele. Menschenkenntniß und Seelenforschung muß der Geistliche haben, um seine Gemeinde zum Höchsten heranbilden zu können. Diese Hand verräth mir eine sanfte, gemüthliche Seelenstimmung, Ihr Auge sinnt unbewußt in der Tiefe des Blicks auf Gemeinschaft mit Gott. Zu allen Zeiten hat der heilige Geist das Frauenherz zum Gefäße heiliger Gaben gemacht, ein Tröpfchen Blut vom Gekreuzigten ist in das Seelenfeld der Weiber gefallen und wartet, wie eine heilige Saat, das Emporkeimen ab; Sie haben die herrliche Anlage und Pflicht, auf diesen häuslichen Kreis gläubig einzuwirken." —

— „Bei Gott, Herr Pastor, wir sind fromme Leute!" — fiel Dorothea ängstlich ein.

— „Was die Welt fromm nennt — ja, das sind Sie, aber das ist keine wahre Gemeinschaft in Christo — beten Sie! beten Sie Tag und Nacht, daß die bösen Dämonen, welche das arglose Herz am Gefährlichsten umschweben, vor dem inneren Lichte der Offenbarung fliehen, schauen Sie tief in sich, erwarten Sie den himmlischen Bräutigam in Gestalt eines gekreuzigten Gottessohnes, führen Sie strenge Rechenschaft über Alles, was Sie denken, fühlen und thun und es wird ein Wunder geschehen, Ihr Herz wird von unsichtbarem Manna erquickt werden, Engel werden herniedersteigen und der alte Mensch wird geblendet von der Seele abfallen, während der neugeborne Gläubige die Wunderkraft seiner göttlichen Gemeinschaft empfängt." —

— „O! ich fühle oft Gottes Nähe, aber dann macht sie mich immer froh und stark für die Welt, ich freue mich über Blumen und Sterne. Der Oheim sagt, daß Menschenliebe die Frucht des guten Herzens sei, daß der Mensch nur durch sich selbst gut werden könne und auf die Vorsehung vertrauen müsse, in Allem, was er in bester Absicht unternähme. Mein Glaube macht mich heiter, Ihr Glaube ängstigt mich — er erschreckt meine Einbildung mit Gespenstern, die meine Vernunft verscheucht. Der Oheim sagt, Wunder gäbe es nicht, nur, was der Mensch nicht begreife, das nenne er so — " —

— „Unglückliche, preußische Aufklärung! — Beten Sie, sinnen Sie auf die offenbarende Nähe des heiligen Geistes glauben Sie an das Evangelium und die Apostel ohne irgend einen Zweifel und es wird Wunder an Ihnen geschehen, über die Ihr Oheim in Demuth erstaunen muß. Ich sehe, daß mich die Mission des heiligen Geistes in dieses Haus geführt hat, möchte die Saat aufgehen für den Himmel." —

In diesem Augenblicke trat Gleim zurück. Er bemerkte Dorothea's erhitztes Gesicht, ihren hülfesuchenden Blick und sahe Lavater fest an. — „Sie sprachen vorhin von Physiognomie" — begann er, um eine neue Wendung in das Gespräch zu bringen — „ich kann Ihnen in den Resultaten, die Sie bekannt machen ließen, nicht folgen." —

— „Betrachten Sie es als eine Masse von Materialien für eine künftige Wissenschaft, an denen ich schon seit

meinem fünf und zwanzigsten Jahre sammle und denen ich auch zeitlebens alle meine Mußestunden widmen werde. Sie sind ein Freund von Herder und da Sie dann auch in seinen Briefen über die Lieder der alten Völker auf das Ursprüngliche im Bilden der menschlichen Natur hingewiesen sind, so müssen Sie auch anerkennen, daß das Urbild menschlicher Vollendung in der Form, in dem Charakter gesucht werden muß." —

— „Warum nicht, wie es die Griechen thaten, in der schönsten Harmonie der Formen? Liegt darin nicht Kraft, welche das Genie bezeichnet?" —

— „Was ist Genie? Doch nichts mehr, als der Drang auf Andere zu wirken? Das thut der Wunderthäter, der Prophet, dazu soll der Mensch erzogen werden, wenn er physiognomische Signatur dafür hat." —

Der praktisch denkende Gleim schüttelte den Kopf, regte dadurch aber die leidenschaftliche Ueberredungsgabe Lavater's nur noch mehr an, seine Behauptungen zu vertreten. Gleim hörte ihn mit zweifelnder Heiterkeit an und meinte endlich, die Physiognomik sei jetzt eine angenehme Spielerei und Liebhaberei geworden, da man auch in Halberstadt angefangen habe, Silhouetten zu sammeln und Menschengesichter zu studiren. — „Kommen Sie einmal in meinen Bildersaal" — sagte er dann — „dort können Sie mir einmal die Portraits meiner Freunde entziffern." —

Lavater folgte gern, da er auf alle ähnlichen Portraits großer Männer Jagd zu machen pflegte; Gleim schritt mit

Lächeln mit ihm von Bild zu Bild, um die Urtheile dieses eigenthümlichen Mannes zu erwarten. Mit sichtbarer Ueberraschung blieb Lavater vor dem Bilde der Karschin stehen. — „Ha!" — rief er aus — „die Thoren würden sagen: Lieber keine Verse machen, als so aussehen! aber ich behaupte: lieber so aussehen und Verse machen. Wahrlich! das Gesicht ist doch, man mag gegen die Schönheit einwenden, was man will, äußerst geistreich, nicht nur das theilnehmende, funkelnde Seherauge, auch die häßliche Nase, besonders der Mund, das ganze Muskel- und Schattenspiel, nicht zu vergessen den ganzen Umriß von der Haarlocke auf der hohen männlichen Stirn bis zum beinernen Kinne. Zwischen Nase und Unterlippe schwebt besonders viel Geist — die Poesie scheint ihren Sitz in den Augen zu haben, das übrige Gesicht gehört dem kaltforschenden Denken an, vielleicht hätte sie mehr Philosophin als Dichterin werden können." —

Gleim schien mit dieser Probe physiognomischer Diagnose zufrieden zu sein, er fühlte eine größere Vertraulichkeit zu dem Manne, und folgte bereitwilliger seinen ferneren Deutungen. In diesem Gebiete entwickelte Lavater viele geistreiche Gedanken und überraschte Gleim durch physiognomisch gewonnene Urtheile, welche er aus Erfahrung bestätigen mußte. So war allmälig eine innere Annäherung beider Männer entstanden nnd sie schritten, als Johann den Wagen anmeldete, weit vergnügter, als sie vorhin gewesen waren, nach der Thür.

Ein schöner Augusttag war dieser Spazierfahrt günstig, Himmel, Berge und Felder lachten, mit frohem Blicke schauete Gleim in die sonnige Landschaft. Lavater schien sich weniger daraus zu machen und saß, sinnend, den Blick forschend auf Gleim gerichtet, in der Ecke des Wagens, da drängte sich ein hübsches Mädchen mit einem Korbe voll schwarzer Kirschen an den Wagen und bat um Kauf.

— „Kirschen in dieser Jahreszeit?“ — fragte Lavater.

— „Sie bewundern das — Sie sehen, es giebt für Sie unerklärliche Dinge; aber ich kann sie Ihnen ganz natürlich erklären. Diese Kirschen sind aus Blankenburg, wo große Plantagen dieser schwarzen Kirschen seit Jahren gehalten werden — sie werden Ihnen schmecken, gieb her, mein Kind, wir wollen deinen Vorrath kaufen.“ —

Als die Kirschen in den Wagen geschüttet waren, begannen Beide zu essen, aber die Unterhaltung nahm plötzlich eine andere Wendung an. — „Mit Ihren natürlichen Erklärungen wird es nicht viel weiter, als über diese Kirschen hinausgehen“ — sagte Lavater; — „es ist mir lieb, daß wir hier einmal recht gründlich und ungestört über dasjenige sprechen können, was mir Noth thut, so oft ich eine Seele in der Gefahr abklärender Oberflächlichkeit antreffe; — lieber Gleim, Sie sind ein so gefühlvoller, patriarchalischer Mann, Sie müssen ein Christ werden, Ihre Physiognomie bürgt mir dafür, daß Sie nur unter dem Klima Ihres irreligiösen Königs den Weg zum Heile nicht finden können.“ —

— „Ich bin ein Christ — das weiß Gott, aber Sie, lieber Lavater, schwärmen für eine Welt, die mir völlig fremd ist.“ —

— „Wie kann sich ein so begabter Mann, wie Sie, mit dem Wenigen zufrieden geben, was Vernunft und sogenannte Einsicht der menschlichen Ueberzeugung Ihnen zu bieten vermögen. Haben Sie denn noch nie eine Ahnung, einen Traum, eine Eingebung gehabt?“ —

— „Der Mensch bedarf deren nicht, um gut zu sein; dem Dichter und seiner Traumwelt gehört die Ahnung und Eingebung an, ich glaube an Gott, an die Lehre der christlichen Liebe, an die Macht der Erkenntniß der ewigen Wahrheit, an die sittliche Pflicht der Tugendhandlung.“ —

— „Und Ihre Bestimmung?“ —

— „Der Mensch ist dazu bestimmt, glücklich zu werden in Zufriedenheit mit sich selbst, durch Erfüllung dessen, was er als Recht und Pflicht anerkannt hat.“ —

— „Was er anerkannt hat? Etwa durch seine egoistische Vernunft? — Herr! glauben Sie an die Offenbarung des Göttlichen ohne Menschenkraft, glauben Sie an die Wunderthätigkeit der Religion, als Offenbarung?

— „Ich glaube an alles Vernünftige.“ —

— „Sie haben keinen Glauben an Sich selbst, Sie haben Sich Ihren Gott selbst gemacht, nach dem Freiheitsedicte des Königs.“ —

Gleim erglühete und schien betroffen.

— „Fühlen Sie denn gar nicht das Bedürfniß nach der Wohlthat himmlischer Eingebung? Könnten Sie wirklich glauben, daß Kräfte und natürliche Hülfsmittel des Geistes und Herzens ausreichten, um das Gute zu verbreiten, was der Christ soll?“ —

— „Wer sich nicht selbst veredelt, wird vergeblich auf ein Wunder hoffen — es scheint, wer nicht ein Christ nach Ihrem Sinne ist, ist ein Atheist.“ —

— „Das habe ich in meinem neuesten Werke: „Pontius Pilatus“ offen ausgesprochen. Christus sagt, wer nicht für mich ist, der ist wider mich. — Entweder Christ nach meiner Art oder Atheist.“ —

— „Da giebt es freilich in Ihrer religiösen Welt keine Vertheidigung, denn wer nicht denkt wie Sie, ist urtheilsunfähig.“ —

— „Da diese Vernünftler sich weise dachten, sind sie zu Narren geworden. — Was wollen Ihre königlich preußischen Aufklärungstheologen, welche die Religion nur als eine menschliche Anstalt betrachten, um dadurch die Sittlichkeit zu befördern, die die menschliche Bestimmung in nichts weiter als Erkenntniß und Tugend setzen? Diese Aufklärer haben keinen Glauben, welcher doch das einzige Mittel zu höchster Weisheit, Güte und Macht ist.“ —

— „Ich glaube auch; — woran soll ich Ihren ächteren Glauben erkennen? Ein sicherer Glaube geht nicht auf Proselytenmacherei aus.“ —

Lavater warf dem ruhig seine Kirschen verzehrenden Gleim einen flammenden, durchbohrenden Blick zu, wandelte dann plötzlich seine strenge Opposition in einen sanften, salbungsreichen, fast zärtlichen Ton um, der schmeichelnd zu Herzen drang, und fuhr fort: — „Der wahre Glaube ist untergegangen mit der Zeit der Propheten, aber er muß wiedererweckt werden und sich zu erkennen geben durch gesteigerte Kraft und physische Wirksamkeit. Der gläubige Mensch muß Wunder thun können, wie zur Zeit der Apostel, er muß sich auch jetzt noch in einen so unmittelbaren, persönlichen Verkehr mit Gott setzen können, daß sein inbrünstiges Gebet die Rathschlüsse Gottes zu ändern vermag. Glauben Sie fest daran, lieber Freund, das Geistige ist vom körperlichen nicht so geschieden, wie die Vernunftaufklärer lehren, das Göttliche und Menschliche ebenfalls. Das Eine greift in das Andere ein, auch Gott hat seine körperlichen Organe, durch die er wirkt, der Mensch hat ebenfalls Organe, wodurch er sich mit dem Höchsten in Verbindung setzt. Die Unsichtbarkeit des Geistes ist nur für materielle Menschen da, der geistige, gläubige Mensch lebt mit der Geisterwelt wie mit seines Gleichen auf Erden.“ —

— „Dann vertheidigen Sie auch wol die magnetischen Wirkungen, die Geistererscheinungen, die verborgenen, mysteriösen Wissenschaften der Adepten?“ — fragte Gleim.

— „Jeder höher begabte Mensch kann sich mit Gott und der Geisterwelt so in Gemeinschaft versetzen, daß er sie sinnlich wahrnehmen kann.“ — —

Gleim schüttelte ungläubig lächelnd mit dem Kopfe und aß seine Kirschen weiter, während Lavater die seinigen noch in der Hand hielt. — „Essen Sie, lieber Freund“ — sagte Gleim — „es sind ganz materielle Kinder der Natur, welche mit der Geisterwelt nichts gemein haben.“ —

— „Glauben Sie wirklich? Sollte dem höher begabten Menschen es nicht möglich sein, auch auf sie zu wirken? Hat Jesus nicht Wasser in Wein verwandelt?“ —

— „Lieber Freund, ich schätze Sie hoch, ich habe Ihren edlen, himmelanstrebenden Geist lieb, aber lassen Sie das Mystische ruhen, wir können auch ohne Wunder gute Menschen und Freunde sein.“ — Es schien, als ob Lavater bislang nur sondirt hätte, auf welcher Seite er Gleim zu gewinnen habe, um seine Seele zu retten. Vergebens hatte er sich bis jetzt an den Christen, den Philosophen, den Menschen gewendet — aber er hatte nun bemerkt, daß der Dichter und Gefühlsmensch und seine Freundschaftsschwärmerei derjenige Theil an ihm sei, der am Bestimmbarsten schien. An dieser schwachen Seite wollte er jetzt den Freund für den Glauben gewinnen.

— „Lieber Gleim“ — hub er an — „Sie haben den Tod eines theueren Freundes zu beweinen gehabt, den braven Kleist. Haben Sie in einsamen Nächten lebhaft, innig ihm in Gefühlen verbunden, sein Bild vor der Seele, an ihn gedacht?“ —

— „Oft! — ach! oft!“ —

— „Haben Sie nie das Gefühl gehabt, als würde Ihre Seele von leichtem Säuseln angeweht, als flüstere eine Stimme, der man unwillkürlich vertrauet, Trost, Gedanken und Rath zu, als lebe man mit einem verwandten Wesen in einer schöneren Welt? Haben Sie im Versenken der Seele in sein Dasein nicht oft den Augenblick erlebt, wo Sie nicht wußten, ob Sie geträumt oder wirklich mit ihm gelebt hätten, wo es ungewiß war, ob er vor Ihnen gestanden habe oder nicht, Augenblicke, aus denen Sie eine glücklichere Stimmung, schönere Entschlüsse, höhere Andacht, neue Gedanken mit in den hellen Morgen brachten? Augenblicke, wo sie unwillkürlich eine inbrünstige Gottesgemeinschaft fühlten und beteten?“ —

— „Ja — das habe ich“ — sagte Gleim gerührt und nachdenkend.

— „Haben Sie“ — fuhr Lavater lebhafter fort — „nicht in Dichterstunden, wo Ihre Empfindungen vom Irdischen aufstiegen und den Abglanz einer höheren Natur, einer edleren Menschenerscheinung suchten, plötzlich Bilder geschauet, die das tägliche Leben nicht kennt, Stimmungen und Klänge in sich vernommen, welche Harfentönen gleichen, Gedanken und Blicke erlebt, die Sie selbst in glücklicher Begeisterung als Eingebungen der Muse verherrlichten?“ —

— „Ja — alle dichterische Anschauung ist Schöpfen aus einer überirdischen Quelle!“ —

— „Sie haben damit in der Geisterwelt gelebt, Kleist war Ihnen in nächtiger Stunde erschienen, Engel hatten

mit Ihnen verkehrt, Gott war in ihre Seele herabgestiegen. Die Andacht im Glauben, das feste, hingebende Versenken in die Gedankenwelt, das Sinnen auf Gottes und Geister Nähe, das zuversichtliche Harren auf Offenbarung öffnet plötzlich die Schranke zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, giebt Ihnen Wunderkraft, entschleiert Ihren, von dem materiellen Organe gefesselten Blick, daß Sie die feinen Leiber und Gestalten der Geister erkennen. — So nur wird der Dichter ein Seher und Prophet, so schaueten die Seher des Morgenlandes die Weisheit, deren matten Nachhall Sie selbst in Ihrem Halladat wieder zu geben suchten. Freund, Sie sind längst ein Gläubiger, ohne es zu wissen." —

Gleim war still und sinnend geworden; er wiederholte sich in Gedanken die heiligen Erinnerungsmomente, wo sein Kleist vor die sehnsüchtige Seele getreten war, er gedachte des Verstorbenen, der einsamen Stunden, wo er Trost und Frieden im Gebete gesucht hatte. — „Wer könnte es leugnen", sagte er halblaut — „daß wir in eine Geisterwelt eintauchen, daß Andacht uns zu Gott hinaufleitet, daß vielleicht selige Geister über uns wachen, uns fühlen können!" —

— „Das ist die Macht des Glaubens, darüber darf keine menschliche Seele nachgrübeln, die das heilige Thor der Offenbarung, das sich nur dem gläubigen Erwarten erschließt, sofort zubauen würde. — Gleim! entsagen Sie in religiösen Dingen aller Verstandesthorheit, denken Sie daran, daß alle Weltweisheit vor Gott zur Narrheit wird,

vertrauen Sie dem Gefühle, erwarten Sie in Gebeten die Gnade des heiligen Geistes, die Wunderkraft und Sie werden Kleist leibhaftig sehen, er wird, wenn er gläubig war, Sie in die Engelschaaren führen, in denen Gott seine Organe findet, um sich selbst sichtbar zu machen.“ —

— „O! mein Gott — dich preise ich in dieser schönen Natur, in jeder Freude, jeder guten Erdenthat — wie der gläubige Jude mit ehrfurchtsvollem Schauer am Sinai die Offenbarung der heiligen Bücher empfing, so stehe ich vor der Natur, vor dem Menschen, vor der Wirklichkeit und suche Wahrheit, suche Gott in allen Dingen, suche das Wunderbare zu begreifen und freue mich der Größe, Macht und Weisheit, wenn ich das Gute in der Welt erkenne. — Nein, nein! Lavater, Sie haben mich auf eine Feuerprobe meines Glaubens gesetzt, ich kann Ihnen nicht folgen, Sie sind mir ein lieber, guter, aber auch zugleich ein b ö s e r Mann, weil Sie mir meine Religion rauben wollen.“ —

— „Halten Sie auf die Bibel?“ — fragte Lavater verdutzt.

— „Ja — ja — mögen früher Wunder geschehen sein, ich weiß es nicht, aber auch ohne alle Wunder ist unsere Religion heilig, wahr und erzieht gute, sittliche Menschen“ — antwortete Gleim.

— „Wenn Sie an e i n e m Worte der heiligen Schrift zweifeln, so sind Sie kein gläubiger Christ. Da sollten Sie in meine Gemeinde kommen und Sie würden Wunder noch heute sehen. Auch jetzt noch bethätigt Gott seine Auser-

wählten, um die Menschen zum Glauben der prophetischen Kraft zurückzurufen, viele solcher Wunderthäter habe ich geprüft, um ihre wahre Sendung zu erkennen und vollen Glauben von ihnen zu lernen.“ —

— „Sind Sie denn bei Ihrem starken Glauben noch kein Wunderthäter geworden?“ — fragte Gleim.

— „Indem ich mich der glaubensleeren Zeit mit Glaubensstärke entgegensetze, habe ich Wunder verrichtet, tausende der Ungläubigen bekehrt, alte Vorurtheile, falsche Ueberzeugungen und Traditionen beseitigt, allein durch die Rede.“ —

— „Mein lieber Freund, das ist gefährlich für die Zukunft, denn, wenn ich auch kein gemeiner Aufklärer bin, so fürchte ich doch, daß Ihre Glaubensweise die Menschen in ihrer freien Entwicklung hemmt, daß eine Zeit heraufbeschworen werden kann, in welcher Geheimnisse, statt Erkenntnisse, das praktische Leben verwirren. — Lassen Sie uns abbrechen davon, ich liebe Ihren Geist mit voller Seele, aber ich gestehe, daß Ihr Gauben ein abstoßender Pol zwischen uns ist.“ —

Lavater bedauerte die Verblendung und ging, als er sein Bekehrungswerk als fruchtlos erkannte, allmälig auf andere Gegenstände der Unterhaltung ein. —

Auf der Rückfahrt in die Stadt wollte Lavater nicht nach Gleim's Gartenhäuschen zurückkehren; beide Männer nahmen am Thore Abschied und Gleim sagte, herzlich Lavater's Hand drückend: — „Wir scheiden als gute Freunde

und wollen auch künftig wieder Kirschen mit einander essen, ohne zu verleugnen, was wir an einander auszusetzen haben.“ —

Als Gleim in sein Haus zurückgekommen war, fand er Dorothea auffallend still; ihre Augen waren roth, ein aufgeschlagenes Gesangbuch lag noch auf dem Tische. Er fragte sie, was ihr begegnet sei. — „Ach!“ — seufzte sie — „Lavater hat mein Herz beängstigt, ich konnte seine eindringliche Rede nicht mit meinem alten Gotte vereinbaren und da habe ich im Gesangbuche gelesen und meine bedrängte Seele erleichtert.“ —

— „Das hast Du Recht gemacht, Dorothea“ — erwiderte Gleim — „auch mich hat er bekehren wollen, aber ich bleibe meinem guten Gotte getreu, der nicht will, daß wir durch Wunder selig werden sollen, sondern durch Erkenntniß und Erfüllung seiner Gebote, durch Liebe, Arbeitsamkeit und Vertrauen auf seinen Schutz bei allem unseren guten Trachten.“ —

Die jüngere Nichte trat hinzu und meldete: — „Es ist vorhin ein Herr hier gewesen, der Dich sprechen wollte; ein stattlicher Officier, der sich Kleist nannte.“ —

— „Kleist?“ — wiederholte Gleim betroffen, indem er an die Worte Lavater's im Wagen dachte. — „Hast Du Dich nicht im Namen geirrt? Ein Officier sagst Du? Stattlich groß, helle, feuerige Augen, eine sanfte Stimme, einen leidenden Zug des Mundes?“ —

— „Ganz Recht, Du kennst ihn also schon?“ —

Gleim war wunderbar aufgeregt — die Mysterien der Geisterwelt, welche Lavater ihm mit so gewaltiger Eindringlichkeit erschlossen hatte, die Erwähnung des Verstorbenen in derselben Stunde, in der der Officier in seinem Hause der jüngeren Nichte erschienen war — hatten doch die Dichterseele etwas irritirt und übten eine unwillkürliche Nachwirkung. Schweigend und ernst ging er in seine Stube; innerlich aber fragte er sich unwillig: — „Sollte Lavater in seiner Bekehrungssucht so weit gegangen sein und dieses schlechte Mittel gebraucht haben? Nein, das traue ich ihm nicht zu, es ist ein schlechter Scherz von einem Anderen.“ —

Zwei Tage waren vergangen, als eine allgemeine Aufregung die Stadt ergriff und die gewaltige Kunde der Bestürzung auch in Gleim's Hüttchen drang. Die Sonne Preußens war untergegangen, König Friedrich am Donnerstage, den 17. August, um 2 Uhr zwanzig Minuten auf Sanssouci gestorben. Gleim weinte ihm aufrichtige Thränen der Verehrung nach und klagte seinen Schmerz, als Friedrich's poetischer Grenadier, in einem Gedichte aus, das er an Johannes von Müller schickte. Es gehörte zu seiner trostreichen Beruhigung, alle Umstände der letzten Lebensstunden seines Königs zu erfahren und die Briefe, welche er an Lucchesini und Stamford schrieb, wurden schnell mit allen Details seiner Wünsche beantwortet. Schon seit dem 4. August war die Krankheit des Königs, namentlich durch das Anschwellen seiner Füße, bedenklich geworden, aber er wollte

seinen Sessel nicht verlassen, nicht aufhören, Bescheide zu ertheilen und die Cabinetsräthe zu vernehmen. Noch am 16. August hatte er dem Minister Herzberg Depeschen dictirt, dem General Rodich die Disposition zu einem Manoeuvre der Potsdamschen Garnison ertheilt, am Abend hatte er erklärt, den anderen Morgen vier Uhr, wie gewöhnlich, aufstehen zu wollen. Er verließ aber trotz der unbequemen Lage den Sessel nicht, der Kammerlakai Strützky knieete neben ihm, ihn in den Armen haltend, damit er leichter athmen könne. Doctor Selle war in der letzten Nacht mit dem Regimentschirurgen Engel bei ihm gewesen — kein königlicher Verwandter hatte sich eingefunden, der große König war in den Armen seines Kammerdieners verschieden. Dann erst erschien der Thronerbe und ließ den Tod bei der Königin anzeigen, welche Sanssouci nie betreten hatte. —

Der Tod des Landesherrn, welcher über ganz Preußen den Trauerflor breitete und die ganze Welt mit Theilnahme erfüllte, wirkte in Gleim's Hüttchen nicht gering auf die Gemüther nach. Der Verlust eines theueren Gutes erregte auch hier die Empfindung einer ungewohnten Oede. In Gleim's Seele leuchtete aber die Hoffnung auf eine neue Zukunft der Literatur, wie das Morgenroth eines jungen Tages nach einem umflorten, trüben Sonnenuntergange, er glaubte berufen zu sein, diese Hoffnung auf eine schönere, schutzreichere Epoche der Poesie in Preußen freimüthig dem neuen Könige an das Herz legen zu dürfen und schrieb in

diesem Sinne an den Herrscher, welcher Friedrich's Thron nunmehr geerbt hatte.

Vierzehn Tage nach dem Tode des Heldenkönigs waren verflossen, als ein Bote der Halberstädtischen Regierung eilig auf Gleim's Garten zueilte und einen Kasten trug. Er trat, im Bewußtsein, etwas Bedeutendes zu übergeben, an der neugierig ihm entgegen kommenden Dorothea mit wichtiger Miene vorüber, da er zwei amtliche Schreiben, nebst dem Kasten, selbst dem Canonicus abgeben müsse. Zwei Briefe mit großen Siegeln herausziehend, trat er auf Gleim's Stube.

— „Wichtige Decrete“ — sprach er — „ein Brief von Seiner Majestät, ein anderer von dem Herzoge Friedrich August von Braunschweig, wozu dieser Kasten gehört. Machen Sie nur den Kasten zuerst auf, man hat sich in der Regierung den Kopf zerbrochen, was darin sein könnte — warten Sie, ich will Ihnen helfen.“ — Mit diesen Worten trieb die eigene Neugierde den Boten an, die Stifte und Siegel des Kastens zu öffnen. — „Ein Hut!“ — rief er überrascht — „ein alter Dreimaster von Anno 1750 — was bedeutet das?“ —

— „Halt!“ — rief Gleim, den Hut mit Ehrfurcht ergreifend und gerührt, unwillkürlich Thränen im Auge, denselben betrachtend — „o! welche Gedanken sind unter dir unscheinbarem Hute erzeugt, vor denen Europa erbebte — das ist er, den er trug, als ich ihm vorgestellt wurde — das ist der Hut, den Friedrich im siebenjährigen Kriege ge-

tragen hat!" — Der Regierungsbote stutzte und betrachtete den alten Hut mit ehrerbietiger Scheu. — „Ja er ist's!" — rief Gleim glücklich stolz und die Thür öffnend: — „Dorothea, Maria — kommt, seht den Hut des Königs!" — Die beiden Nichten eilten herein und schaueten voll Bestürzung und Achtung auf das patriotische Kleinod. — Gleim hatte jetzt auch den begleitenden Brief geöffnet.

— „Mein lieber Canonicus Gleim!" — lautete dieser — „wer hätte gedacht, daß ich mein Versprechen so schnell, nach kaum acht Monaten, erfüllen müßte. Hier ist der versprochene Hut, den der verstorbene König noch den Morgen vor seinem Ende auf seinem Haupte getragen hat. Damit man nicht an der Wahrheit zweifle, habe ich es auf eine Karte im Hute geschrieben und mit meinem Siegel besiegelt. Potsdam, am 25. August 1786. Friedrich August, Herzog von Braunschweig-Oels."" —

Gleim hatte eine so große Freude an dem erhaltenen Geschenke, daß er darüber bald das Schreiben vergessen hätte, welches das königliche Siegel trug. Die gesteigerte Neugierde des Regierungsboten machte ihn darauf aufmerksam und eine neue, frohe Gabe bot ihm in diesen Zeilen der neue König dar, indem er in der ungewöhnlich schnellen Beantwortung des Gleim'schen freimüthigen Briefes erklärte: „„Würdiger, lieber Getreuer! Zur Aufmunterung könnt Ihr der Deutschen Muse, der Ihr in Eurem Schreiben vom 23. dieses M. das Wort redet, die Versicherung geben, daß ich mit Vergnügen ihr Beschützer sein werde. Beson-

ders, wenn sich alle deutschen Dichter bemühen, Euch zu gleichen und, Jeder in seiner Art, den Eurigen gleiche Werke liefert. Ich bin Euer gnädiger König

Berlin, den 27. August 1786.

Friedrich Wilhelm.

So hatte nun Gleim Alles, was er vom Throne herab gewünscht hatte, das Andenken an den großen Helden, die Versicherung des neuen Herrschers, die deutsche Muse zu achten, empfangen. In neugeborner Kraft schrieb er noch an demselben Tage einen eindringlichen Brief an den Minister von Herzberg, welcher zugleich Curator der königlichen Akademie der Wissenschaften war, und sprach gegen ihn die glühendsten Hoffnungen auf eine, unter dem Schutze des Königs sich freier entwickelnde, ehrenhafte Erhebung der deutschen Muse aus. Das freundliche Antwortschreiben des Ministers und die bald eintretende Thatsache, daß der neue König einen Gnadengehalt für Ramler aussetzte, bestärkten Gleim in der Zuversicht, daß nun eine neue, goldene Aera für die vaterländische Dichtkunst hereinbrechen werde und ließ ihn bedauern, alt geworden zu sein.

Die Gegenwart des königlichen historischen Hutes sprach sich schnell in ganz Halberstadt aus. Freunde, Bekannte und Fremde kamen in Gleim's Haus, um das patriotische Kleinod zu sehen, das der Besitzer in seinem poetischen, der geistigen Freundschaft gewidmeten Bildersaale auf geeignete Weise aufgestellt hatte. Gleim war eben beschäftigt gewesen,

in diesem Pantheon das vor wenig Stunden empfangene Portrait Lavater's aufzuhängen, welches dieser mit den Worten: — „der böse Mann wünscht zur Versöhnung mit im Hüttchen zu wohnen" — geschickt hatte, als Dorothea hereintrat und die Wiederkehr des Officiers meldete, der sich Kleist nenne und schon einmal dagewesen sei, als Gleim die Ausfahrt mit dem Züricher Prediger gemacht habe. Unwillkürlich und überrascht fielen Gleim's Blicke auf das Bild seines theuren Kleist und von hier mit fragendem Zweifel auf Lavater's lächelndes Gesicht. — „Will der Wundermann mir meinen Kleist wieder geben?" — dachte er — „welch' seltsames Zusammentreffen — aber ich werde sogleich sehen, ob der Officier, der draußen ist, Fleisch und Bein hat, ob er ein Betrüger oder Spötter ist." — Rasch trat er aus dem Bildersaale auf den Vorplatz und stutzte, als er einen jungen, ansehnlichen Officier in der Uniform des Halberstädtischen Regimentes auf sich zukommen sahe.

— „Herr Canonicus" — begann dieser mit sanfter, einnehmender Stimme — „verzeihen Sie meinen Besuch mit der an Ihnen bekannten Leutseligkeit, womit Sie Alle aufnehmen, welche für ein poetisches Streben Schutz und Ermunterung suchen; ich habe mich als Poet versucht und bitte Sie, mir guten Rath zu ertheilen." —

— „Und Sie heißen Kleist?" — fragte Gleim verwundert.

— „Franz von Kleist — ich bin erst vor wenigen Wochen in das Regiment nach Halberstadt gekommen,

war schon einmal an Ihrer Thür, ohne Sie zu treffen, und da Sie jetzt allen patriotischen Leuten Ihr Haus öffnen, um sie des Anblicks von Friedrich's Hute theilhaftig werden zu lassen, so hoffe ich auch, von Ihnen nicht abgewiesen zu werden." —

— „Kommen Sie, Herr Lieutenant, kommen Sie" — antwortete Gleim rasch, indem er die Thür des Bildersaales öffnete — „Sie führen einen Namen, der mir tief durch die Seele klingt — sehen Sie dort das Portrait — das war und ist mein unzertrennlicher Freund, dessen Namen Sie tragen." —

— „Ich weiß es, nehmen Sie mich an seiner Statt an und werden Sie mein Freund." —

— „An seiner Statt? Das ist unmöglich, denn sein Platz ist noch niemals leer geworden in meinem Herzen, aber Ihr Freund bin ich schon, weil Sie seinen Namen tragen und ein Poet sind." —

— „Prüfen Sie meine Versuche, vielleicht lernen Sie mich lieben, wie ich Sie längst in Ihren Liedern liebe." —

Für solche Sprache war Gleim's Herz nicht kalt; er drückte dem jungen Officier die Hand und sprach: — „Der Kreis meiner jugendlichen Freunde in diesem Orte ist zerstreuet worden, aber das Schicksal führt neue Jugend zu mir, mit der ich alter Mann wetteifern möchte." —

— „Vielleicht ruft mich das Schicksal frühe wieder aus Ihrer Nähe fort, aber wir bleiben dann im Geiste nahe. Ich bin mit einem herrlichen Mädchen verlobt, dessen Liebe

mich zum Dichter gemacht hat, ich werde bald meinen Abschied nehmen und in einer reizenden, ländlichen Gegend ein Gut beziehen. Dort wird mich ein stilles, poetisches Glück umblühen, aber Ihre Freundschaft möchte ich mit dorthin nehmen.“ —

Gleim war schnell gewonnen. Er zeigte dem jungen, sanften Manne die Bilder seiner geistigen Genossen, den Hut des Königs, erzählte ihm von den glücklichen Parnaßstunden, welche er in diesem Locale mit seinen jungen Freunden genossen habe, von denen ihm nur Klamer Schmidt treu geblieben sei, dann führte er den Officier in sein Arbeitsstübchen und hörte mit großer Zufriedenheit dessen poetische Versuche an. — „Ja!“ — rief er aus — „Sie sind ein Dichter, Sie machen Ihrem Namen keine Schande, ich habe einen zweiten Kleist gefunden!“ —

Funfzehntes Kapitel.

Vier Jahre, welche seitdem in das ewige Grab der Zeit gesunken waren, hatten große Stürme über das Leben der Menschen gebracht, während Gleim den schönen Frieden in seinem poetischen Hüttchen vergebens zu pflegen und seine Wiederkehr zu hoffen suchte. Die im Jahre 1789 ausgebrochene französische Revolution, welche die republikanische Leidenschaft der Freiheit entfesselte und, im Durchbruche politischen Lebensdranges, im Gefolge neuer Ideen über die höchsten religiösen und philosophischen Interessen des Geistes, einem vernichtenden und aufklärenden Gewittersturme gleich, in das europäische Leben trieb, hatte auch in Deutschland die Grundpfeiler des alten Daseins erschüttert und die friedlichen Errungenschaften ruhiger Ueberlieferung und langsamen Fortschrittes plötzlich durchwühlt. Das Erdbeben der geistigen Welt erschütterte auch das stille Hüttchen am Thore, in welchem zwar ein alter 71jähriger Hüttner wohnte, der scheinbar mit Blumen und Erinnerungen lebte, aber mit unge-

altertem Geiste auf jede Stimme der Zeit horchte, da er sich ein sanftes Bild der Zukunft träumte, die als Frucht einer großen Vergangenheit, still und folgerecht, wie eine ungestörte Friedensblume, sich entwickeln würde. Der neue, mit Feuer und Schwert plötzlich durchbrechende Geist der Zeit, welcher vom fernen Frankreich her, wie ein entfernter Vulkan, die deutsche Atmosphäre erzittern machte, stürmte auch über das Halberstädtische Hüttchen, kühne Lebensfragen und Ideen forderten Einlaß, aber Gleim verschloß Thür und Fenster vor dem Sturme und tröstete seine zu ihm fliehenden Freunde mit der Versicherung, daß es nur ein vulkanischer Ausbruch sei, der sich austoben und auf dessen erkalteter Lava der Frieden und die Besonnenheit wieder ruhig ackern und das Niedergerissene nach altem Plane wieder aufbauen würden. Aber die Stimmen der neuen Zeit rollten wie drohender Donner durch die Geister und neue Ideen von Freiheit und Recht, Volkskraft und Bürgertugend, neue Deutungen von Vaterland und Gott, entzündeten die Gemüther und auch in Deutschland lockerten sich die überlieferten Begriffe und Verhältnisse im Feuer leidenschaftlicher Begeisterung für das Recht und die Freiheit des Staatsbürgers, für die neuen Gedanken der Vernunftreligion und menschlichen Bestimmung. —

— „Es ist ein Fieber!“ — sagte Gleim — „warten wir ruhig im Hüttchen die Krisis und Genesung ab, die Träume der Freiheitsbürger können nicht Wirklichkeit werden,

da sie das Leben zuvor im Kampfe verzehren und ihre neuen Zeiten auf Wüsten bauen würden!" —

An einem Tage dieser Zeit saß Klamer Schmidt, der eine Bedienung als Kriegssecretair in Halberstadt erhalten hatte, am Bette Gleim's, der seit einigen Wochen recht krank gewesen war und sich nun in der Genesung befand. — „Vater Gleim" — sagte der junge Freund — „Ihre Bekannten glauben einmüthig, daß Sie aus Gram über die jetzige Zeit krank geworden sind — man muß sich doch nachgerade an die neuen Ideen gewöhnen, Sie können nicht mehr leugnen, daß sie seit einem Jahre die Welt beherrschen und unsere besten Köpfe beschäftigen." —

— „O!" — seufzte Gleim — „warum hat unser König nicht gehalten, was er mir bei seinem Regierungsantritte versprochen hat? — Unsere deutschen Geister würden nicht in das Feuer der Revolution gestürzt, nicht in ein gefährliches Speculiren nach ausländischem Besseren gerathen sein. Hat er die deutsche Muse geschützt? Der Vers und alle Muse sind verwiesen, die speculirenden Philosophen herrschen, auf Universitäten in und außer Preußen, in Monatsschriften; überall Verfolgung der Musen! die Wissenschaften, die man jetzt verachtungsweise die schönen nennt, und doch dem Staate und der Menschheit so nützlich sind, werden nicht mehr gelehrt, auf Kanzeln und Gerichtsstühlen wohnt philosophische Speculation, es ist Barbarei eingerissen — das habe ich Alles dem geistlichen Minister Wöllner vor zwei

Jahren geweißagt, wenn er nicht die Humaniora schützte, gegen die alle Geschäftsmänner eingenommen sind.“ —

— „Die öffentlichen Wortführer behaupten, daß eine Zeit hereingebrochen sei, wo die Traumwelt der Poesie einer praktischen Richtung Platz machen müsse, die eine freiere Wirklichkeit schaffe.“ —

— „Ja, ich weiß, daß viele meiner Freunde so denken, daß die Revolution unsere Ansichten getrennt hat, daß sie mit den französischen Bürgern fraternisiren und eine neue Lebensform erwarten — ich weiß, daß Freunde mich engherzig schelten, weil ich das Religionsedict öffentlich vertrat, das vom Könige zu rechter Zeit gegeben wurde, um endlich durch ein kirchliches Gesetz den einzelnen Pfarrherren die Willkür der Auslegung und Lehre zu nehmen und sie auf die gute Augsburgische Confession zurückzuführen. — Daß ich kein Pietist und Frömmler bin, habe ich gegen Lavater bewiesen, aber ich kann auch nicht dulden, daß die vom hochseligen Könige in guter Absicht gegebene Glaubensfreiheit dem Teufel der Willkür und Gottesleugnung geradezu in die Arme jage. — “ —

— „Sie haben ein einflußreiches Wort, Vater Gleim — schreiben Sie öffentlich gegen die Mißachtung der Musen im Vaterlande, mahnen Sie vor der Welt den König an sein Wort.“ —

— „Nicht öffentlich — Patrioten müssen Unzufriedenheit im Staate nicht veranlassen und entstandene nicht ver-

mehren. Lieber will ich mich einen Obscuranten schelten lassen.“ —

— „Wenn Sie schweigen, wird man auch den Dichter vergessen, der vor drei Jahren noch seine Soldatenlieder auf Befehl des Königs herausgab.“ —

— „Ja, auf Befehl — sie mögen im Ministerium Eindruck gemacht haben, im Volke sind sie nie heimisch geworden; ich kann auf Befehl nicht dichten, ich kann nur Gedanken und Empfindungen meines Personalcharakters singen.“ —

— „Nichts schmerzt mich mehr, als wenn die Welt sagt, daß Vater Gleim damit seine poetische Laufbahn beschlossen habe.“ —

— „Was? Beschlossen?“ — rief Gleim, indem er sich mit glühender Lebhaftigkeit aufrichtete — „ich hätte kein Saitenspiel mehr?

Gebt mir Blumen, gebt mir Kränze,
Seht, ich bin ein alter Mann,
Der noch alle Freudentänze
Mit den Musen tanzen kann!
Gebt mir Blumen, gebt mir Kränze,
Legt mir leicht're Kleider an,
Daß ich alle Freudentänze
Mit den Musen tanzen kann!““ —

— „Bravo, Vater Gleim!“ — jubelte Klamer Schmidt — „so erkenne ich Sie wieder, Sie sind genesen, treten Sie so vor die Welt.“ —

— „Und Ihr jungen Leute, was habt Ihr zu thun? Auch Ihnen rufe ich dasselbe zu, was ich vor meiner Krankheit an Franz von Kleist schrieb, der auf seinem ländlichen, paradiesischen Gute im Arme der Gattin die Zeit in Ruhe verträumt — Ihr jungen Leute sollt Kampflieder gegen die Barbaren, die modernen Römer dichten, die wie die alten Römer geschlagen werden müssen, denn sonst ist kein deutscher Fürst seines Thrones, kein Hüttner seiner Rasenbank mehr sicher, deutsche Jugend wappne dich! Wenn Ihr jungen Leute das Krokodil nicht schlagt, dann muß es am Ende noch der alte Hüttner thun, muß in alle deutschen Patriotenherzen schreien: wachet gegen den Feind in Eurer Brust, rüstet Euch gegen den Feind an Euren Grenzen! Denken Sie an mein Lied:

„„Wenn eine Zeit zu mächtig wird,
Und zeigt zu stolzen Muth,
Dann sorge jeder Völkerhirt,
Und wach' auf seiner Hut.
Dann glaub' er, daß gefährlicher
Als solche Macht nichts ist,
Sie wird ein Wolf, der weit umher
Die Völkerhirten frißt.
Kennst Du, Du deutscher Patriot,
Solch' eine Macht, so sei
Für frühes Kriegesaufgebot,
Und Deutschland bleibe frei!““ —

— „Dürfte man es in jetziger Stimmung des Volkes

wagen, zur Ehre der Fürsten zu singen, ohne von tausend Keulen der Freiheitsmänner erschlagen zu werden?" —

— „Dann will ich es thun! Ich, der auch den Fürsten Wahrheit zu sagen wagte — da rufen selbst liebe alte Freunde von mir, im französischen Freiheitsschwindel aus: Euere Fürsten sind Despoten und die Nächsten um sie her sind Tyrannen! — Aber ich will ihnen beweisen, daß unsere Fürsten keine Despoten, und die Nächsten um sie her unsere Tyrannen sind. O! warum muß ich alter Mann erleben, daß das schöne Jahrhundert noch in solchem philosophischen Schwindel zu Grabe sinkt!" —

— „Die französische Revolution hat aber die neuen Ideen nicht allein hervorgerufen" — meinte Klamer Schmidt — „haben Sie schon das neue Buch von Kant gelesen, seine kürzlich erschienene Kritik der Urtheilskraft?" —

— „Was wird's anders sein, als was er schon vor vier Jahren in seiner Kritik der praktischen Vernunft speculirt hat? — Auf mich, der ich bei Wolf und Leibnitz vernünftig zu urtheilen gelernt habe, macht diese philosophische Neuerungssucht einen Eindruck wie böhmische Dörfer. Wäre ich nicht zu alt, so würde ich gegen diese revolutionären Philosophen Kant und Fichte auftreten. Aber ich ignorire sie, ich mag nicht einmal ein sarkastisches Liedchen dagegen schreiben; wenn sich die Welt beruhigt hat, wird auch der Geist der deutschen Gelehrten zur guten, alten Denkweise zurückkehren." —

Klamer Schmidt machte eine ungläubige Miene. — „Die Philosophen haben auch ihre Dichter gefunden" — sagte er — „man schwärmt für Göthe's Iphigenie, Egmont, Tasso und Faust — für Schiller's Kabale und Liebe, Don Carlos, man redet mit Klinger von Sturm und Drang." —

— „Das ist ein Sturm, der sich wieder legt, wenn die politischen Vulkane ausgebrannt sind; das soll mich nicht abhalten, ferner Trink- und Liebeslieder ohne Wein und Liebe zu dichten — aber ich fordere von unseren Fürsten, daß sie den Feind von den deutschen Grenzen zurückhalten, von der deutschen Geistesjugend fordere ich, daß sie sich vereine zum Kampfe gegen die Speculation, welche das Leben philosophisch umgestalten will durch zerschneidende, alle bisherige Erfahrung zerstörende Gedanken. Auf! schreibt, singet! Schlacht- und Spottlieder, laute Klage und Hülfeschrei soll aus Euren Gesängen tönen!" —

— „Lieber Vater Gleim, ich habe gestern noch mit dem Rector Fischer darüber geredet — die ganze deutsche Jugend schwärmt für die neuen Ideen, wir würden nur vereinzelt stehende, kraftlose Sänger und Kämpfer sein." —

— „Kraftlos? Vereinzelt? Ha! dann will ich selbst das Lied der Warnung und des Kampfes singen, der alte Grenadier soll Euch zeigen, was der Einzelne vermag, wenn er für seine heiligste Ueberzeugung kämpft! Und der Feind, gegen den ich kämpfen will, dessen Sprache ich nicht verstehe, heißt Irrthum und Freiheitswuth!" —

Klamer Schmidt wagte nicht zu widersprechen, denn Gleim hatte, seine Reconvalescentenschwäche vergessend, sich auf seinem Lager hoch aufgerichtet und seine Wangen glühten, wie seine Augen. Als der junge Freund ihn später verlassen hatte, verlangte Gleim aufzustehen und sich anzukleiden. Dorothea erschrak über den raschen Entschluß und die plötzliche Veränderung in seinem Wesen, aber er antwortete den besänftigenden Einwendungen mit kecker Stimme: — „das Vaterland ruft, der alte Grenadier muß in's Feld, ich will mich rüsten!" —

— „Lieber Himmel! Haben wir denn wieder Krieg?" — rief die beängstigte Nichte.

— „Nicht französische Regimenter wie damals, sondern französische Geister haben unser deutsches Vaterland überfallen — mit dem alten Rechte deutschen Geistes will ich in den Kampf ziehen, retten, was zu retten ist; gegen Dämonen soll mein Wort geschleudert werden." —

— „Oheim! Das muß schon schlimm sein, wenn ein alter Mann so spricht." —

— „Gerade das erfahrene, besonnene Alter, dem das alte Jahrhundert gehört, nicht die leidenschaftliche Jugend, welche trunken von einem besseren Jahrhundert träumt, soll den Feind verscheuchen." —

— „Haben Sie denn solchen Groll, solche Kampfslust? Sie sagten ja immer, daß hier im Hüttchen kein Krieg sei." —

— „Soll man ruhig in seiner Hütte zusehen, wie die Dämme durchbrechen und die Fluthen steigend näher kommen? In solcher Zeit der Noth muß Derjenige am Raschesten zugreifen, der am Deutlichsten die Gefahr erblickt. Ich will nicht mit dem Schwerte dareinschlagen, aber meine alte Leyer soll in Aller Ohren tönen —

Nur ächte Liebe zum Apoll
Gut taktisch angebracht,
Nur diese, nicht der kleinste Groll
Gewinnen mir die Schlacht!"" —

Wir treffen den Hüttner nach sieben Jahren wieder. Man schrieb 1797. —

Er hatte gethan, was er gefühlt, gedacht und als Noth der Zeit erachtet hatte — preußische Marschlieder und Zeitgedichte waren von ihm in die Welt und ihre Stürme geschleudert worden, erschüttert von der Hinrichtung Louis' des Sechszehnten, hatte er gegen Frankreich's Freiheitsstürmer und die deutschen, vom Bürgerrecht trunkenen Männer heftige Worte der Warnung, des strafenden Unwillens, des Aufrufs deutscher Gesinnung gesprochen — aber man achtete nicht darauf, man mißverstand ihn, seine Freunde fielen von ihm ab, man griff seinen dreisten Enthusiasmus für die gute,

alte Zeit mit persönlicher Leidenschaft und kränkendem Spotte an, nur von Fürsten erhielt er Beweise der Anerkennung. Er lobte Klopstock, daß dieser das ihm zugesandte französische Bürgerdiplom wieder zurückgesandt hatte und liebte ihn doppelt dafür, betrachtete ihn seit dieser Zeit als den einzigen, ihm treugebliebenen Freund einstiger Jugendhoffnungen und als der Krieg gegen Deutschland, Pfalz, Schweiz, Rheinthal und die Niederlande ausgebrochen war, glühete er in voller Kriegsbegeisterung und schrieb kühne Briefe an Helden und Fürsten des Vaterlandes, sie zum Kampfe ermunternd. Als Herzog Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl der preußischen Armee im November 1794 niederlegte, schrieb Gleim vorwurfsvoll zur Pflicht der Vertheidigung aufrufend, an ihn und die Antwort des Herzogs, welche lautete: — „Nicht Mangel an Theilnahme an dem über die Menschheit verhängten Unglück, sondern erkannte Unmöglichkeit, unter unzusammenhängenden politischen Umständen zu wirken, und Friedrich's Nachfolger's Aeußerungen, nicht wirken zu sollen, gebieten dem Guelphen, ein Zuschauer der Schande Deutschland's und des Triumphes des Verbrechens zu sein"" — diese Antwort des alten Feldherrn Friedrich's gaben dem bekümmerten Gleim die Ueberzeugung, daß er mit seinen Ansichten nicht allein stehe. — Dennoch aber nannten die in neuen Ideen schwebenden Stimmführer der Zeit ihn öffentlich einen „Obscuranten" und nach mehrjährigem Ringen und Widerstreben, brach dann endlich sein Muth und Hoffen zusammen, er rief

schmerzlich aus: — „ich fühle, daß ich begraben werden muß, denn meine Zeit ist längst vorüber!“ — und er flüchtete sich still und duldend in sein Hüttchen zurück, legte sein Amt als Domsecretair, das er funfzig Jahre verwaltet hatte, nieder, um der Welt zu entsagen und die letzten Lebenstage nur der Erinnerung zu leben. Mißverstehen und die zunehmende Rohheit der Gemüther hatten die Lust an fernern Zeitkämpfen für immer gebrochen, nur noch einmal, als der König von Preußen starb und Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron bestieg, konnte er dem inneren Drange und dem guten Rechte des alten Grenadier's nicht widerstehen, an den neuen Herrscher ein mahnendes, patriotisches Wort zu richten. — „Es ist der vierte König, unter dem ich lebe“ — sagte er zu Dorothea — „ich darf ihm ein erstes und letztes Wort sagen!“ — Und dieses lautete: „„Sire! Voltaire schrieb an Friedrich, wie an seines Gleichen! Die deutschen Dichter machen mit ihren Königen sich nicht so gemein — weil ihre Könige sich nichts aus ihnen machen, so machen sie sich auch aus ihren Königen nichts. Sie sind stolzer, als die französischen! — Wenn aber ein König anfängt, einer zu sein, wie Ew. Majestät, dann sind sie nicht mehr stolz, dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben. Friedrich der Große hatte nur einen Fehler, diesen haben Ew. Majestät nicht — Sie sind ein deutscher König!““ — Auf diesen originellen Brief hatte der neue Thronerbe durch seinen Cabinetsrath Menke in den verbindlichsten Ausdrücken antworten lassen. —

Damit im Herzen befriedigt, hatte sich Gleim nunmehr in sein Hüttchen gänzlich zurückgezogen. Nur Klamer Schmidt, sowie ein Großneffe, Wilhelm Körte, ein gewisser Herr Streithorst und der Rector Fischer lebten als nächste Hausfreunde in seiner täglichen Umgebung und erfrischten das Gemüth des Vereinsamten mit ihren, im Geiste des alten Dichters gesungenen Liedern. — „Im Hüttchen ist kein Krieg!“ — konnte er mit größerer Befriedigung ausrufen, denn die Stürme der Zeit weheten an diesem stillen Garten vorüber, welchen die ferne Welt vielleicht längst für einen Kirchhof halten mochte, obgleich die Freunde das warme, liebreiche Herz kannten, welches hier ungeschwächt der Freundschaft schlug. Ohne zu murren oder zu klagen über die Ausartungen seiner Zeit, dankte er dem Schicksale, daß es ihm an diesem Hüttchen einen ruhigen Zufluchtsort bereitet und in beiden Nichten sorgsame Pflegerinnen gegeben hatte, in deren weiblichen Händen das sanfte Hausregiment lag.

Mit besonderer Liebe dachte Gleim daran, mitten unter dem Saitenspiel der Jugendlust, den auserwählten Platz seines Grabes mit eigener Hand nach seinem Sinne auszuschmücken. Einen umlaubten Blumenhügel seines Gartens hatte er dazu ausersehen, er wollte unter Freunden schlummern und ließ deßhalb acht Aschenkrüge von schwarzgrauem Marmor um diesen Blumenhügel setzen, welche die Namen Kleist, Michaelis, Lessing, Bodmer, Lange, Götz, Pyra und Geßner trugen. An einem warmen August-Nachmittage stand Gleim neben diesem Hügel und pflegte mit geschäftiger Hand

die Blumen, als die Gartenthür geöffnet wurde, und ein Herr mit einer Dame eintraten, die spähend im Garten umherblickten.

— „Siehe, liebe Ernestine" — sprach der Mann, der das gelehrte Aussehen eines Schulmannes hatte — „dort, der Greis muß Gleim sein — so dachte ich mir den silberhaarigen Jüngling, der im Elysium nur die Hülle zu verändern braucht." —

Sie gingen auf ihn zu. — „Ich begrüße den Vater Gleim" — sagte der Fremde; — „daß ich ihn zwischen Blumen treffen würde, überredeten mich längst seine Lieder. Ich bin der Rector Voß aus Eutin, ich konnte mir und meiner Frau auf der Rückreise von einer Gesundheitsausflucht an den Rhein, die Freude nicht versagen, den wohlthätigen Seeleneindruck des Hüttchens zu Halberstadt zu empfangen, daß in Ihren jüngsten Liedern lockt." —

— „Voß?" — fragte Gleim überrascht — „der Freund Stolberg's? Der Dichter der Louise? Der Uebersetzer des Homer? Seien Sie mir willkommen — Sie finden mich hier im Begriffe, mein eigenes Grab mit Blumen zu schmücken, aber kommen Sie in mein Hüttchen, dort wollen wir Blumen in das Stillleben streuen." —

Die Gattin des Dichters sahe glücklich gerührt auf den freundlichen Greis, während Voß die Namen auf den Aschenkrügen las. — „Das sind meine todten Freunde, die mich erwarten" — sagte Gleim — „aber Sie werden noch

mehre gute Freunde in meinem Hause finden, treten Sie ein, im Hüttchen ist kein Krieg.“ —

— „Der alte Grenadier hat im vorigen Jahre sein Abschiedslied in die Welt geschickt“ — sagte Voß — „aber ich finde noch immer den rüstigen, gerade aufgerichteten Grenadier, der einst sang: weil alle Welt Krieg will, so will ich auch Krieg — Berlin sei Sparta! ꝛc. —“ . . .

— „Und jetzt heißt es“ — fiel Gleim ein —:

— „Die alten Freunde sind nicht mehr,
Die jungen sind nicht alt,
Ach! und von unsrem Kriegesheer,
Sterb' ich, der letzte, bald.“ —

— „Wer noch singen kann, der vermag noch lange sein künftiges Grab mit Blumen zu schmücken.“ —

— „Ja, ich singe immer noch fort, von Liebe, Freundschaft, Frühling und Wein, ich belächele Gresset, der es Thorheit gescholten hatte, nach den vierzigsten Jahren noch singen zu wollen. Und ich bin bald achtzig alt. Ich habe es auch Ebert in Braunschweig noch kürzlich geschrieben, wenn wir alten Leute singen, dann freuen sich die Musen und die heiligen Engel im Himmel. Wer noch singen kann, ist der Welt noch nicht abgestorben. Mögen die Leute mich meiner politischen Ansichten wegen schelten, ich segne sie, wenn mein Herz auch ungetreuen Freunden nicht gründlich verzeihen kann. — Aber im Hüttchen ist kein Krieg — an diesem Asyle, das mir Gott vergönnt hat, brechen sich alle

Wogen der brandenden Zeit, hier ist eine Citadelle der Liebe und Freundschaft, ein absonderlich fester Platz für das aus den Stürmen der neuen Zeit gerettete Herz.“ —

Mit Rührung blickten Voß und seine Gattin auf den Greis, welcher sie in sein Haus führte. — „O! Heinrich!“ — flüsterte Ernestine — „wenn uns einst solch’ ein Hüttchen aufnähme — solche glückliche, heitere Seele bliebe!“ —

Ein blühender, freundlicher Knabe sprang aber aus der Hausthür, als Gleim mit seinem Besuche eintreten wollte.

— „Haben Sie auch Jugend im Hüttchen?‘, — fragte Voß, dem lockigen Knaben die Wange klopfend. —

— „Es ist der Sohn meines Gartennachbars“ — sagte Gleim.

— „Ich habe von der Mutter heute eine herrliche Weintraube geschenkt bekommen“ — rief der Knabe, mit seinen großen Augen leuchtend zum lächelnden Greise aufblickend — „da habe ich aber gewollt, daß Du sie essen solltest, Onkel, da Du sie gern issest, ich legte sie Dir eben ganz heimlich auf Deinen Schreibtisch, ohne daß Tante Nichte es bemerkt hat“ — Damit entzog er sich der Liebkosung Gleim’s und der fremden Dame und sprang durch den Garten davon.

— „Nun müssen Sie erst meine Welt sehen“ — sprach Gleim, als er im Hause die Thür zum Bildersaale öffnete — „hier ist mein Freundschaftstempel, mit Fried-

rich's Hut und Schärpe geschmückt, hier habe ich alle meine Freunde in Gesang und Leben versammelt, in ihrem Umgange und Anblicke feiere ich die Versöhnung mit Zeit und Menschen." —

Mit ehrfurchtsvollem Schweigen betrachtete das Voß'sche Ehepaar die Portraits der bekannten Dichter und waren überrascht, auch das Bild Friedrich's Leopold's von Stolberg hier zu treffen, der zwischen Lavater und Klopstock hing; mit andächtigem Ernste traten sie vor die Reliquien des großen Friedrich.

— „Auch seine Schärpe haben Sie?" — fragte Voß. — „Daß Sie in Besitz des Hutes gekommen sind, ist damals überall bekannt geworden." —

— „Ein Jahr nach Friedrich's Tode empfing ich auch von Freundeshand diese Schärpe, welche er im siebenjährigen Kriege getragen hat. Aber wie hätte ich das Glück dieses Besitzes allein genießen mögen, ohne meinen patriotischen Freunden davon mitzutheilen? Ich ließ Ringe anfertigen, eine Elfenbeinurne, mit Cypressen umgeben, darstellend und legte in jeden Ring eine Schleife von den Silberfaden dieser Schärpe. Mancher treue Verehrer des Helden hat einen solchen Ring von mir empfangen." —

— „Ich bewundere Ihre Größe im Gefühle der Freundschaft und Vaterlandsliebe." —

— „O!" — flüsterte Ernestine Voß ihrem Gatten zu — „ein solches Leben und Weben voll der reinsten Güte habe ich noch nie gesehen!" —

— „Und Sie konnten Sich der Welt, sogar dem Amte, bei dieser Rührigkeit des Geistes, entziehen?“ — sagte Voß, mit steigender Bewunderung. —

— „Die Welt hat mich nicht mehr hören wollen, das ist ein Zeichen, daß man scheiden soll — mein Amt mag einen jüngeren Mann, der weniger hat, als ich, glücklich machen. Aber ich habe dennoch nicht ganz aufgehört, zu wirken. Die Beneficiengeschäfte, die Verwaltung der Wohlthaten, welche das Domkapitel an bedürftige Studirende zu spenden pflegt, habe ich beibehalten und ich bleibe dadurch in dem Umgange mit der anwachsenden Generation. Und mein Briefwechsel mit Herder und Klopstock ist Manna für mein nach ihnen lechzendes Herz.“ —

— „Wahrlich! Sie sind kein Greis!“ — rief Voß, von Gleim's Persönlichkeit höchst begeistert — „Sie sind ein Jüngling in Ihrem Herzen!“ —

— „Des Lebens größter Schatz ist Freundschaft; ich wäre, glaube ich, ein viel munterer Jüngling, als ich wirklich noch bin, hätte ich mit Kleist, mit Herder unter einem Dache, in einer Stadt leben können — und auch mit Klopstock habe ich lange nicht genug in dieser Welt gelebt. Die junge Zeit nennt mich alt und will mit mir nicht mehr um die Wahrheit kämpfen — so habe ich denn wenigstens auf andere Weise das wachsende Geschlecht durch stille Wirksamkeit retten wollen. Die französische Freiheit hat auch alte, gute, deutsche Sitte, als eine Fessel menschlicher Beschränkung, zerrissen und ich erschrak über die Menge scham- und

zuchtloser Bücher, welche auf unserem vaterländischen Büchermarkte ausgeboten werden. Darum habe ich an den Buchhändler Göschen in Leipzig geschrieben und ihn dringend gebeten, daß er mit anderen wackeren Männern sich verbinden möge, dergleichen Bücher nicht mehr auf der Messe zu dulden." —

— „Daran thaten Sie recht, vortrefflicher Freund, dadurch machen Sie Sich auf eine gleiche Weise um die Menschheit verdient, wie Herder durch seine Humanitätsbriefe, wie Klopstock durch seine Messiade." —

— „Und doch nennt mich der unruhige Cramer, der von Kiel nach Paris ging, um dort Buchhändler zu werden, einen Obscuranten — er, der denselben Namen meines theueren, ehrbaren Freundes trägt und im zügellosen Revolutionseifer alle Grenzen der Humanität und des Wohlstandes überschreitet und ... doch still davon, ich habe ihm ja selbst geschrieben, daß im Hüttchen kein Krieg sei. — Aber nun kommen Sie in mein Zimmer, ich will Ihnen meine Nichten vorstellen, Sie müssen heute bei mir bleiben, ich werde zu Klamer Schmidt und Fischer, zu Streithorst und Körte schicken, die Einzigen, welche meine, funfzig wechselvolle Jahre lang geträumte Akademie zu Halberstadt mir übrig gelassen hat." —

Voß und seine Gattin ließen sich diese Einladung gern gefallen, denn sie fühlten sich erquickt in der friedlich heitern Atmosphäre dieses Dichterhüttchens. Dorothea hatte bald für eine gemüthliche Kaffeestunde Sorge getragen und im

vertraulichen Gespräche saßen sie an dem gastfreien Tische, der Unterhaltung sich hingebend. Die Rede war auf Graf Stolberg gekommen, der einst mit Voß zum Göttinger Dichterbunde gehörte und der auch mit Gleim früher in einen freundschaftlichen Briefwechsel gekommen war, bei welcher Gelegenheit er ihm sein Bild geschenkt hatte.

— „Er hat“ — sagte Gleim — „mir große Schmerzen gemacht — ich vermuthe, er ist ein Opfer Lavater's geworden und in dessen mystische Richtung gefallen, weil er nicht mit sich und seinem Gotte klar war. Ist es denn wahr, ist es denn unwiderruflich, daß er katholisch geworden ist?“ —

— „O! wir haben viel dadurch gelitten!“ — sagte Ernestine Voß — „wir waren so innig mit einander. Hätte er doch Lavater und die Gallizin nie kennen lernen, hätte er seine Agnes behalten!“ —

— „Wir hatten uns in Göttingen getrennt, um in den Lebensberuf einzutreten“ — erzählte Voß — „er ging in dänische Dienste als Kammerjunker, dann als fürstbischöflich Lübeck'scher Minister nach Copenhagen, aber schon trug er um diese Zeit das Gift in sich, das Lavater's mystische Bekehrungssucht ihm bei einem Besuche in Zürich eingeimpft hatte, indem dieser die leicht empfängliche Phantasie Leopold's von Stolberg überreizte. Ich kam damals als Rector nach Otterndorf im hannöver'schen Lande Hadeln. Als Stolberg nach Eutin zog und sich mit Gräfin Agnes von Witzleben verheirathet hatte, wünschte er mich dorthin zu

ziehen, es gelang ihm bald, mir die Stelle zu ermitteln, welche ich heute noch besitze, und meine Freundschaft zu ihm wurde durch seine Gemahlin und meine Frau noch enger." —

— „Ja!" — fiel Ernestine Voß ein — „sie war ein Engel an Sanftmuth, kindlicher Frömmigkeit, Naivität und ungekünsteltem Witze — mein Mann gedachte dieser glücklichen Zeit noch in seinem Gedichte, wo es heißt:

Sie hieß die Freundin Agnes hier,
Dort hieß sie anders nun,
Man pflegt auf ein Gespräch mit ihr
Wie selig schon zu ruh'n! —

Die beiden Männer und wir beiden Frauen arbeiteten zusammen an der Herausgabe des früh verstorbenen Göttinger Freundes Hölty, wir Frauen schlugen jedesmal zuerst die Verbesserungen vor, welche die Männer billigten und einmal meinte Agnes, hätte sie Hölty gekannt, sie würde seine Geliebte geworden sein; als Stolberg dem widersprach, weil Hölty stets einen ganz stäubigen Rock getragen, da rief sie in ihrer natürlichen Anmuth schnell: — „O! den Rock hätte ich ausgeklopft, wie jetzt seine Gedichte!" —

— „Bald wurden wir wieder getrennt" — fuhr Voß fort — „Stolberg wurde in das Oldenburgische versetzt, aber unsere Freundschaft blieb durch Briefe und häufige Besuche ungeschwächt. Mit Klopstock und Cramer, der damals in Lübeck Superintendent war und dessen Bild leider, wie ich gesehen habe, in Ihrem Freundschaftstempel mit

einem Todtenkranze geschmückt ist, kam Stolberg in einen Umgang, der seiner Neigung zur Ueberschwänglichkeit in göttlichen Dingen mehr Ruhe und Besonnenheit gab, zumal bei manchen Meinungsverschiedenheiten Agnes als schützender und vermittelnder Friedensengel ihm zur Seite stand. Lavater's Einfluß war fast gänzlich verwischt, davon zeugen seine um diese Zeit geschriebenen Jamben. Ich strebte danach, ihn mehr an die Muster der alten Dichter zu führen, er fing an, seine Schauspiele mit Chören zu schreiben, da starb seine Agnes, nach kurzer Krankheit und sein Gemüth wurde, wie sein Körper, gefährlich erschüttert. Er trat bald darauf in dänische Dienste als Gesandter und zog nach Berlin. Gleichzeitig brach die französische Revolution aus, der aristokratisch geborene Stolberg glühete für die Republik, er eiferte gegen mich heftig, als er mich 1790 in Eutin besuchte und ich meine Besorgnisse über die Folgen der Revolution darstellte. Er, der die Bestürmung der Bastille mit Begeisterung begrüßte, wurde aber bald darauf plötzlich still und lau, als man in Frankreich die Lehnsrechte und die Privilegien des Adels aufhob; er athmete Berliner Hofluft und war stets abhängig vom Klima seiner Umgebung." —

— „Er verheirathete sich in Berlin wieder" — nahm Frau Voß das Wort. — „Mit der Gräfin Sophie von Redern, welche seine Gemahlin wurde, erhielt er eine Stieftochter zu seinem Sohne und seinen drei Töchtern, welche ihm Agnes geboren hatte; er zog nach Dänemark, kam

aber für den Winter wieder in die Nähe von Kiel, wo er zu Emkersdorf auf dem Gute des Grafen von Reventlow wohnte. Von dieser Zeit an fand ich ihn verändert." —

— „Es mag auf sein reizbares Gemüth Manches eingewirkt haben" — fuhr Voß fort; — „die Vorfälle in Frankreich, die Trauer um Agnes, die abgeschliffene Weltklugheit des Grafen Reventlow, der ein steifer Anhänger aller Adelsvorrechte war, ferner das fast kränklich überfeinerte Gefühl der Gräfin Julie von Reventlow, einer Tochter des reichen Kaufmann's Schimmelmann; — er verrieth in Wort und Schrift immer entschiedener den hocharistokratischen und frommen Mann. Er trat wieder als Präsident in Eutin'sche Dienste, nahm aber sogleich Urlaub zu einer Reise nach Italien." —

— „Ach! diese unglückliche Reise!" — seufzte Ernestine — „Sehnsucht nach dem alten klassischen Boden hat ihn hingelockt, der Reiz der katholischen Gebräuche beim Gottesdienste hat ihn verlockt!" —

— „Hat doch Lavater in seinem Liede diese Gebräuche hoch gepriesen" — bemerkte Gleim.

— „Und Stolberg hat von nun an herzlich Ja! und Amen! zu jeder Zeile gesagt" — fuhr Voß fort.

— „Auch Gräfin Sophie, seine zweite Gattin, von gleicher Sehnsucht ergriffen, trat noch im nämlichen Jahre die Reise nach Italien an" — fügte Ernestine hinzu.

— „Auf der Reise lernte Stolberg zwei Herren von Droste aus Münster kennen; gleiche Ansichten und Gefühle

schlossen die rascheste Freundschaft, er eiferte für päpstliche Zwecke und den Trappistenorden, besuchte auf der Rückreise die Fürstin Gallizin in Münster, eine einnehmende, mit Glanz und katholischem Bekehrungseifer auftretende Frau, welche bald Stolberg's Gemüth so beherrschte, daß dieser gegen unseren Freund Miller in Ulm sich hart über meine „verfluchte Toleranz" beklagte. So kam er nach Eutin zurück; kam man auf Italien zu sprechen, so antwortete er nicht frei von der Brust weg, zeigte eine merkwürdige Aengstlichkeit und gab sich ganz und gar als Hocharistokrat, der da behauptete, der Adel sei ein edlerer Menschenstamm, von eigenem Ehrgefühl, erhaben über die niedrige Denkungsart der Unadligen und dadurch zu Vorzügen berechtigt." —

— „O! die eine Verblendung folgt aus der andern!" fiel Gleim unwillig erglühend ein — „lieber Gott, welche Zerrbilder macht der abweichende Menschenverstand aus Deinen edelsten Geschöpfen! — Nun bin ich mit mir selbst zufrieden, daß ich an Klopstock, der mir Stolberg's Irrthum durch seine ungeschwächte Größe des Herzens versöhnlicher darstellen wollte, hart und abweisend schrieb: „ich finde in der Aufopferung des Herzens für ein Götzenbild keine Größe, ich kann sein Freund nicht sein." — Aber lieber Voß, blieben Sie denn sein Freund?" —

— „Wir haben uns oft hart und bitter geantwortet. Auf seine Aeußerung über den Adel erwiderte ich, daß es doch wirklich scheine, als wolle sich der Adel mit jener immer unvermischt erhaltenen arabischen Pferderaçe vergleichen, welche

vor Allem zum Wettrennen tauge, worauf er hitzig emporsprang und ausrief: Wer Teufel will uns nehmen, was unser ist? — Ich erwiderte: Der's Euch gab, die öffentliche Meinung. — Er ging fort und rief durch die halbgeöffnete Thür zurück: Verzeihen Sie mir meinen Schuh, ich verzeihe Ihnen den Barfuß. Ich antwortete ihm später durch das Epigramm:

Edlere nennst Du die Söhne Gewappneter, die in der Vorzeit
Tugend des Doggen vielleicht edelte, oder des Wolf's?
Was Dich erhob an Adel, die edlere Menschlichkeit, schmähe sie
Als unadligen Tand. — Nenne sie Adlige, Freund!" —

— „Brav!" — rief Gleim — „was vormals Tugend des Wolfs oder Doggen gewährte, das gewährt in unseren Tagen Kriecherei und Wucher. — O! Klopstock hatte wahrlich Recht, als er die Worte sprach: Der Adel spricht eine moralische Erbschaft an, er muß also mit den etwaigen Tugenden der Ahnherren auch die sämmtliche Schuldenlast ihrer Untugenden übernehmen, von den Vorzeiten der rohen Kraft herab, bis zu den neuesten der rohen Untüchtigkeit. — Aber, lieber Voß, wie lebten Sie ferner im engeren Verkehr mit Stolberg?" —

— „Die schönen Zeiten unserer Agnes kehrten nie wieder" — antwortete Ernestine schnell — „Stolberg's häusliche Einrichtung war prunkender, Bedienten, Pferde und Stallknechte, Verschwendung in Küche und Keller hatten zugenommen, die Unterhaltung bei Tafel war steifer und übel-

launiger geworden. Dann traf bald die Fürstin Gallizin ein, damit auch Lavater, die Herren von Droste, auch ein geistlicher Herr von Overberg aus Münster, ein Mann, den ich einst am Krankenbette der Gräfin Sophie antraf, wie er sie und die Kinder mit Legenden unterhielt.“ —

— „Eine drückende Nebelatmosphäre überlagerte Haus und Gemüther“ — nahm Voß das Wort — „wir besuchten uns, blieben Freunde, aber ich war und bin stets der Widersacher seiner katholischen Schwärmerei und deren immer neu eintreffenden Agenten. Meine Frau, die er gern sieht, führte die Nachwirkung heftiger Unterredungen immer in ein milderes Verhältniß zurück; vor meiner Reise sahen wir uns nur in meinem Hause, weil bei ihm der gemüthskranke Zimmermann aus Hannover sich als Gast aufhält und vor allem Besuche Scheu hat. Boje, unser Göttinger Jugendfreund, ist ebenfalls in Eutin und dort trafen wir auch fleißig zusammen. Bei meiner Rückkehr werde ich aber die päpstlichen Agenten wieder in voller Beschäftigung finden, denn ich hörte schon unterwegs, daß Fürstin Gallizin und Overberg wieder in Eutin sind.“ —

— „Besonders dieser Overberg“ — setzte Ernestine hinzu — „scheint mir sehr gefährlich; er erscheint so mild, gutmüthig, zeigt oft eine große Toleranz in Worten, daß man sich ganz Verschiedenes dabei denken kann.“ —

— „Hat er denn seinen Uebertritt zur römischen Kirche laut bekannt?“ — fragte Gleim.

— „Nein, man weiß nicht, ob es geschehen ist oder

nicht. Ich glaube es noch nicht. Gegen Jacobi hat er auf Luther geschimpft, gegen Andere ist er milder und vermittelnder in seinen Ausdrücken.“ —

— „Du siehst, Dorothea“ — wendete sich Gleim gegen seine ältere Nichte — „welch' ein böser Mann uns der Lavater hätte werden können, wenn wir nicht fest auf der reinen lutherischen Lehre ständen.“ —

— „Ja, auch ich bin in vollem Sinne Protestant — fest auf Tugend vertrauen, das giebt Heiterkeit — dann wird unser Leben dem Herbsttage gleichen, der sich aus dem Nebeldufte frei hervorringt. Wenn in Stolberg ein Aederchen gesunden Lebens schlägt, so kann er die Vernunft nicht ganz wegleugnen und die ewige, auf Golgatha und vom freudigen Luther von den Fesseln ungöttlicher Satzungen gerettete Religion.“ —

— „Und die Worte, welche uns Fritz Jacobi vor einigen Tagen sagte“ — setzte Ernestine hinzu — „ich werde sie der Gräfin Sophie wiederholen — er sagte: ich bezweifle die redliche Ueberzeugung, wenn ein Evangelischer Papist wird. Es giebt nur eine Gemeinschaft der Heiligen, nur eine, aber unsichtbare Kirche, zu welcher Christus, Socrates, Epaminondas, Fenelon, Johann Arndt — sich versammeln in der wahrhaften Gottesliebe, wo das Gewand der Meinung, der Gebräuche und Vorurtheile, die die Guten auf Erden äußerlich bedecken, abgefallen sind.“ —

— „Und ich will“ — fiel Voß ein — „dem fallenden

Freunde zurufen: Bringe des Socrates Geist und Empfindung zum traulichen Mahle, zum seligen Tage der Besinnung — vereinige Dich wieder, wie ehemals, zu Rede und Gesang, hier im Erdthale und in ruhigen Höhen der Vollendung!" —

— „Voß!" — rief Gleim, mit jugendlicher Kraft aufstehend — „Sie müssen für mein preußisches Vaterland gewonnen werden, solchen Mann hat unsere Zeit nöthig zu öffentlicher Wirksamkeit!" —

Ehe Voß darauf antworten konnte, öffnete sich die Thür und die beiden Hausfreunde Klamer Schmidt und Rector Fischer traten ein, denen nach einiger Zeit auch Streithorst und der Neffe Körte folgten. Das Gespräch über Stolberg sowol, wie der von Gleim angeregte Wunsch wurden unterbrochen und die Gegenwart des Dichters Voß gab den jüngeren Freunden Gleim's eine Gelegenheit, literarisch sich auszutauschen.

— „Sehen Sie" — sagte Gleim — „diese vier Dichter sind jetzt mein tägliches Bedürfniß geworden, sie singen mit mir, wie es der Halberstädtische Parnassus am Liebsten hat, mit ihnen in Liebe und Wein zu wetteifern, ist mein höchstes Vergnügen. Alle Nachmittage um vier Uhr kommt schon aus alter Gewohnheit die Muse über mich und dann vergesse ich mein Alter und die unruhigen Zeiten. Bin ich doch noch der Letzte neben Klopstock, von denen, die dem alten Dichterkreise angehörten. Seit nun auch mein getreuer Uz im vorigen Jahre gestorben ist, correspondire ich allein

noch mit Klopstock, wir leben in Erinnerung glücklicher Jugendhoffnungen; ich möchte ihn wol noch einmal sehen, ehe ich sterbe — möchte ihn in seinem Hause beobachten, ob er aus dem Sturme der Zeiten sich auch ein „Hüttchen" gerettet hat." —

— „Ja — ein gemächliches Hüttchen, wenn auch in anderer Weise" — sagte Voß — „Sie wissen, daß er seit sieben Jahren mit seiner vieljährigen Freundin, Elisabeth von Winthem vermählt ist, für deren Silberstimme er sein Vaterlandslied „Ich bin ein deutsches Mädchen" dichtete; — diese edle Frau erheitert sein Greisenalter." —

— „Seine Hymnen auf die französische Freiheit haben mich oft betrübt und um ihn besorgt gemacht" — sagte Gleim — „ich athmete wieder frisch auf, als er sein vom Minister Roland erhaltenes Bürgerdiplom zurücksandte. Ich habe es ihm in meinen Briefen herzlich gedankt und vergaß schnell seine Ode „Ludwig XVI.", welche beginnt: „Glückliche Zeit! und ich Glücklicher, der sie noch sahe!" — Gleich mir, wendete sich sein Auge von den Gräuelscenen der Revolution ab und fiel auf einen würdigeren Gegenstand, auf Kaiser Alexander, dessen große Regententugenden auch mich veranlaßten, ihm zwei Exemplare meiner Zeitgedichte zu senden, die er durch eine schöne Dose erwiderte, welche mir sein Gesandter, Herr von Krüdener in Berlin zusandte und mir um so erfreulicher war, da meine Lieder kein Lob, sondern die eindringliche Ermahnung enthielten, daß der junge Herrscher ein besserer Alexander werden möge,

als der macedonische Eroberer. Die Erfahrung hat uns freilich gelehrt, daß mancher Fürst bei seinem Regierungsantritte vielversprechende Handlungen begeht, deren später folgende von ganz verschiedener Art sind, aber in Alexander's Thaten zeigt sich der Zweck auf das allgemeine Wohl. So dachte auch Klopstock, als er in seiner Ode den jungen Kaiser pries. Aber nun erzählen Sie mir von Klopstock's Hüttchen, worüber er mir selbst nie eine briefliche Andeutung machte." —

— „Wie Sie wissen" — nahm Voß das Wort — „lebt er im Sommer außerhalb Hamburg's in seinem bequem eingerichteten Häuschen am Dammthore; er reitet gern des Morgens früh spazieren und als ich ihn um acht Uhr besuchte, traf ich ihn in hohen, über die Kniee aufgestülpten Reiterstiefeln und in dem schiefergrauen Rocke, den er besonders zu lieben scheint. Er ist ein großer Lobredner des Reiters." —

— „Ja, ja, das weiß ich" — fiel Gleim ein — „vor zwei Sommern schrieb er mir: aber Gleim, warum unterstehen Sie Sich denn, so lange zu leben, da Sie doch nicht reiten? Dieses Kunststück hätte ich Ihnen nicht nachmachen können — damit müssen Sie mir nicht kommen, daß Sie sagen, Sie wären zu alt dazu — Juba ritt noch in seinem 95. Jahre und ließ sich auf's Pferd helfen." —

— „Er sagte auch mir, daß er die Empfehlung des Reitens als Universalmedicin alle Monate einmal in die Hamburger Zeitung setzen lassen möchte. Er reitet am Lieb-

sten jenseits der Alster nach Ham, nach dem Erziehungsinstitute der Dichterin Caroline Rudolphi, setzt sich dort gern in die Laube und läßt sich von dem jungen Mädchen Blumen und wohlriechende Kräuter darbieten. — Hinter dem Hause hat er einen Garten, der auf eine kleine Wiese führt, bis an das Ufer der Alster; hier hat er sich einen Lieblingssitz unter einer Ulme angelegt, von wo man über das Wasser weg nach Wandsbeck schauen kann. Auf dieser Alster lief er einst leidenschaftlich Schlittschuhe; jetzt, wo er selbst nicht mehr läuft, kommt er doch alle Winter hierher, um zuzusehen, eingedenk seiner Jugendode:

„„„O Jüngling, der den Wasserkothurn zu beflügeln weiß,
Und flüchtiger tanzt, laß der Stadt ihren Kamin,
Komm' mit mir, wo des Krystalls Ebene Dir winkt.““ —

Sein Studierzimmmer ist ein kleines Gartenstübchen im ersten Stock, wo Alles genial, unordentlich und selbstgenügsam erscheint. Die weiße Kalkwand, ohne Bild und Spiegel, ist gelb geraucht, ein alter, früher einmal roth angestrichener, abgeschabter, runder Tisch mit altmodischen Füßen, nimmt fast das ganze Zimmerchen ein, ist mit Büchern, Tassen, Pappdeckeln für Schriften, Tabackskasten, Schnupftabacksdosen, Papieren, Pfeifenreiniger und dem buntesten Wirrwarr bedeckt — hier arbeitet er, eine gelbgeräucherte, gestrickte Nachtmütze auf dem Kopfe und von blauer Tabackswolke eingehüllt. An der Wand steht ein alter Koffer, worin seine Bücher der täglichen Handbibliothek liegen.“ —

— „Lieber Gott!“ — rief Dorothea ganz erstaunt — „das ist ja eine garstige Wirthschaft, leiden denn das die Frauenzimmer im Hause? Nein, dem guten Oheim halte ich sein Stübchen doch bequemer und anständiger.“ —

— „Klopstock wünscht es nicht anders“ — lächelte Ernestine Voß — „er hat keinen Sinn für akurate Sauberkeit, wie ich sie in diesem Dichterhüttchen finde. Aber seine Frau steht im Rufe des Geizes.“ —

— „Das weiß er selbst“ — fügte Voß hinzu; — „er lud mich zu Mittag ein — das Mahl war sehr frugal, er zeigte aber eine große Fröhlichkeit, weil ihn seine Gattin mit der Lieblingsspeise, einer großen Schüssel voll Gründlinge, überraschte, die er appetitlich mit allen Gräten aß. Dabei scherzte er über die Einfachheit des Mahles und meinte, ich könne daraus ermessen, daß seine Frau nicht ohne Grund im Rufe des Geizes stände. Aber Windime, wie er seine Gattin in den Oden nannte, lächelte dazu.“ —

Dorothea sahe den Oheim mit stolzem Wohlgefallen an, als fühle sie ihr besseres Leben im Hüttchen und ihren Antheil daran recht lebhaft.

— „Klopstock war damals gerade mit der Herausgabe seiner Odensammlung beschäftigt“ — fuhr Voß fort — „er wollte sie an den Buchhändler Nicolovius in Königsberg verkaufen und war bedenklich, ob er seine Revolutionsoden mit drucken lassen solle.“ —

— „Ganz recht“ — fiel Gleim ein — „wir correspondirten damals lebhaft darüber, ich trieb ihn zur Her-

ausgabe seiner Sammlung, ich wollte sie ihm abkaufen, auf meine Kosten drucken lassen und an die Freunde vertheilen — aber er entschloß sich endlich, auf meinen Vorschlag, sie an Göschen in Leipzig zu geben, der mit seinem Corrector Seume gutmüthig und beharrlich genug war, mit Klopstock sich zu verständigen, denn er wollte immer von Neuem verbessern und umdrucken lassen." —

— „Dieser Seume ist auch ein Dichter" — bemerkte Klamer Schmidt.

— „Ja, ich habe davon gelesen" — erwiderte Voß — „warum tritt er nicht selbstständig heraus?" —

— „Er ist ohne Vermögen" — sagte Gleim — „er hat eine große Sehnsucht zu reisen und ich habe ihm versprochen, es meinerseits nicht an Unterstützung fehlen lassen zu wollen." —

— „Ja, darin ist Vater Gleim immer der großherzige Wohlthäter!" — rief Fischer — „wie viele junge Talente rettet nicht seine wohlthätige Hand vom materiellen Untergange!" —

— „Sprechen wir davon nicht mit Ruhmrederei!" — fiel Gleim ein — „es ist die Pflicht des Alters, die kommende Generation mit dem zu unterstützen, was man selbst nicht mit in das Grab nehmen kann." —

Nachmittag und Abend waren in der glücklichsten Stimmung verlebt. Als Voß mit seiner Gattin das Hütt-

chen verließen, nahmen sie das Bild eines heiteren Paradieses mit in die Ferne, und auch sie hinterließen dem gemüthlichen Hüttner den wohlthuenden Eindruck der Freundschaft guter Menschen und die Erinnerung an einen stillglücklichen Tag.

Das neue Jahrhundert hatte begonnen — aber in Gleim's Leben fiel nicht mehr so erheiternd, wie früher, das Licht des Tages. Schon im folgenden Jahre nach Voß'ens Besuche hatte sich sein Augenlicht ungewöhnlich getrübt und war immer mehr erloschen. Kaum hatte er noch in einem Briefe an Klopstock gejubelt, daß ihm, dem Greise, sich nicht, gleich dem alten Heldensänger Ossian, die Welt dunkel und wonneleer zeige, daß er noch ohne Mühe die kleinste Schrift lesen könne — als plötzlich sein Blick umflort wurde und er nur mit Anstrengung in großen Buchstaben wenige Worte an seine Freunde schreiben konnte. Aber auch diese letzte Kraft erlosch, er mußte sich auf Dictiren und Vorlesen seiner Hausgenossen und jungen Freunde beschränken und da er dabei seine Regsamkeit und Lebenslust bewahrte, so sollte dennoch seine umnachtete Seele auch den herben Schmerz erfahren, daß sein täglicher, durch Lied und Wort ihn erfrischender Genosse, Rector Fischer, plötzlich starb und wenige Wochen darauf eben so plötzlich der Freund Streithorst in das Grab sank.

— „O! Freunde!“ — hatte der Greis schmerzlich ausgerufen — „sterbet doch nicht eher, bis ich gestorben bin. — Warum soll ich noch solche Schmerzen erdulden!“ —

In dieser Zeit, wo Gleim, des Augenlichtes gänzlich beraubt, ganz und gar auf die liebevolle Pflege seiner Nichten, seines Neffen Körte und die Hülfe seines treuen Dieners Johann Stamann, hingewiesen war, saß er eines Tages in seinem Lehnstuhle und fühlte mit wehmüthigem Wohlgefallen den Sonnenschein, der ihm auf Gesicht und Hände fiel. An einem Tisch saß Johann und schrieb. —

— „Ach!“ — seufzte Gleim — „wenn ich doch meine Blumen und meine Bilder nur noch einmal sehen könnte! Wie beneide ich jegliches Geschöpf, das den Tag von der Nacht erkennen kann; o! diese lange, lange Nacht, in der ich nicht weiß, ob ich lebe oder träume.“ —

Johann stand auf und reichte dem Greise ein duftendes Bouquet Blumen in die Hand, an deren Geruche er sich weidete, und wobei er sie durch ein unsicheres Betasten zu erkennen suchte. — „Das Jahrhundert ist dunkel, wolkenschwer — und ich bin doch noch so lebensfroh, so innerlich hell und verlangend.“ —

— „Soll ich Ihnen etwa vorlesen?“ — fragte Johann; — „der Herr Kriegssecretair Klamer Schmidt hat gestern Gedichte eines Cöthener Naturdichters gebracht, der sich Hiller nennt und den der Herr Amtmann Westram in Quedlinburg Ihnen schon früher empfohlen hat und der schon dem Dessauer Fürsten vorgestellt wurde.“ —

— „Ja, lies, Johann, lies, ich höre gern von solchen wilden Waldvögeln — lies mir die Gedichte vor.“ —

Der Diener nahm einige geschriebene und gedruckte Blätter vom Tische und las. Gleim hörte still zu. — „Was weiß man denn von diesem Poeten?“ — fragte er eifrig — „hole mal den Brief vom Amtmann, ich erinnere mich, daß er mir von einem armen Manne meldete, aber ich kam wieder davon ab, weil Baggesen und Friedrich Richter mich besuchten und gleich darauf Seume bei mir wohnte.“ —

Johann ging an die Mappe, welche im Schranke lag und suchte nach dem Briefe. Nachdem er ihn herausgefunden hatte, las er: — „Ich mache Sie auf ein seltsames Talent aufmerksam, lieber Canonicus, das mir von Cöthen aus durch Herrn Secretair Bäntsch bekannt wurde. Der Sohn eines Cöthener Fuhrmanns und Postillons, Gottlieb Hiller, der schon in der Schule Talent zur Poesie und manchen Zug ungewöhnlichen Verstandes verrathen hatte, dann aber doch Pferdeknecht wurde und dabei heimlich schriftstellerte, daneben tagelöhnerte, studirte, dichtete und endlich stille Gönner erwarb, welche seine Poesien drucken ließen und womit er selbst zum Verkauf ausging, wurde allmälig in Cöthen als Gelegenheitsdichter bekannt, erwarb sich dadurch etwas Geld und allmälig Aufmerksamkeit sachverständiger Leute, nicht sowol in der Stadt, wie beim Kammerfactor Hirsch, sondern auch bei Hofe, wie der Oberhofmeister von Rieger. Der alte Franz von Dessau erkundigte

sich nach ihm und seine Gönner gehen damit um, ihn in die Welt, vorläufig nach Halberstadt zu schicken. Sollte er in unsere Gegend kommen, so wird er bei Vater Gleim gewiß nicht vergeblich anklopfen." —

Das Vorlesen des Briefes wurde plötzlich unterbrochen, indem Dorothea eilig hereintrat und rief: — „der junge Herr Graf von Stolberg-Wernigerode kommt durch den Garten in's Haus — ein anderer, älterer, sehr kränklich aussehender Herr ist unten geblieben und hat sich in die Laube neben die Urnen gesetzt!" — Mit diesen Worten zupfte sie die weißen Seitenlocken und die saubere, weiße Halstuchschleife des Greises zurecht und dieser erhob sich im Sessel, da er bereits das Anklopfen hörte. Ein junger, angenehmer Mann trat herein, eilte auf Gleim zu und schob ihn sanft in den Lehnstuhl zurück, indem er sprach: — „Bleiben Sie sitzen, Onkel Gleim, wie geht es Ihnen, wir haben uns lange nicht gesehen." —

— „Das ist der Stimme nach mein lieber Graf Ferdinand — ach! lange nicht gesehen? Gott! wie ist die Welt dunkel!" —

— „Aber dafür glüht das Lämpchen um so gemüthlicher drinnen, in dieser ewig heitern und versöhnlichen Brust, nicht wahr Onkelchen? Das waren schöne Zeiten, als wir auf Ihren Knieen spielten und Sie uns die hübschen Fabeln erzählten. Sie sehen mich jetzt als Ehemann wieder — meine Marie Agnes ist ganz das Ebenbild der Mutter, die Voß in seinen Gedichten so verherrlicht hat." —

Gleim seufzte. — Ein Blick des jungen Grafen veranlaßte, daß Dorothea dem Diener zuwinkte und beide das Zimmer verließen.

— „Ich habe eine Mission übernommen, lieber Onkel Gleim“ — fuhr der Graf freundlich fort — „Sie sind meiner Familie immer ein so treuer, vertraulicher Freund gewesen — aber sagen Sie mir vor allen Dingen, ehe ich von mir selber spreche, wie leben Sie, wie geht's mit der Muse?“ —

— „Der Verlust meines Augenlichts hat mich ganz auf meine innere Welt verwiesen. Da ich immer Nacht habe, so unterscheidet die Seele nicht mehr die Zeit der Ruhe, ich kann in der wirklichen Nacht nicht schlafen und dann kommen mir unzählige Gedanken und Lieder in den Sinn, die ich sogleich dictire. So verlebe ich jetzt meine Nächte, ich dichte und mein treuer Diener Johann, der mit mir in demselben Zimmer wohnt, schreibt alle Nächte unverdrossen nieder, was ich ihm dictire und sorgt dafür, daß am Tage die nächtlichen Zeilen von einem geübteren Schreiber in's Reine geschrieben werden.“ —

— „Sehen Sie denn gar nichts mehr?“ —

— „Mit einem Auge habe ich zuweilen, wenn ich dicht an's Fenster trete, etwas Lichtgefühl, aber wie lange wird auch diese Abenddämmerung meiner Seele währen.“ —

— „Dann können Sie noch geheilt werden, Sie müssen sich operiren lassen, ich habe die unglaublichsten Erfolge in Göttingen, namentlich bei den Kuren Ihres Großneffen, des

Hofrathes Himly gesehen. Der berühmte Augenarzt hält sich zur Zeit in Braunschweig auf — lassen Sie ihn kommen.“ —

Gleim erschien freudig aufgeregt. — „Ich greife, wie ein Untersinkender, nach jeder Hoffnung — und Sie glauben?“ —

— „Jedenfalls, wo noch etwas Licht ist, da ist eine Operation angewandt.“ —

— „Heute noch lasse ich einen Brief an Himly schreiben — o! wenn ich doch nur einen schwachen Blick in die schöne Natur wieder bekäme!“ —

Man sahe es dem Greise an, wie ihn diese Hoffnung, dieser schnell entzündende Gedanke einer operativen Heilung beschäftigte. Freude und Rüstigkeit leuchteten aus seiner Miene. Diese frohe Aufregung schien der junge Graf mit Wohlgefallen zu bemerken, er bestärkte ihn in den immer kühneren Erwartungen, welche Gleim von der Kunst des Arztes hegte, erzählte ibm Thatsachen ähnlicher Art, welche die Hoffnung nur steigern konnten und sprach dann, mit unstätem Blicke durch das Fenster in den Garten spähend, wo der zurückgebliebene, ältere Begleiter ungeduldig hin und her schritt: — „Mein liebes Onkelchen Gleim, nun müssen Sie auch hören, wie der Ferdinand Stolberg-Wernigerode seine Marie Agnes Stolberg gefunden hat.“ —

— „Ach!“ — seufzte Gleim — „der einst so schön tönende Name Stolberg, wie hat er sich umflort in meiner Seele. Als Voß mich besuchte, war das gefürchtete Unglück

noch nicht geschehen, aber ich weiß, daß Stolberg am Ende des nun verflossenen Jahrhunderts mit seiner Gattin geheimnißvoll zu Münster in die römische Kirche übergetreten ist. Schon diese Verheimlichung vor seinen Freunden zeugt von dem Drucke, den er in beklagenswerther Verirrung auf sein Gewissen nahm.“ —

— „Sie urtheilen viel zu hart, lieber Gleim — sollen wir über die Glaubensüberzeugung Anderer richten? Den Glauben muß ein Jeder mit sich allein abmachen, mein jetziger Schwiegervater ist nicht glücklich; bemitleiden wir ihn, statt zu verdammen.“ —

— „Er hat eine Sünde an seinen Kindern begangen, hat sie auch katholisch werden lassen.“ —

— „Mit Ausnahme meiner Frau, der herrlichen Tochter der von Voß besungenen Agnes. Sie ist protestantisch wie ich.“ —

— „Ist sie's?“ — rief Gleim erfreuet — „gottlob, so bleibt mein theueres, Wernigeroder Haus rein und frei von der Verfinsterung — o! seien Sie fest und stark in dem gottfreudigen Luther.“ —

— „Das verspreche ich Ihnen, Vater Gleim — mein Schwiegervater ist von einem unruhigen Ringen nach Befriedigung seiner Seele durchdrungen, seine Phantasie, seine reizbare Kränklichkeit führten ihn in Gebiete, welche sein unbefriedigtes Sehnen nach Glaubensruhe lockten. Im Juli

1799 ging er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, nach dem Seebade Dobberan; seine Besserung war nicht von Dauer, schon im December wurde er wieder von Kraftlosigkeit und Schwindel befallen. Im Februar 1800 begleitete ich ihn auf einer Erheiterungsreise nach Emkendorff und hier wurde Marie Agnes, die vierzehnjährige Tochter Stolberg's, ein liebliches Ebenbild der seligen Mutter, meine Verlobte.“ —

Gleim streckte die Hand gegen den jungen Grafen aus, die dieser faßte, und sprach: — „Gott segne diese Liebe und Ehe, wenn Ihre Gattin wie ihre Mutter ist, von der mir Voß erzählte, dann sind Sie glücklich, dann bin ich zufrieden!“ —

— „Sie müssen aber auch für Stolberg, der Sie wahrhaft verehrt, versöhnliche Gefühle gewinnen“ — sagte Graf Ferdinand; — „er hat das innerste Bedürfniß, die Achtung seiner Freunde, namentlich der Dichter, die ihn einst liebten, wieder zu besitzen, er wünscht eine Versöhnung, ein Begegnen, namentlich mit Denen, welche dem Grabe nahe sind.“ —

— „O! diesen Mann zu denken, diesen einst so herrlichen Mann, mit einer Kerze und dem Rosenkranze in der Hand, sich mit Weihwasser besprengend, einem Pfaffen die Schleppe nachtragend und „Marie bitte für mich“ rufend — weinen, weinen möchte ich über ihn, wenn ich an sein Lied denke, das er einst sang:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf Deiner Spur,
Leite mich an Deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!" —

— „Stolberg hat einen leidenschaftlichen Charakter, der mit Ueberzeugungen nicht abgefunden ist, dessen Seelentiefe das Unerreichbare nach vergeblichem Verstandesforschen nunmehr im Gefühle zu erringen sucht. Die katholische Kirche giebt seinem Gefühle tiefe Mysterien, in welche die nach Ruhe dürstende Seele sich schwärmerisch stürzt. — Vater Gleim, Sie müssen ihn noch einmal sprechen, um ohne Groll aus dieser Welt zu scheiden. Er wünscht es selbst." —

— „Ich grolle nicht, ich habe ihn nur beklagt." —

— „Auch mit Klopstock hat er eine Unterredung gehabt; Klopstock empfing ihn mit der Bedingung, daß von Religion kein Wort gesprochen werde — sie haben sich die Hände gedrückt als gute Freunde." —

— „O! wie unglücklich muß der Mann sein, der, nach einer, Seele und Ueberzeugung zerschneidenden Trennung, eine Wiedervereinigung mit seinen Freunden sucht!" —

— „Auch Friedrich Jacobi, der jüngere Bruder des Canonicus, mit dem er einst brüderliche Freundschaft pflegte, hat sich versöhnt; es war keine Vereinigung, die beide zum Aufgeben seines inneren Seins verpflichtete, es war die alte Jugendsympathie der Liebe." —

Mit diesen Worten hatte Graf Ferdinand das Fenster geöffnet und mit dem Taschentuche in den Garten hinabgewinkt.

— „Ich will mich mit dem guten Menschen und Dichter versöhnen" — sagte Gleim gefühlvoll — „was geht mich der Katholik an? Als alter Grenadier will ich ihm die Hand drücken, wie es Soldatenpflicht ist, den verwundeten Feind auf der Wahlstatt, wenn er nach einem Trunke lechzt, zu erquicken und zu vergessen, daß er im feindlichen Lager mir gegenüberstand. Wenn Gott mir das Augenlicht wiedergiebt, will ich Stolberg sehen und wiedersehen." —

Die Thür wurde geöffnet, ein Mann mit blassem, unruhigem Gesichte, melancholisch schwärmerischen Augen, einer edlen, stolzen, aber ängstlich und empfindlich um sich her tastenden Haltung, trat zögernd herein, sahe den jungen Grafen fragend an und näherte sich dem Sessel Gleim's. Fest, bittend, leidend und liebreich betrachtete er den Greis, welcher unwissend, daß eine dritte Person neben ihm stand, in heiterer Arglosigkeit sagte: — „Wenn ich auch dem Stolberg recht heftig gezürnt habe, so ist er doch noch in meinem Bildersaale gegenwärtig und ich werde sein Bild bekränzen zum Zeichen, daß ich in ihm den Dichter liebe." —

— „Hier bin ich selbst!" — sprach der Mann und faßte Gleim's Hand. — „Ich höre im Schlosse zu Wernigerode von Ihnen, alter Freund, mit allgemeiner Verehrung wie von einem Patriarchen, sprechen und meine Seele sollte es erdulden, daß ich Sie nicht auch, gleich den Uebrigen,

mit Ruhe nennen hören dürfte? Gleim, ich habe Sie stets geliebt, ich wollte Sie noch einmal sehen, wir sehen uns auch jenseits wieder!" —

Gleim wollte überrascht aufstehen, aber der Graf Stolberg hielt ihn zurück. — „O! das ist eine Stimme, der ich oft gleich der Nachtigall im Grünen gehorcht habe — ich höre sie wieder am Rande des Grabes — Stolberg! meine Hand liegt in der Ihrigen — lassen Sie uns irdische Wesen so vollkommen wie möglich sein, bis wir himmlische sein werden!" —

— „Amen!" — flüsterte Stolberg gefühlvoll und mit unstätem Blicke auf die friedliche Greisenerscheinung. — — „O!" — sprach Gleim — „ich höre in meiner Seele Ihre Worte klingen: — „Ich bin ein Deutscher, fühlte die erbliche Tugend in den Jahren des Kindes schon!" —

— „Leben Sie wohl — wir ringen Beide nach dem Höchsten" — rief Stolberg, bei der Recitation seines früheren Gedichtes in eine unheimliche Unruhe gerathend und den Greis unterbrechend — „leben Sie wohl!" — Dabei drückte er Gleim's Hand, sahe noch einmal fest und ernst in sein Antlitz und eilte dann rasch davon." —

Die angeregte Hoffnung auf die mögliche Wiedererhellung der Augen hatte Gleim seit dem Besuche des jungen Grafen Ferdinand fast ausschließlich beschäftigt. Er hatte

sich die günstige Wirkung einer Operation so fest eingeredet, daß er jedes von Anderen geäußerte Bedenken mit Eigensinn zurückwies und seine Abgeschlossenheit von der äußeren sichtbaren Welt störte ihn nicht in diesen Hoffnungen, mit deren Zuversicht auch das Verlangen nach Licht mächtig und unruhig wuchs. Er hatte sofort nach Braunschweig an seinen Großneffen, den Hofrath Himly schreiben lassen und dieser seinen Besuch angekündigt. Derselbe erschien, untersuchte den Zustand der Augen und machte Andeutungen, daß der Erfolg einer Operation sehr zweifelhaft sei. Gleim aber bestand darauf und unterzog sich sofort der schmerzhaften Operation und deren nächsten Folgen mit muthiger Ruhe. — „Durch Nacht zum Licht!" — sagte er, von der bis zur Gewißheit gesteigerten Erwartung erheitert, als er nach der Augenoperation in ein dunkles Zimmer zu Bette gebracht und ihm ärztlich aufgegeben wurde, wochenlang hier auszudauern. —

In dieser Lage hatte er mit ächtem Grenadiermuthe bereits sechs Wochen zugebracht; nur das Umherführen im dunklen Zimmer war ihm erlaubt gewesen. Der Arzt war wieder gekommen, um das Resultat zu prüfen und Gleim empfing ihn mit froher Zuversicht. — „Wie geht's Onkel?" — fragte Himly, den traurigen Blick Dorothea's verstehend, die die eigene Ungläubigkeit des Arztes kannte.

— „Mir geht es gut" — erwiderte Gleim — „ich habe einen Traum gehabt, ich saß und schrieb und sahe Alles um mich her, wie früher; ein liebliches Mädchen

brachte mir eine Rose und sprach: Du wirst von Blindheit und von Schmerz nichts mehr wissen." —

Vorsichtig öffnete der Arzt eine Gardine und prüfte den Erfolg mit der Frage: — „Was sehen Sie jetzt?" —

— „Nichts im dunkeln Zimmer, geben Sie mir erst das äußere Licht wieder." —

Dorothea bekam feuchte Augen, denn der Arzt hatte bereits die Gardine gänzlich aufgezogen und das Tageslicht in das Zimmer fallen lassen. — „Sehen Sie keinen Schein?" — fragte er mitleidig. — „Nein!" — antwortete Gleim — „aber haben Sie denn schon das Zimmer erhellt?" —

Der Arzt sprach ein trauriges „Ja" und setzte rasch hinzu: — „es war nur ein Versuch, lieber Onkel, ich habe nie an Erfolg geglaubt; trösten Sie Sich, Sie können bei Ihrer inneren Seelenhelle das äußere Licht leichter verschmerzen, als tausend Andere — Ihre Phantasie wird Sie in Sonnenschein und Landschaft führen!" —

Gleim erschrak, wollte nicht glauben, daß die Gardine aufgezogen sei, prüfte sich und das Fenster selbst und wurde allmälig kleinlaut und traurig. — „Ach!" — seufzte er — „dann ist's Zeit, daß ich sterbe, jetzt bin ich ein armer Ossian, der außer den Leiden der Blindheit noch den heißen Schmerz in seiner Seele nährt, daß die Heldentage meines Fingal vorüber sind!" —

So war denn die letzte Hoffnung verschwunden, Gleim beklagte sein kärgliches Dasein und suchte sich im Liede zu trösten. — —

Als er eines Morgens nach schlafloser Nacht das Vögelchen singen hörte, welches Dorothea ihm vor das Bett gebracht hatte, sprach er wehmüthig:

„Wir wollen mit Gesang uns keinen Ruhm erwerben,
Wir singen nur für uns und jeder nur für sich;
Wir leben singend uns und wollen singend sterben,
Mein Vögelchen und ich." —

Der treue Johann, welcher die halbe Nacht die poetischen Gedanken seines schlaflosen Herrn niedergeschrieben hatte, trat jetzt, aus einer leichten Anwandlung von Morgenschlummer erwachend, auf ihn zu und sprach: — „Lieber Herr Canonicus, heute sind es nun sieben Wochen, daß Sie im Zimmer geblieben sind; heute ist's ein schöner Tag, soll ich Sie nicht in den Garten führen?" —

— „Was ist mir der Garten?" — fiel Gleim ungestüm ein — „ist er nicht so schwarz wie diese Stube?" —

— „Haben Sie mir nicht erzählt, daß Herr Klopstock die körperliche Bewegung für das Gesundeste im Leben hält?" —

— „Bringe mich hin, aber in den Sonnenschein, daß ich ihn fühle, zwischen meine Blumen, daß ich daran den Sommer erkenne — " — rief Gleim fast trotzig. Der Diener hatte aber seinen Wunsch erreicht, denn er hoffte,

daß die frische Luft den Unmuthigen umstimmen würde, da der lange, ungewohnte Aufenthalt im Hause den Greis grämlich und wunderlich gemacht hatte. Und in der That erheiterte sich sein Gemüth schnell im freien Genusse der erfrischenden Sommerluft, er fühlte sich von Neuem heimisch in der Welt und es erwachten damit Lebenslust und Sehnsucht nach Menschen wieder. Als er mit kräftigen Zügen die Luft einathmete, erhob sich seine große, wohlgewachsene Gestalt wieder und der Geist gedachte lebhaft aller gewohnten Beschäftigungen. Er verlangte ungeduldig nach seinen Freunden, hatte unzählige Fragen an seine Umgebung nach Allem, was ihm lieb und theuer war, und als Johann ihm ermunternd sagte, daß Gott ihn in der Dichtkunst eine Gabe verliehen habe, welche alle Mängel des Erdenlebens ersetze, da lächelte er stolz und muthig, richtete das Antlitz empor und sprach: — „Ja! ja!

„Getreu geblieben bist Du mir,
Dank, liebe Muse, Dank dafür!
Hast in den sieben Marterwochen
Von Gott dem Herrn mit mir gesprochen;
Hast eine brennende Begier,
Bei ihm zu sein, erweckt in mir,
Dank, liebe Muse, Dank dafür!“ —

— „Ah! da kommt der Herr Kriegssecretair“ — rief Johann, der froh überrascht nach der Gartenpforte sahe. Klamer Schmidt eilte dem Greise herzlich entgegen und sprach: — „Gottlob, nun ich Sie wieder in der freien

Luft treffe, sehe ich Sie genesen — nun wollen wir dichten und singen.“ —

— „Ist's aber recht, so lange in Berlin zu bleiben? Ich habe täglich zu Ihrer Frau geschickt und nach Ihrer Rückkunft gefragt. Das hat eine Ewigkeit gedauert!“ — erwiderte Gleim vorwurfsvoll.

— „Da muß dem Vater Gleim die letzte Woche recht lange gewährt haben — aber nun will ich Ihnen auch von Berlin erzählen — ich bin in hohem Grade mit den Menschen, welche ich dort gesehen habe, zufrieden, nicht aber mit den berühmten Pallästen, von denen Sie mir erzählten.“ —

— „Aber das königliche Schloß, eins der größten und schönsten in Europa?“ —

— „Auch das fand ich klein, zu klein für meine Erwartungen.“ —

— „Auch wol gar Aegypten's Pyramiden? Aber ich begreife das, dem Odendichter sind die Sonnen zu klein! Aber nun kommen Sie, wir wollen uns an den Blumenhügel setzen, Sie sollen mir erzählen.“ —

Schmidt legte den Arm Gleim's in den seinigen und führte ihn an den Hügel zwischen die Urnen, wo eine Bank stand, hier unterhielt der jüngere Freund den Greis von seiner Reise und man konnte bemerken, wie die Anhänglichkeit an Menschen und Welt die Miene des alten Dichters der Liebe und Freude zusehends erheiterte und die sieben langen Wochen dunkler, nur von dem Lichte trüglicher Hoffnung durchdämmerter Zimmerhaft vergessen machte.

— „Nun habe ich auch Grüße von dem Rector Stephan Kunze zu überbringen, dessen Heldengedicht „Heinrich der Löwe“ Sie so entzückt hat.“ —

— „Wird er denn den alten Liedersänger in seinem Hüttchen nicht besuchen wollen? Aber hat mein Brief an den Herzog von Braunschweig keine Folge gehabt? Der junge Mann muß befördert werden, ich habe ihm aufgegeben, auf der Durchreise des Helden durch Dardesheim an seinen Wagen zu treten und ihn in meinem Namen anzureden. Der Herzog ist ein Mann, der wie sein Ahn, Heinrich der Löwe, mit ihm sprechen wird; er liebt keine Bücklinge, wol aber eine naive, freie Sprache.“ —

— „Ja, ja, Vater Gleim, Ihre Rathschläge und Ihr Brief an den Herzog, worin Sie das Heldengedicht empfahlen, hat guten Erfolg gehabt, Kunze ist mit zur Präsentation gekommen und hat trotz eines bedeutenden Nebenbuhlers, die Pfarre in Aderstedt erhalten. Er reiset in diesen Tagen von Dardesheim ab.“ —

Der Stolz der Befriedigung leuchtete aus Gleim's Miene. — „Am liebsten sähe ich, wenn unser Domkapitel den zweiten Domprediger zum ersten und Kunze zum zweiten machte, dann wäre unser liebes Halberstadt um einen Dichter reicher.“ —

— „Sein Gedicht hat aber neulich heftige Widersacher gefunden, Zöllner hat die geschichtliche Seite des Epos angegriffen.“ —

— „Die erbärmlichen, geschichtlichen Klaubereien!“ — rief Gleim hitzig — „was verstehen diese Geschichts-Pedanten von der Poesie? Diese engbrüstigen Kritiker, die Historie mit Poesie verwechseln und ihre Schulgelehrsamkeit zeigen wollen? Der Dichter hat den Stoff zu verarbeiten und wie er ihn verarbeitet, das geht den Dichter, nicht den Historiker an!“ —

Durch solche Unterhaltung war Gleim ganz wieder der alte, an der Außenwelt theilnehmende Greis geworden; er verlangte sein Pfeifchen wieder zu rauchen, das er in den sieben Wochen entbehrt hatte, um die operirten Augen nicht zu reizen, er forderte von Dorothea die alte Ordnung des Tages wieder und rief heiter aus: — „Was klage ich über Nacht meiner Augen? Was ich nicht sehe, ersetzen mir meine Freunde, meine Nichten und mein alter Johann — im Hüttchen soll Freude wohnen!“ —

Diese Wiedererfrischung der Dichterseele wurde noch bedeutend durch einen Brief Klopstock's gefördert, welcher nach einigen Tagen einlief. Dieser lautete: „„Lieber Vater Gleim — ich nenne Sie so, weil ich auch Ebert, der doch nur fünf Vierteljahre älter war, als ich, so zu nennen pflegte. — Warum lassen Sie mir durch Körte keine Nachricht geben, wie weit derselbe mit der Herausgabe Ihrer sämmtlichen Werke gekommen ist? Sollte Ihr Auge der Operation ungehorsam gewesen sein, so lassen Sie Sich meine Ode „das Gehör“ vorlesen — ich würde, wenn ich die traurige Wahl hätte, keinen Augenblick zweifelhaft sein

und meine Augen, ob sie gleich noch in die Ferne sehen, fahren lassen. Sie klagen über schlaflose Nächte — Ihre Bitte an den Tod bleibt unerhört — Ihr starkes Alter wird noch mehr überstehen. Denken Sie an den Brunnen zu Aspenstädt — wie gerne käme ich zu Ihnen und brächte Sie zu der Quelle — der Lahme führte dann den Blinden und die Bauern, welche uns sähen, würden sagen: diese halten das Wasser auch wohl für einen Gesundbrunnen! Denn durch ihn soll ja der Mann, der den wunderlichen Namen Klopstock hat, gesund geworden sein. Man weiß nur nicht recht, wie es damit zugegangen ist, ob er das Wasser getrunken oder sich damit begossen habe."" —

So wirkten Poesie, Freundschaft und Erinnerung auf den blinden Sänger mächtig ein, ihn frisch wieder an das Leben zu fesseln. Dazu kamen sein allverbreiteter Ruf als Gönner junger Talente und sein großes Gefühl für Unterstützung der Armuth. Aus der Nähe und Ferne wallfahrteten junge, für Talent und Fortkommen nach Hülfe suchende Männer nach dem Hüttner zu Halberstadt und er gab ihnen nicht nur materielle Unterstützung, sondern suchte auch ihre poetischen Manuscripte zu Gelde zu machen. Durch diese edle Bethätigung eines Musageten wurde er fortwährend an die jüngere Generation und das Leben geknüpft und selbst frisch und für die Welt offen erhalten. —

An einem Nachmittage im Mai 1802 nahete sich dem Hüttchen ein Mann, der nur dürftig gekleidet und durch seine ganze Erscheinung den Angehörigen des niederen Stan-

des verrieth. Tiefliegende, kleine Augen unter hochgewölbten Brauen, eine mehr aufgerichtete Nase, eine dicke Oberlippe bei starken Backenknochen, ein schwärzliches, krauses, kurzgeschorenes und auf halber Höhe der Stirn stumpf abgeschnittenes Haar, charakterisirten den Mann. Seine schwieligen Hände zeugten von leiblicher Arbeit. Mit einer bescheidenen, aber natürlichen Sicherheit fragte er Dorothea nach dem Canonicus Gleim. Dieser befand sich in seinem Zimmer, und als Dorothea den Fremden meldete, der sich Gottlieb Hiller aus Cöthen nannte, rief er: — „Ah! das ist der Naturdichter, den mir Amtmann Westram empfohlen hat — laß ihn kommen." —

Als Hiller eintrat, ließ er ihn näher treten, befühlte sein Gesicht mit der Hand und rief freundlich aus: — „Ja, Sie sind ein Dichter!" — und lachend setzte er hinzu: — „Sie haben just solch' Angesicht wie ich." — Dann tappte er nach seinem Sessel und hieß den Fremden sich mit dem Stuhle ihm gegenüber niederzulassen. — „Was führt Sie nach Halberstadt?" — fragte er.

— „Theils wollte ich einzelne, gedruckte Arbeiten meiner jungen Muse verkaufen, theils wegen der Herausgabe meiner Gedichte Bekanntschaften und Subscribenten sammeln und meine Gönner meinten, daß ich Vater Gleim aufsuchen müßte." —

— „Was Sie zu verkaufen haben, legen Sie hier auf den Tisch, das will ich behalten — lesen Sie mir etwas davon vor." — Hiller las zwei gedruckte Gedichte, von

denen er viele Exemplare bei sich führte, vor, Gleim hörte wohlgefällig zu und fragte dann: — „Wer sind Ihre Gönner?“ —

Meine Gelegenheitsgedichte fanden zuerst am Candidaten Kummer in Cöthen einen aufmunternden Freund; eine Elegie auf den Tod meines Freundes wurde auf Kosten guter Leute und unter der Hülfe des Rathmannes Krellwitz gedruckt; der Kammerfactor Hirsch wurde mein Gönner, nachdem ich zur Einweihung der Synagoge ein Gebet Abrahams gedichtet hatte, das der Vorsteher auf seine Kosten drucken zu lassen versprach, aber doch nicht bezahlte; jedoch veranlaßte Herr Hirsch, daß ich das Gedicht dem Fürsten überreichen durfte, der mich anfangs für einen Juden hielt. Seit die Herren vom Hofe in ihrer Staatsuniform mir auf der Straße die Hand gegeben hatten, fing der Cöthener Bürger an, mir Achtung zu erweisen, die man dem armen Pferdeknechte, Strohdeckenflechter und Lehmsteinstreicher bislang versagte.“ —

— „Nun, und was that Ihr Fürst?“ — fragte Gleim unruhig.

— „Ein neues Gedicht, welches dreitausendmal abgedruckt wurde, verschaffte mir die Vorstellung bei dem alten Fürsten Franz von Dessau; er wunderte sich über meine Kenntnisse, schenkte mir Geld und nun ermunterten mich meine Gönner, mit brieflichen Empfehlungen an den Bernburger Hof nach Ballenstädt zu reisen. In Aschersleben wurde ich auf dem Paradeplatze den Officieren vorgestellt;

der Rittmeister von Itzenplitz zweifelte daran, daß ich die Gedichte, welche ich zum Verkauf ausbot, selbst gemacht hätte, weil ich dazu zu dumm aussähe und verlangte, daß ich ihn und die Linden auf dem Platze sogleich besingen möchte, wenn er an mein Talent glauben sollte. Ich mußte ihm in sein Quartier folgen, er schloß mich ein und forderte, daß das Gedicht fertig sein müsse, wenn er vom Essen zurückkäme. Es war Nachmittags vier Uhr, ich hatte den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen, aber ich dichtete, wurde nach einer Stunde vom Lieutenant von Buttlar abgeholt, der mich mit dem Gedichte zum Rittmeister führte, welcher meine Verse lobte, mich einer artigen Dame, die am Fenster saß, vorstellte und mir einen freien Abendtisch gab." —

— „Und wie erging's am Hofe zu Ballenstädt?" —

— „Ich wurde gnädig aufgenommen, fast eine Stunde lang unterhielt sich der Fürst mit mir über Monarchie und Demokratie und da ich die erstere lobte, da klopfte er mich auf die Schulter." —

— „Recht so, Sie sind ein braver Mann, Sie gefallen mir" — sagte Gleim — „die ganze Gottesnatur ist auch eine Monarchie." —

— „Aehnliches sagte ich auch dem Fürsten, und ist das revolutionäre Frankreich jetzt nicht auch zur Natur zurückgekehrt und eine absolute Monarchie geworden?" —

— „Weiter, weiter" — fiel Gleim ein, der von Politik nichts hören mochte.

— „Der Adjutant von Bechtolsheim in Aschersleben gab mir, nachdem ich durch Frau von Buttlar auch der Fürstin von Bernburg vorgestellt war, eine Empfehlung nach Quedlinburg, an den Adjutanten von Geusau mit; in den ersten Häusern, wie bei Arnstadt, Molzer und Braune, wurde ich gut aufgenommen und die Aebtissin gab mir eine große, silberne Medaille. Von da bin ich geradeswegs hierher zu Ihnen gekommen." —

— „Können Sie denn dichten, wenn Sie sollen?" —

— „Ich dichte sehr schnell, in Cöthen machte ich am Tage Fußmatten und Taubennester, zuletzt Lehmsteine, des Nachts schrieb ich nieder, was ich am Tage gedacht hatte. In einer Stunde mache ich das längste Gedicht." —

— „Sie sind ja ein Hexenmeister, so schnell kann ich nicht dichten. Ich lade Sie heute Abend zum Essen ein, Sie müssen mir noch mehre Gedichte vorlesen." —

Hiller blieb und erfreuete den kleinen Kreis mit seinen Vorträgen, die Gleim's vollen Beifall fanden. Als es neun Uhr war, rief er seinen Johann und befahl ihm, den Dichter nach dem Gasthofe zu begleiten und dem Wirthe zu sagen, daß er Alles für den Gast bezahlen würde. Dem Danke Hiller's kam er rasch dadurch zuvor, daß er fortfuhr: — „Morgen früh soll Sie mein Johann zum Kriegssecretair Klamer Schmidt führen, der sich Ihrer annehmen wird — morgen Mittag aber punkt elf Uhr — verstehen Sie, punkt Elf, erwarte ich Sie zu Tisch." —

Der andere Mittag kam, es hatte bereits Elf geschlagen, aber Hiller erschien nicht; Gleim wurde ungeduldig und murrte, da, um halb Zwölf trat der Cöthener Naturdichter in das Haus. Gleim ließ sich ihm von Johann entgegenführen, faßte ihn auf die Achsel und sprach unwillig: — „Herr Hiller, Sie haben mich beleidigt.“ — Der Angeredete erschrak und fragte bestürzt: — „Womit ist dieses geschehen? Der Herr Rath Paulmann besuchte mich im Gasthofe und hielt mich eine halbe Stunde länger auf.“ —

— „Sie haben versprochen um elf Uhr zu kommen — Sie müssen mir das nicht übel nehmen, ich sage es Ihnen aus guter Meinung. In Ihrem Stande heißt es: Komme ich heute nicht, so komme ich morgen, aber Sie werden nun bald mit größeren Männern zu thun bekommen, da müssen Sie auf den Punkt Wort halten und wenn der Teufel Ihnen den Weg versperren will. Sie nehmen mir dieses nicht übel?“ —

— „Ach! mein lieber Herr Canonicus, wie theuer ist mir das, was mir ein so würdiger Mann wie Sie sagt.“ —

— „Gut, so folgen Sie mir zu Tische.“ — Gleim ließ sich in das Zimmer führen, wo die beiden Nichten schon gewartet und die Tafel bereitet hatten. Hiller zog während des Essens ein Papier hervor und sprach, durch Gleim's heitere Laune und die gemüthliche Aufmerksamkeit Dorothea's zutraulicher geworden: — „Hier habe ich ein Gedicht an Vater Gleim mitgebracht, das ich diese Nacht dichtete. Darf ich es vorlesen?“ —

— „Lassen Sie hören" — antwortete Gleim, indem er mit der Hand dem alten Diener Johann winkte, welcher sich nach einem Nebentische umsahe, auf dem ein beschriebenes Blatt Papier lag. Hiller begann zu lesen. Als er an den Vers kam:

„Schon mehr als viermal zwanzig Mal
Bekränzte Dich der Mai,
Und stets war auch die munt're Zahl
Der Grazien dabei.
Sie wärmte Dir das Biederherz,
Das noch so kraftvoll schlägt,
Und das, empfänglich für den Scherz,
Noch Jugendspuren trägt.
Du hast dem Vaterland gedient
Durch manchen Schlachtensang,
Oft Preußens Feinde untermint
Mit Deiner Lieder Klang,
Und so bist Du so gut ein Held,
Der Preußen's Friedrich ehrt,
So gut wie Kleist und Winterfeld
Des Pantheons auch werth.
Nein! Du hast mehr, wie sie gethan,
Es rief Dein Saitenspiel
So Manchen auf die Tugendbahn,
Und lehrte ihn Gefühl — "" — — —

da verklärte sich Gleim's Gesicht und seine Gestalt hob sich in jugendlicher Rüstigkeit. Der Dichter hatte gleichzeitig die volle Liebe Dorothea's erworben und sie legte ihm schnell die leckersten Speisen auf den Teller.

— „Auch ich habe diese Nacht an Sie gedacht, lieber Hiller“ — sagte Gleim. — „Da ich nicht schlafen kann, so verkehre ich in der nächtigen Stille mit den Gestalten und Eindrücken des Tages. Da habe ich denn meinem Johann ein Lied an Sie dictirt — lies es vor Johann.“ —

Der Diener nahm das Blatt Papier vom Nebentische und las: —

„Gottlieb Hiller, kein gemachter, ein geborener Dichter!
Ein Dichter lief, ihn trieb die Noth,
Zu suchen sich sein Bischen Brot,
Den Juden sang er ein Gedicht,
Doch die bezahlten ihm die Druckkosten nicht.
Die Gönner schickten ihn zu den Fürsten
Doch diese ließen ihn hungern und dürsten“ — ꝛc.

Hiller zuckte die Achseln und rief aus: — „Lassen Sie um Gottes Willen dies Gedicht nicht bekannt werden, das paßt nicht auf mich.“ — Dorothea stutzte, Gleim horchte auf. — „Ich dachte es zu Ihrer Empfehlung in Wieland's Merkur einrücken zu lassen“ — sagte er etwas kleinlaut.

— „Nein, nein, das würde mich nicht empfehlen, sondern meinem politischen Interesse schaden“ — sagte Hiller mit freimüthiger Offenheit. Dorothea blickte finster auf den kecken Poeten und setzte die Weinflasche wieder fort, welche sie genommen hatte, um das Glas des Freundes zu füllen. Verwundert musterte sie dessen rohe, ärmliche Kleidung.

— „Sie dürfen meine aufrichtige Meinung nicht übel nehmen“ — fuhr Hiller fort — „wenn ich mit bitteren Satyren auf Fürsten und Juden von Ihnen öffentlich empfohlen würde, dann könnte es nicht ausbleiben, daß die Vornehmen, die sich meiner annehmen, und einige jüdische Gönner fernerhin nichts mit mir zu thun haben wollten; — außerdem haben Sie nur mein äußeres Leben dargestellt, warum wollen Sie den Jünger der Muse mit dem Bettlerkleid in die Welt schicken, um ihn zu empfehlen?“ —

Gleim war still geworden. Dann brachte er schnell die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand, blieb aber dabei schweigsam und zerstreuet. Plötzlich rief er: — „Johann! gieb mir das Gedicht!“ — Er nahm es, zerriß es mit sanftem Lächeln und sprach: — „Die Kritik, welche Sie über mein Gedicht gemacht haben, ist begründet. Aber Sie müssen mir verzeihen, ich habe Sie mir nicht auf solcher Stufe der Cultur gedacht. Zudem ist es mir noch nie widerfahren, daß man mich in's Angesicht getadelt hat und da mußte es mir, einem vierundachtzigjährigen Manne, etwas wunderbar vorkommen, wenn ein solcher poetischer Neuling mich tadelte. Aber ich habe es eingesehen und freue mich über Ihren Muth; Sie werden kein Schmeichler werden.“ — Mit Herzlichkeit schüttelte er ihm die Hand und Dorothea nahm gerührt und voll neuer Achtung vor dem Naturdichter, die weggesetzte Weinflasche wieder hin.

Das Eintreten Klamer Schmidt's führte eine andere

Unterhaltung herbei. Derselbe war gekommen, um Hiller auf den Abend einzuladen. —

Als Hiller am anderen Tage wiederum bei Gleim erschien, um Abschied zu nehmen, war er von dem verlebten Abend bei dem Kriegssecretair noch hochbegeistert. — „Es waren mehre Herren, auch der Domprediger Augustin, zugegen“ — erzählte er — „während des Essens überraschte mich die neunjährige Tochter des Herrn Kriegssecretairs mit einem Blumenkranze, den sie mir auf das Haupt setzte und wobei sie mir ein Gedicht ihres Vaters überreichte. Den ganzen Abend habe ich den Kranz getragen und ich werde ihn in Cöthen unter Rahmen und Glas in meine kleine, ärmliche Stube hängen.“ —

— „Hat Klamer Schmidt den Vers besser getroffen?“ — fragte Gleim ohne die mindeste Eifersucht.

Hiller zog das Papier hervor und las:

„„An Hiller den ländlichen Kranz,
Er singt Erobrern nicht, nicht flatternden Blondinen,
Ihm schöner ist's: Vater und Kinder zu sühnen,
Und Tugend zu feiern am hüttlichen Herd.“ —

— „Wollen Sie in Ihre Heimath zurückreisen?“ — fragte Gleim.

— „Der Herr Amtmann Westram hat mir ein Reitpferd geschickt, das mich über Quedlinburg nach Ballenstädt bringen soll; — in Cöthen habe ich in letzter Zeit eine Lehmsteinstreicherei auf einem Rasenplatze vor der Stadt an-

gelegt — dorthin kehre ich zurück, wenn meine Gönner mir nicht eine edlere Bestimmung anweisen.“ —

Gleim legte seine Hand auf das Haupt des Dichters und sprach segnend: — „so lange die Muse in unserem Vaterlande ihren Jüngern nicht Brot, sondern nur Lieder giebt, werden auch die Lehmsteine, welche Sie machen, Ihnen zur Ehre gereichen — fahren Sie fort, dem Edlen und Schönen im Herzen und in der Welt zu singen und alle Guten werden Ihre Freunde sein, ohne daß Sie nöthig haben, ihnen zu schmeicheln. — Leben Sie wohl!“ —

Wenige Monate waren nach Hiller's Besuche im Mai vergangen, als Gleim merklich schwächer und mit dem Anfange des Jahres 1803 sogar bettlägerig geworden war. Als fühle er eine baldige Auflösung, so eifrig und eilig dachte er jetzt an seine Freunde, um Briefe an sie zu dictiren und ihnen, wie ein scheidender Schwan, sanfte, klagende Abschiedsworte der Liebe und des Wiedersehens in schöneren Gefilden zuzurufen. An Herder und seine Familie hatte er einen Brief abgeschickt, worin er den Frieden seiner Seele mit dem Morgenrothe verglich, welches ihm, dem irdisch Blinden, bereits aus einer höheren Welt entgegenscheine — an Klopstock dictirte er aber eines Spätabends die Worte: — „Ich sterbe lieber Freund! Als ein Sterbender sage

ich Ihnen, in diesem Leben haben wir für und miteinander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir's nachholen. Die Muse hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet und steht noch bei mir. Gedichte vom alten Gleim auf seinem Sterbebette werden jetzt zum Abdruck für wenige Leser in's Reine geschrieben. Ein Exemplar von meinen Nachtgedanken send' ich nur meinem Klopstock. — Ich lasse mich in meinem Garten begraben; um mein Grab herum stehen längst die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde!" —

Gleim hatte diese Worte im Vorgefühl des Scheidens dictirt — nach wenigen Wochen, am 18. Februar entschlief er so schmerzlos und still, daß Dorothea erst nach dem erfolgten Tode den ewigen Schlummer des Greises bemerkte.

Vierzehn Tage später wehete die Linde zu Ottensee auch über Klopstock's Grabe. — —

Ende.

Druck von Paul Schettler in Cöthen.